1 Karte lose

Die deutschen Siedlungen in der Slowakei vor der Vertreibung

Alt-Maierh.
Sublechnitz
Kniesen
Hobgarten
Pudlein
Alt-Lublau
Topporte
Bierbrunn
Klein-Lomnitz
Malder
Holla-Lomnitz
Bauschendorf
Roks
Bela
Forberg
Nehre
Maierhöfen
Waldorf
Alt-Neu
Gr. Lomnitz
KASMARK
Gr. Schlagend.
Hunsdorf
Leibitz
Mühlenbach
Metzd.
Rißdorf
Feika
Georgenberg
Dunelsd.
Burgerhof
Deutschendorf
Michelsdorf
Rißdorf
LEUTSCHAU
Kirchdrauf
Wallendorf
ZIPS-NEUDORF
Hernach
Krompach
Gran
Wagendrüssel
Schwedler
GÖLLNITZ
Dobschau
Altwasser
Einsiedel
Schmöllnitz-Hütte
Schmöllnitz
Sbios
O.-U.-Metzenseifen
NEUSOHL
ROSENAU
Sajo
Eipel
0
6
12
18
24
30

JOH. GROSSMANN / JOH. DAUBNER

Glaserhau

Ein deutsches Dorf im Hauerland

HILFSBUND KARPATENDEUTSCHER KATHOLIKEN e. V.
— ARBEITSKREIS GLASERHAU —

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Herausgeber und Verlag:
Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken e.V., Baden/Württemberg
7000 Stuttgart 1, Stafflenbergstraße 44, Telefon 24 80 04

Arbeitskreis Glaserhau
Herlikofen 182
7070 Schwäbisch Gmünd

26 A 16650

Printed in Germany
Alle Rechte behalten sich Herausgeber und Verlag vor.
© Copyright 1982 by Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken und Arbeitskreis Glaserhau

2. überarbeitete Auflage, 1986

Druck: Chr. Kammler, Stuttgart
Umschlag: Josef Großmann, Herlikofen

Inhaltsverzeichnis

Inhalt 5
Vorwort 9
Geleit 11
Monsignore Dekan Josef Pöss
Skizze seines Lebens und Wirkens 13
Zeittafel zum Leben von Msgr. Josef Pöss 16

Ort Glaserhau

Geograhische Lage 18
Klima 20
Die geologische Entstehung des Turzer Beckens 20
Gemeindeflur 25
Pflanzen- und Tierwelt 27
Wald 27
Unsere Wiesen 32
Tierleben auf der Wiese 34
Pilze auf der Wiese 34
Unsere Felder 34
Gewürz- und Heilpflanzen 36
Entstehungsgeschichte unseres Heimatortes Glaserhau 37
Name 41
Herkunft der Siedler 43
Die politische Gemeinde 46
Notariat 49
Das Urbarium 54
Krätschen 58
Urbarialgemeinde 59
Flurnamen 63
Örtl und Feldwege 64
Siedlungsform 66
Die Hofform 68
Bauform
Das Wohnhaus und seine Einrichtung 71
Die Wohnstube 74
Feuerwehr 78
Postwesen 86
Gesundheitswesen 87
Kinderschutz und Jugendfürsorge 89
Aus der Geschichte Glaserhaus
in der Zeit der Hussiten- und Türkenkriege 91
Bevölkerung 97

Familiennamen 98
Die große Überschwemmung zu Pfingsten 1875 100
Eisenbahnbau Oberstuben—Krickerhau 103
Die Elektrifizierung 104
Manöver 105
Bergstadt Kremnitz 105

Kirche

Namen der Priester in Glaserhau 116
Wegkreuze und Bilder in der Gemeinde 125
Statue des Hl. Wendelin 125
Kapelle 125
Wallfahrten 125
Die St.-Elisabeth-Wallfahrt in Ehningen 129
Turmbau 130
Übersetzung der nachfolgenden Urkunden vom Turmbau 130
Die Glocken 133
Priester aus Glaserhau 135
Ordensschwestern aus Glaserhau 136

Kirchliches Brauchtum

Kirchliches Brauchtum 138
Advent 138
Nikolaustag 139
Weihnachten 140
Der Heilige Abend 140
Der Silvesterabend 145
Maria Lichtmeß (2. Februar) 147
Aschermittwoch 147
Das „Goldene Vaterunser" (ein Gebet zur Fastenzeit aus Glaserhau) 148
Palmsonntag 150
Gründonnerstag 150
Karfreitag 150
Karsamstag 151
Weitere Feste und Andachten 152
Allerheiligen—Allerseelen 152
Abendgebete 153
Der Kirchenvater 154

Schulwesen

Beschreibung der Volksschulen, der Lehrer und ihre Einkünfte 1850 158
Lehrer und Organisten an dieser Schule ab 1850 160
Bau der oberen röm.-kath. Schule 1885 161
Bau der neuen Schule am Scheibenbusch 166
Verzeichnis der Lehrer, die nach dem 1. Weltkrieg in Glaserhau tätig waren . . . 168

Schulleiter 169
Die slowakische Schule 170
Evakuierung der Schulen 170
Auf der Flucht vergessen 174
Der Deutsche Kulturverband und seine Schutzarbeit 175

Sitte, Brauchtum und Aberglauben

Fasching 179
Das Brauchtum an Ostern 181
Das Baden (Pon) am Ostermontag 182
Unter dem Maibaum (Maapam) 183
Johannisfeuer (G'honniswata) 184
Von der Wiege bis zur Bahre 185
Die Glaserhauer Tracht 193
Die Frauentracht 196
Eßgewohnheiten und Spezialitäten aus der Glaserhauer Küche 200
Brot backen 203
Saitanz (Schlachtfest) 205

Die Glaserhauer Mundart

Abzählreim 208
Kinderreim 209
Rätsel 210
Ein Mundartgedicht auf unser Dorf in der Glaserhauer Mundart 210
Übersetzung des Gedichtes 211
Lieder, die in Glaserhau gesungen wurden 212

Der Aberglaube

Sagen aus Glaserhau 223
Die Sage vom „Feuerschimmel" 224
Von feurigen Pflugrädern und Spindeln 224
Von den Lichtmännlein 224
Ein Erlebnis aus dem Haugrund 225
Die Geschichte von der Tüden 225
Die Sage vom Krönlstein 226
Die Sage vom versunkenen Dorf 228
Gesangverein 229
Turnverein 231
Kriegerbuna 233
Grußformen 234

Erwerbstätigkeit

Erwerbstätigkeit 234
Die Landwirtschaft 234

Heuernte . . . 238
Getreideernte . . . 240
Kartoffelanbau . . . 243
Viehzucht . . . 244
Vom Viehhüten . . . 246
Viehmärkte . . . 247
Schafwirtschaft . . . 249
Obstanbau . . . 252
Bienenzucht . . . 254
Lein oder Flachs . . . 254
Waschtag . . . 260
Landwirtschaftliche Saisonarbeit — der Haupterwerbszweig der Glaserhauer . . . 264
Lied . . . 267
Andere Nebenverdienstmöglichkeiten . . . 276
Matzesbacken . . . 278
Handel, Gewerbe und Handwerk . . . 279
Konsumgenossenschaft . . . 284
Raiffeisenkasse . . . 286
Die politische Entwicklung vom 1. bis zum 2. Weltkrieg . . . 289
Die Kriegsjahre 1939—1945 . . . 292
Partisanenaufstand 1944 . . . 292
Passion und Ostern im Leben des letzten deutschen Pfarrers von Glaserhau . . . 301
Evakuierung . . . 314
Kriegsende und seine Folgen . . . 315
Vermißte und Gefallene des 2. Weltkrieges 1939—1945 . . . 317

Verschiedenes

Wie's „Daheim" einst war . . . 319
Ein Saisonbericht von Helene Daubner . . . 323
Erinnerungen an Glaserhau . . . 327
Die gemütlichen Winterabende daheim . . . 332
Ries'la (Papier-Rosen) machen . . . 334
Federschleißen . . . 335
Neubeginn . . . 339
Glaserhauer Heimattage in Herlikofen . . . 342
Namen, Hausnamen, Hausnummern . . . 344
Quellennachweis . . . 363

Heimatbücher . . . 364

Schriftenreihe . . . 365

Anhang . . . 366

Vorwort

Fast vierzig Jahre sind seit der gewaltsamen Vertreibung aus unserer Heimat vergangen. Unsere Kinder und Kindeskinder sind bereits hier in der neuen Heimat geboren und aufgewachsen und haben sie mit uns kennen und lieben gelernt. Kann da ein Buch über unsere einstige karpatendeutsche Heimat und das Schicksal unserer Landsleute noch aktuell sein?

Wir wären unserer alten Heimat gegenüber undankbar, wenn wir sie und mit ihr alles, was unsere Väter und Vorfahren in vielen hundert Jahren dort geleistet, erlebt und durchlitten haben, vergessen wollten.

Das vorliegende Buch soll in volkstümlicher Form das Leben und Schicksal unserer Dorfbewohner, die siedlungs-, kultur- und ortsgeschichtlichen Geschehnisse von der Gründung bis zum Auslöschen als deutsches Dorf aufzeigen und vor dem Vergessen bewahren.

Umfangreiche Vorarbeiten waren nötig, um die Unterlagen für das Buch zu bekommen. Die wenigen zugänglichen Quellen in den Bibliotheken und Archiven in Wien, München und Stuttgart wurden nach bestem Wissen ausgeschöpft und genutzt. Die älteren Glaserhauer, die die heimatliche Dorfgemeinschaft noch bewußt erlebt haben und noch aus eigenem Erleben erzählen können, wie es daheim war, waren aufgerufen, bei der Gestaltung des Buches mitzuarbeiten.

In Herlikofen entstand ein „Arbeitskreis Glaserhau", der die Entstehung des Heimatbuches tatkräftig unterstützte. Ihm verdanken wir den Beitrag über die „Heimattage in Herlikofen".

Viele Landsleute schickten mir Erlebnisberichte, Schilderungen, Gedichte und Bilder. Nur durch ihre Mitarbeit war es möglich, die vielen Einzelheiten zu sammeln und zu einem Buch zusammenzufügen. Es konnten aber nicht alle Berichte und Bilder der Einsender im Buch aufgenommen werden. Ihre Verdienste sollen dadurch nicht geschmälert werden.

Einen ganz wesentlichen Anteil an dem Zustandekommen des Buches hat unser Landsmann Johann Daubner (Hikl Hansik). Er sammelte in mühevoller Kleinarbeit die Bilder, die Namen der Gefallenen und der beim Partisanenaufstand 1944 ermordeten Männer sowie die Haus- und Örtlnamen für das Ortsverzeichnis. In Zusammenarbeit mit Herrn Schebian fertigte er den Ortsplan mit sämtlichen Hausnummern. Er verfaßte den Beitrag: „Von der Wiege bis zur Bahre" und war aufgrund seiner Ortskenntnisse ein verläßlicher und fleißiger Mitarbeiter.

Weitere Beiträge lieferten:

Helene Daubner über Eßgewohnheiten und Tracht,
Leopold Großmann über Mundart und Brauchtum,
Hans Höfner über Schulwesen und kulturelles Leben.
Wertvolle Beiträge zum Gemeindeleben, Brauchtum und Aberglaube stammen von Hanni Würch, geb. Nikles.
Elisabeth Schmidt und Josef Großmann illustrierten das Buch.

Allen, die mich bei der Bearbeitung des reichhaltigen Stoffes unterstützt und zum Gelingen des Werkes beigetragen haben, möchte ich an dieser Stelle danken.
Freuen würde ich mich, wenn es mir durch dieses Buch gelungen wäre, den älteren Glaserhauern, die mit dem Ort noch seelisch und geistig verbunden sind, die alte Heimat neu ins Haus und Herz zu bringen.
Den jüngeren Lesern aber, unseren Kindern und Enkeln, die die Heimat ihrer Väter und Ahnen nur vom Hörensagen kennen, wünsche ich, daß ihnen beim Lesen des Buches die Liebe ihrer Eltern und Großeltern zur angestammten Heimat verständlich wird.
Wir haben mit dem Buch den Versuch unternommen, unser Dorf so zu zeigen, wie es von den Generationen unserer Vorfahren geschaffen wurde und wie es sich darbot, als wir es verlassen mußten.

Zum Schluß sei noch dem Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken, Stuttgart, insbesondere Herrn Pfarrer Josef Steinhübl und Ing. Eduard Oswald Dank gesagt. Ohne sie wäre die Drucklegung des Buches kaum möglich gewesen.

Möge das Buch den Weg zu allen Glaserhauern, wohin sie das Schicksal verschlagen haben mag, finden. Für viele wird es eine liebe, für manche eine wehmütige Erinnerung sein. Aber auch manchem einheimischen Freund unserer Volksgruppe soll es einen kleinen Einblick in unsere Gedankenwelt, in unser reiches Brauchtum und in unser früheres Leben in der alten Heimat im Hauerland vermitteln.

Johann Großmann

Zum Geleit

Der Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken e. V. Stuttgart hat sich die Aufgabe gestellt, Publikationen über die 600jährige Geschichte der Deutschen aus der Mittelslowakei zu veröffentlichen. Das vorliegende Heimatbuch „Glaserhau" soll ein Beitrag zur Geschichte und Kultur der einst deutschen Gemeinde im Hauerland in der Mittelslowakei sein.
Kulturgeschichte und Geschehnisse der Vergangenheit, können auch heute noch am besten durch das geschriebene Wort der Vergangenheit entrissen und in die Zukunft hinübergerettet werden.
Für die einen ist das Heimatbuch „Glaserhau" ein Auszug eines großen Teils ihres Lebens oder eine Bestätigung einer schönen Jugendzeit oder Kindheit, den anderen das Nachempfinden vom Gehörten, oder auch das Zurechtrücken bekommener Eindrücke.
Eines soll es allen sein: Unseren Familien Erinnerung an die verlorene Heimat, Mahnung an das, uns durch die Vertreibung zugefügte Unrecht und Bereitschaft zur Versöhnung und Zusammenarbeit mit jenen, die jetzt in Glaserhau wohnen.
Trotz der über 350 Seiten und reichlichen Bebilderung, wird das Heimatbuch „Glaserhau" Lücken aufweisen und zum Verarbeiten anregen.
Freuen wir uns, daß durch dieses Glaserhauer Heimatbuch, ein Großteil der Glaserhauer Heimat- und Kulturgeschichte in unsere Hände gegeben ist und so der Vergangenheit, wahrscheinlich für immer, entzogen und der Nachwelt überliefert werden kann.
Dank sei allen, die in opferbereiter und selbstloser Weise dazu beigetragen haben dieses Buch herauszubringen.
Besonderer Dank gebührt Herrn Johann Großmann und Herrn Johann Daubner für ihren Mut und die jahrelange opferbereite und beharrliche Ausdauer die sie für das erfolgreiche Werk aufbrachten.
Wir wünschen dem Heimatbuch einen guten Weg in die Hände der Glaserhauer und deren Nachkommen, sowie aller Glaserhauer Freunde.
Es möge von allen Lesern gut aufgenommen werden und zu tiefen Erkenntnissen über den Heimatgedanken, insbesondere bei unserer Jugend, führen.

Hilfsbund Karpatendeutscher
Katholiken e. V. Stuttgart

G. R. Pfarrer Josef Steinhübl
Ing. Eduard Oswald

Arbeitskreis Glaserhau

August Derer
Josef Großmann

Monsignore Dekan Pöss †

Monsignore Dekan Josef Pöss

Skizze seines Lebens und Wirkens

Das ausgefüllte Leben und segensreiche Wirken des Priesters Josef Pöss in einer kurzen Skizze zu fassen, ist nicht leicht. Vieles bleibt sicher ungesagt. Leser unseres Buches, die ihn kannten, werden sich fragen: Warum ist das oder jenes nicht aufgeschrieben? Füllen Sie, lieber Leser, in Gedanken aus, was hier nur Stückwerk bleibt!

Msgr. Dekan Josef Pöss wurde am 19. August 1916 in Krickerhau im Hauerland als zweites von acht Kindern geboren. Sein Vater war Maurer. Der Garten und die paar Äcker, die zum Haus gehörten, wurden von der Mutter und den Kindern bearbeitet. Der Ertrag reichte zur Haltung von etwas Kleinvieh und einer Kuh. Es war ein opferreiches Leben der Eltern, die den begabten Kindern den Besuch höherer Schulen ermöglichen wollten. Josef kam in das Gymnasium nach Duppau im Sudetenland. Später begannen noch zwei Brüder das Studium. Toni blieb im Krieg und Hans wurde Architekt. Die Förderung durch das Priesterhilfswerk des Krickerhauer Pfarrers Fegyveres und die Unterstützung durch den Deutschen Kulturverband machten es möglich, daß begabte Kinder aus armen Familien studieren konnten.

Josef rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. Er brachte gute Leistungen in der Schule. Dank seiner guten Stimme, Musikalität und seines aufgeschlossenen Wesens war er bei seinen Lehrern und Mitschülern beliebt. Sport lag ihm weniger. Seine Gesundheit war schon damals nicht die beste. Im Schuljahr 1933/34 mußte er wegen eines akuten Gelenkrheumatismus monatelang die Schule versäumen. Auch eine Kur in Pieštany brachte keine ausreichende Linderung. Trotz dieser Krankheit schloß er 1935 das Gymnasium mit einer Matura mit „Auszeichnung" ab.

Pfarrer Fegyveres, bemüht um deutschen Priesternachwuchs in der Slowakei, riet ihm, in Rosenau Theologie zu studieren. Die neue slowakische und ungarische Umgebung gab ihm Gelegenheit, sich diese Sprachen anzueignen. Als die Bischofstadt Rosenau nach dem Wiener Schiedsspruch 1938 zu Ungarn kam, übersiedelten die nichtmadjarischen Seminaristen in die Zips. Josef kam in das Priesterseminar nach Neusohl. Es bedurfte langer Verhandlungen, bis er, da er in Rosenau schon die niederen Weihen erhalten hatte, in die Diözese Neusohl aufgenommen werden konnte. Die letzten vier Semester vergingen rasch.

Am 18. Mai 1940 empfing er durch Bischof Blaha in Neusohl die Priesterweihe. In das Primizamt war die Trauung seiner Schwester Liesl mit Anton Koretz eingeflochten.
Zum 1. Juli 1940 folgte die Anstellung als Kaplan in Hochwies. Der anstrengende Dienst in der großen und verstreut liegenden Gemeinde streckte ihn im Januar 1941 wieder ans Krankenlager. Die Versetzung nach Krickerhau war eine Erleichterung, wenn er auch nicht weniger Arbeit hatte, da er hier auch als Religionslehrer an der Bürgerschule tätig war. Aber auch hier war er nur kurze Zeit. Freiwerdende deutsche Pfarreien mußten in dieser nationalgereizten Zeit mit deutschen Priestern besetzt werden, auch wenn sie noch so jung waren.
Im Herbst 1941 wies ihn Bischof Blaha an, die Verwaltung der 4000 Seelen zählende Gemeinde Glaserhau zu übernehmen. Nach der bestandenen Prosynodalprüfung wurde er Anfang September 1944 zum Pfarrer von Glaserhau ernannt. Das Schicksal dieser Gemeinde ist mit seinem Namen unauslöschlich verbunden. Die Darstellung dieser Schicksalstage kann nur er in Worte kleiden (siehe Seite 301).
Nach seiner Heimkehr aus der Verschleppung nahm er die Arbeit notdürftig wieder auf. Kirche und Pfarrhaus waren geplündert. Im Februar 1945 zwang ihn die herannahende Front, Glaserhau zu verlassen. Er kam mit seinen Angehörigen nach Oberösterreich. In der seit fünf Jahren priesterlosen Gemeinde St. Pantaleon, Diözese Linz, fand er mit den Seinen zunächst Unterschlupf und auch Anstellung als Hilfspriester für etwa ein Jahr. Im Frühjahr 1946 schob die österreichische Regierung die Heimatlosen aus der ČSSR nach Deutschland ab. Auch Pfarrer Pöss und die Seinen mußten wieder die Reste ihrer Habe packen. Der Transport brachte sie in das Lager Unterjettingen. Pfarrer Pöss wurde in das katholische Pfarrhaus Böblingen eingewiesen, wo er auch gleich vom Bistum Rottenburg als Vikar angestellt wurde.
Am 18. August 1946 übersiedelte er nach Ehningen. Sein Seelsorgebezirk umfaßte Ehningen, Gertringen, Rohrau, Hildrizhausen und einige Zeit auch Holzgerlingen. Die erste Kapelle in Ehningen befand sich im Hause des Herrn Dr. Kohle im Kellergeschoß. Ein neuer Lebensabschnitt in der neuen, noch zu erwerbenden Heimat tat sich auf.
Aus den Akten des Bischöflichen Ordinariates Rottenburg ist folgende Beurteilung des Menschen und Priesters zu entnehmen: „Josef Pöss ist ein eifriger, tüchtiger Seelsorger, ein heiterer angenehmer Mensch, der auch sehr energisch sein kann. In der Pastoral ist er rasch und sicher im Urteil. Seine Predigten sind zeitgemäß und lebendig. Er feiert liturgisch gute Gottesdienste auch in ärmlichen Räumen. Er hat zwei Kirchen gebaut (Ehningen und Gertringen) und sie mit allem ausgestattet. Seine Wertschätzung im Kreise der Priester wird durch die

Wahl 1961 und Wiederwahl 1971 zum Dekan des Landkapitels Böblingen unterstrichen. Ebenso zeugt davon seine Ernennung 1966 zum Sprecher der Priester und Gläubigen aus der Slowakei. 1970 erhielt er den Titel ‚Monsignore' verliehen." (Monsignore d. h. päpstlicher Hauskaplan).
Das Zusammenleben mit den evangelischen Christen in der neuen Heimat, die dem heimatlosen Priester ihre Kirchen für den Gottesdienst öffneten, wird am besten gekennzeichnet in dem Neujahrsbrief, den Msgr. Pöss mit dem evangelischen Dekan Straub im letzten Jahr verfaßte: „Wir haben uns zusammengefunden mit der Absicht gemeinsam zu tun, was wir ohne Bedrängnis der Gewissen tun können. Wir wünschen uns in diesen Tagen, daß wir uns nicht krampfhaft klammern an das, was uns scheidet, sondern, daß wir viel mehr den Blick öffnen für das, was uns miteinander verbindet."
Der Sprecher der Landsmannschaft würdigte ihn am Grabe: „Pfarrer Pöss war ein kraftvoller Mann, energiegeladen, wenn es galt, etwas durchzusetzen, was er für richtig und notwendig hielt. Als Priester war er ein Vorbild von bezaubernder Liebenswürdigkeit und ausgestattet mit einem Humor, der den Weg zu jedem Herzen öffnete. Ehrliche ökumenische Gesinnung, wie Aufgeschlossenheit gegenüber allem Geschehen in der Gemeinde, Landsmannschaft und in den Vereinen, zeichneten ihn aus. Er war unermüdlich in der Arbeit. Niemals hat er sich Ruhe gegönnt. So hat ihn der Herrgott mitten aus dem Leben, mitten aus der Arbeit nach einem alten Sprichwort: Repenta mors sacerdotis sors = plötzlicher Tod, des Priesters Los, abberufen."
Nun sind seitdem fast zehn Jahre vergangen. Jedes Jahr besuchen die Teilnehmer der Elisabeth-Wallfahrt, wenn sie der Toten in der Heimat gedenken, auch sein Grab in Ehningen. Das Grab ist nicht aus der Reihe anderer Gräber hervorgehoben. Eines Tages wird es eingeebnet werden. Möge dann sein Grabstein an der Gelöbniskirche aufgestellt werden, die er gebaut hat. Mögen auch spätere Generationen in dieser Kirche noch ein Gebet sprechen mit dem Gedanken an einen Priester, der die Passion des Herrn in seinem Leben mit seiner Gemeinde erlitten hat und der Bitte, daß er auch teilhaben darf an der Auferstehung.

Arbeitskreis Glaserhau

Zeittafel zum Leben von Msgr. Josef Pöss:

19. 8. 1916	geb. in Krickerhau
13. 6. 1935	Matura in Duppau
7. 9. 1935	Eintritt in das Priesterseminar in Rosenau
12. 11. 1938	Übertritt in das Seminar Neusohl
18. 5. 1940	Priesterweihe durch Bischof M. Blaha, Neusohl
25. 5. 1940	Primiz in Krickerhau
1. 7. 1940	Kaplan in Hochwies
1. 2. 1941	Kaplan in Krickerhau
1. 10. 1941	Pfarrverwalter in Glaserhau
13. 9. 1944	Pfarrer in Glaserhau
21. 9. 1944	Das große Sterben in Glaserhau bis
29. 10. 1944	Gefangenschaft in Slovenska Lupca
16. 2. 1945	Evakuierung vor der Front
18. 3. 1945 15. 2. 1946	Hilfspriester in St. Pantaleon, Diözese Linz/Österreich
10. 4. 1946	Ankunft im Lager Unterjettingen/Wttbg.
15. 4. 1946	Ankunft in Böblingen und Beginn als Vikar
18. 8. 1946	Übersiedlung nach Ehningen als „Heimatlosenseelsorger"
9. 9. 1957	Weihe der St. Elisabethkirche in Ehningen
8. 5. 1961	Wahl zum Dekan
15. 10. 1961	Erstellung des Pfarrhauses in Ehningen
18. 5. 1965	Silbernes Priesterjubiläum
12. 6. 1966	Weihe der Kirche in Gärtringen
15. 12. 1966	Ernennung zum Sprecher der Priester aus der Slowakei
1. 10. 1970	Verleihung des Titels Monsignore
24. 5. 1971	Wiederwahl zum Dekan des Landkapitels Böblingen
21. 2. 1973	verstorben im Herrn
24. 2. 1973	Seelenamt und Beisetzung in Ehningen

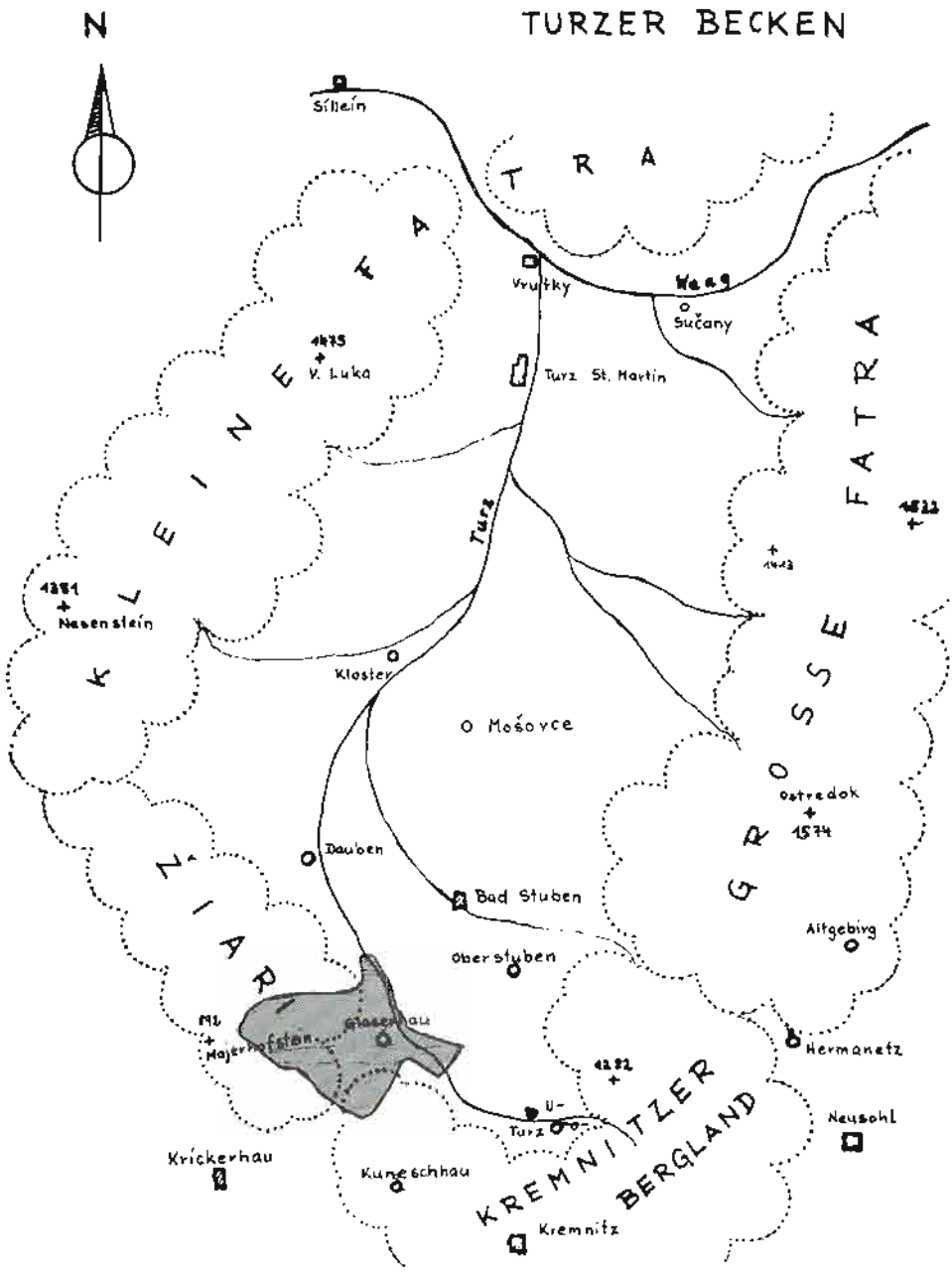
Wir trauern
um die Toten
des ersten
Weltkrieges
Wir gedenken
in Trauer all derer, die
in den Septemberwirren
1944
schuldlos ihr Leben ließen
Wir wollen alle jene, die im
zweiten Weltkrieg für
ihre Heimat
gefallen sind
nicht vergessen
Ihnen allen
wollen wir
ein Denkmal in
unseren Herzen
setzen

Ort Glaserhau

Geographische Lage

Unsere alte Heimatgemeinde Glaserhau (slowakisch: Sklené) liegt in einer Talmulde am südlichen Ende des Turzer Beckens, das nach dem Fluß Turz (sl. Turiec), der es in nördlicher Richtung durchfließt, benannt wird. Der Fluß mündet bei Vrutky in die Waag, die bei Komorn in die Donau mündet.
In der österreich-ungarischen Zeit bis 1918 bildete das Turzer Becken das Komitat (deutsch: Gespanschaft, auch Grafschaft) Turocz, und darin gehörte Glaserhau bis 1926 zum Stuhlbezirk (= Gerichtsbezirk) Bad Stuben. Die 1918 neugegründete Tschechoslowakische Republik (ČSR) hob diese ungarische Komitatseinteilung auf, und an ihre Stelle trat der politische Bezirk (sl. okres) (Landkreis) Turč. Sv. Martin (sprich: Turtschiansky Svaty Martin), an deren Spitze der Bezirkshauptmann (sl. okresný načelnik) stand. Seit 1945 heißt der Bezirk kurz „Martin", wie die Kreisstadt.
Auf der Landkarte finden wir dieses natürliche Becken südwestlich der Hohen Tatra (Vysoke Tatry) *) in der Mittelslowakei. Es ist im Westen und Norden von der Kleinen Fatra (Malá Fatra) 1476 m, im Osten von der Großen Fatra (Velká Fatra) 1692 m und den Kremnitzer Bergen (Kremnické Vrchy) 1318 m und im Süden von dem Žiari-Gebirge umgeben. An den nordöstlichen Abhängen dieses Žiari-Gebirges, das zum Turztal abfällt, liegen die Felder, Wiesen und Wälder der Glaserhauer Bauern. Das Dorf erstreckt sich in einer Länge von 3,5 km von Nordosten nach Süden und zieht sich längs eines Baches zu den auslaufenden Hügeln und Bergen des Žiari-Gebirges empor. Der südliche Teil, der Oberort, liegt 670 m ü.d.M. Der Höhenunterschied zwischen Oberort und Unterort beträgt 150 m. Im unteren Ortsteil steht auf einem 600 m hohen Hügelvorsprung die Kirche. Sie ist daher weithin sichtbar und das Wahrzeichen von Glaserhau.
Glaserhau liegt unter 48° 47′ nördliche Breite (etwa die gleiche geographische Breite wie Regensburg — Karlsruhe) und 18° 49′ östliche Länge im Erdbild.

*) Auf den Landkarten der CSSR und zum Teil auch schon auf unseren neuen Landkarten sind die Orte und Gebirge nur in der amtlichen slowakischen Sprache angegeben. Zur besseren Orientierung stehen daher neben den deutschen Orts- und Gebirgsnamen in Klammern die jetzigen slowakischen Bezeichnungen.



Skizze: Turzer Becken mit Glaserhauer Gemarkung

Klima

Diese gegen Norden und Nordosten offene Lage wirkte sich klimatisch für Glaserhau besonders im Winter sehr nachteilig aus. Die kalten Nordostwinde und Schneestürme konnten ungehindert eindringen und bescherten uns lange, kalte und schneereiche Winter. Der erste Schnee fiel bereits Ende November. Es hieß: „Zu Kathrein (25. November) schaut der Schnee zum Fenster rein."
Die ersten Fröste traten schon Allerheiligen auf. Im Januar sank das Thermometer oft bis minus 25 °C. Der Winter endete meist Ende März. Anfang April taute die Erde auf und die Bauern konnten mit der Feldbestellung beginnen. Das Frühjahr war im allgemeinen regnerisch und kalt; der Sommer dagegen heiß und trocken. Den Regen brachten die Winde vom Westen (vom Heuberg) her. Von dorther zogen auch die Gewitter auf. Sie waren oft so heftig, daß sie wiederholt mit verheerenden Überschwemmungen unser Dorf heimsuchten (s. Seite 100). Der Herbst zeigte sich mild und sonnig, war aber nur von kurzer Dauer. Kaum war die Ernte eingebracht, hieß es schon: „Zu Bartholomä (24. August), Bauer steh' auf und sä'!" Nach Allerheiligen begann die neblige Rauhreifzeit, die die Felder, Bäume und Sträucher in ein eintöniges Grau hüllte, ehe dann der Winter alles mit einer glitzernden Schneedecke überzog.
Die durchschnittliche Jahrestemperatur (Tag, Nacht, Sommer und Winter) schwankte zwischen 5 und 7 °C und die Niederschläge lagen bei 800—1000 mm.

Die geologische Entstehung des Turzer Beckens

Wenn wir von Geologie (= Erdgeschichte) einer Gegend sprechen, so ist damit die Gesteins- und Bodenart gemeint, die äußerlich oder wenig unter der Erdoberfläche in Erscheinung tritt und von deren Beschaffenheit die Fruchtbarkeit des Bodens und das Pflanzenkleid abhängt.
Die geologische Entstehung des Turzer Beckens geht bis ins erdgeschichtliche Zeitalter des Altertums (Paläozoikum) zurück. Die Faltungen der Erdoberfläche schufen damals das aus Granitkern bestehende Gebirge der Großen und Kleinen Fatra.
Im erdgeschichtlichen Mittelalter (Mezozoikum) vor etwa 200 Millionen Jahren war das ganze Gebiet mehrmals von Meeren überflutet. In unendlich langen Zeiträumen lagerten sich dicke Sediment-, Keuper- und Kalkschichten mit dazwischenliegenden Lehmschichten ab, die durch die darüberliegenden Massen zu festen Erd- und Gesteinsschichten zusammengepreßt wurden.
Durch die vulkanischen Tätigkeiten im Terziär vor ungefähr 60 Millionen Jahren entstanden die Kremnitzer Berge. Die Kräfte aus dem Erdinneren ver-

Bendeas Wiesen — „Dolinen"

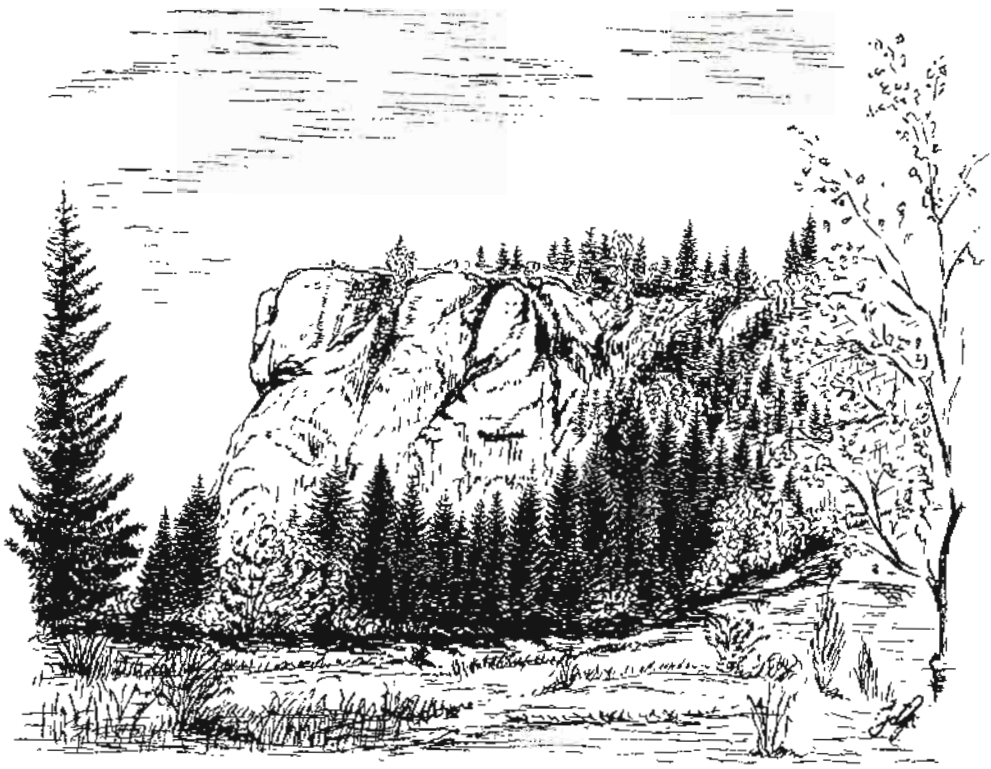
schoben die Ablagerungsschichten und hoben sie zum Teil aus dem Meer empor. Damals tauchte auch das Žiari-Gebirge auf, dessen oberste Schicht aus Kalkstein (Dolomit) aus der erdgeschichtlichen Epoche des Jura besteht. Regen, Wind, Frost und Hitze zersetzten im Laufe von Jahrmillionen die oberste Kalksteinschicht zu Schutt, Geröll und Erde. Der Erdboden ist daher ein Verwitterungsprodukt des darunterliegenden Gesteins, in unserem Falle des Kalksteins.
Ein kalkhaltiger Boden kann das Wasser nicht halten. Es sickert rasch in die Erde, dringt bis zur nächsten Lehmschicht durch und kommt als Quelle oder „Brünnl" wieder zum Vorschein. Das Kalkgestein ist somit im Innern von Rissen, Spalten und Wasserläufen durchzogen. Das einsickernde Wasser löst feine Kalkteilchen auf, erweitert so die Risse und Spalten, bis sich in Jahrmillionen unterirdische Hohlräume bilden. Schließlich stürzen die Deckengewölbe ein, und es entstehen die rundlichen, trichterförmigen Vertiefungen, „Dolinen" genannt, die wir in der Senke zwischen Glaserhau und Krickerhau auf den „Bendeas Wiesen" sehen können. Die Volksphantasie erfand für diese ganz natürlich entstandene Bodenform eigenartige Erklärungen und seltsame Geschichten.
Wo aber die ausgelaugten Hohlräume tiefer liegen und von einem dickeren Gewölbe überdeckt werden, bilden sich Höhlen, meist Tropfsteinhöhlen. Eine solche Höhle wurde erst vor kurzem in der Nähe des Krönlsteins entdeckt.

Majerhofstein und Finkokessel

Die auflösende und abtragende Tätigkeit des Wassers ist schon viele Millionen Jahre am Werk. Dabei wurde sehr viel Kalkgestein, vor allem die weicheren Arten, im Wasser gelöst und in diesem Zustand davongeschwemmt. Auf diese Weise entstanden die muldenartigen Täler: Vordergrund, Hintergrund, Finkokessel, Mittelgrund, Tiefengrund und Haagrund mit den dazwischen liegenden Hügeln und Bergkuppen, die aus einem härteren Gestein zusammengesetzt sind. Dazu gehören auch die felsenartigen Gebilde Krönlstein, Spitzenstein und Majerhofstein.

Im nordöstlichen Teil unserer Gemeindeflur (Unterort) flachen die Hügel ab und gehen allmählich in das Wiesental des Turzflusses über. In diesem bis zu 200 m tiefer gelegenen Teil der Ortsflur treten schon die fruchtbareren Bodenarten des braunen Jura und der Keuperschicht mit der dazwischengelagerten Lehmschicht zutage. Lehmboden ist wasserundurchlässig, und so kam es hier an manchen Stellen mit geringem Gefälle zur Versumpfung einiger Felder und Wiesen.

Bei dem vorgeschichtlichen Abfluß des Wassers aus dem Turzer Meerbecken muß das heutige Turztal bei uns ein breiter Abflußkanal gewesen sein, der sich tief eingeschnitten hatte. In den folgenden Jahrtausenden lagerten sich in diesem Flußbett seit dem Terziär sandige und tonhaltige Erdmassen ab, die aber den



Krönlstein

Flußkanal nicht mehr ganz auffüllten, so daß auf beiden Seiten terrassenähnliche Erhebungen stehen blieben. Auf der nördlichen Terrasse steht der Ebene Wald „Ehmt", der sich im „Schindler Wald" bis Mutnik und Dauben fortsetzt. Die südliche Terrasse (auf der Dorfseite) ist bereits durch die vielen zum Turzfluß fließenden Bäche und Bächlein so abgetragen worden, daß sie nur noch an einigen Stellen, z. B. bei den „Sochel-Feldern" (Sochels Kreuz), gut erkennbar ist.

In dem zwischen den Terrassen liegenden Turztal breiten sich die „öben" (oberen) und „nieden" (niederen) Wiesen der Glaserhauer Bauern aus. Es sind zum Teil sumpfige Wiesen, die aber zweimal gemäht werden konnten (Heu und Grummet).

Den geologischen Vorgängen verdanken wir auch die Entstehung mehrerer Thermalquellen mit einer Temperatur von 38 °C bis 40 °C, an denen später

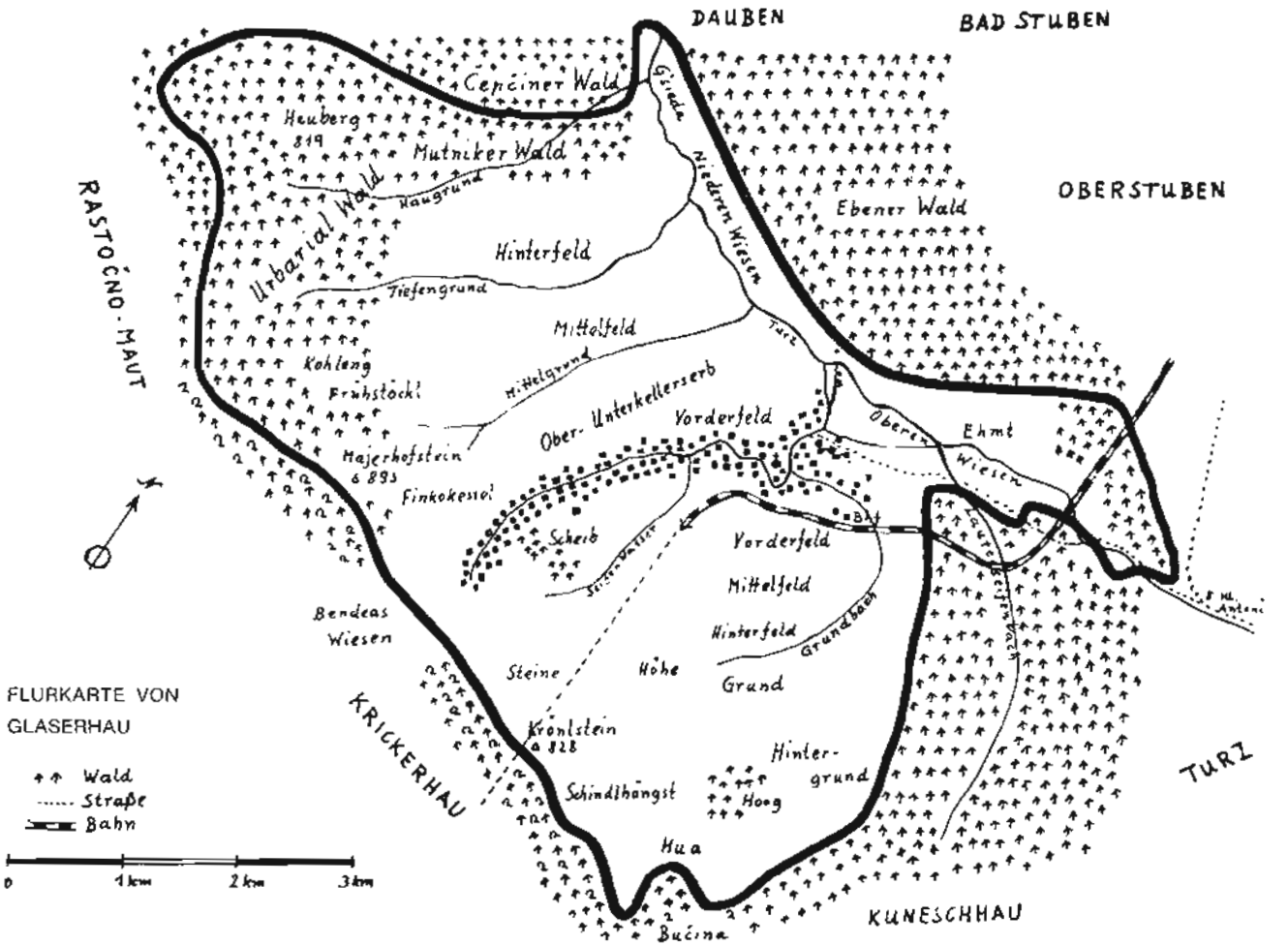
unser Nachbarort und Kurort Bad Stuben entstand. Hier werden Erkrankungen der Harnwege, Nieren, rheumatische Leiden, Gicht und Ischias geheilt. Bad Stuben lag nordöstlich von Glaserhau und konnte zu Fuß in einer guten Stunde erreicht werden.
In der Nähe von Glaserhau entspringen auch kohlensaure und schwefelhaltige Mineralquellen; die bekannteste ist der „Säuerling" in Budisch hinter dem Heuberg.
Doch wichtiger als diese Thermal- und Mineralquellen waren für unsere Heimat die vulkanischen Vorgänge bei der Entstehung der Kremnitzer Berge, bei denen granitische Schmelzflüsse aus großen Tiefen aufstiegen und beim Abkühlen aufgrund ihrer verschieden hohen Schmelzpunkte getrennt die Hänge und Berge mit Edel- und anderen Metallerzen anreicherten, wie die Gold- und Silbervorkommen von Kremnitz bezeugen. Diese Bodenschätze lockten auch unsere Ahnen im 13. und 14. Jahrhundert in dieses Gebiet.
Die Nachbarorte Kuneschhau, Johannesberg und Turz lagen ganz auf dem jungvulkanischen Boden, der im wesentlichen aus Trachyt und Andenit bestand. Dieser Boden reichte bis in unsere östlichen Flurteile „Hua", „Hintergrund" und „Bučina". Bei den Vulkanausbrüchen wurden große Steinbrocken bis in den „Vorderen Grund" geschleudert. Von „Teplis Stall", Hiklpals Wiesen herunter bis zu Raazens und Klapitis Wiesen lagen diese Steinbrocken verstreut oder in großen Haufen beisammen. Bei der Tränke auf der Ehmt lagen sie so dicht nebeneinander, daß man von Stein zu Stein springen konnte.
Diese Steine eigneten sich gut als Bausteine. Bauern gruben sie im Herbst aus und fuhren sie im Winter mit dem Schlitten nach Hause zum Bau der Fundamentsockel ihrer Blockhäuser. Zuletzt wurden ganze Häuser mit diesen Steinen gebaut, z. B. das Griega-Haus, das dem Franz Wagner gehörte.
Das heutige hügelige Landschaftsbild der Glaserhauer Gemarkung, das im Westen, Süden und Osten von einem Kranz von Bergen umsäumt wird und nach Nordosten zum Turzer Becken abfällt, verdanken wir den geologischen Vorgängen im Terziär und Quartiär der erdgeschichtlichen Neuzeit.
Staunend und mit etwas Wehmut betrachten wir heute diese landschaftliche Schönheit unserer alten Heimat. Sie gehörte bis zur Vertreibung zu unserem alltäglichen Anblick und entging vielleicht dadurch unserer besonderen Aufmerksamkeit und Bewunderung.

Gemeindeflur

Die Gesamtfläche der Glaserhauer Dorfflur oder Gemarkung, im Volksmund „Hootich" genannt, hatte ein Ausmaß von 4058 ha. Davon entfielen im Jahre 1940 auf:

Ackerland	1826 ha	= 45 %
Wiesen	476 ha	= 12 %
Wald	1292 ha	= 32 %
Hutweide und Ödland	360 ha	= 8,5 %
Garten und Hofraum	104 ha	= 2,5 %

Die Gemarkung wurde durch das 3,5 km lange Dorf, das sich von Nordosten nach Süden zu beiden Seiten des Dorfbaches erstreckte, in 2 Hälften geteilt: Von der „Emt" aus gesehen in eine nordwestliche (rechte) Seite bis zum Heuberg und in eine östliche (linke) Hälfte bis zu den staatlichen Wäldern der Kremnitzer Berge.
Die höchste Erhebung war der Majerhofstein mit 892 m. Die tiefste Lage erreichte die Gemarkung mit den „nieden" Wiesen beim Tscheptschiner Wald mit 511 m Seehöhe.
Ein lohnendes Ausflugsziel war der Krönlstein (828 m). Unvergeßlich blieb jedem Besucher die Aussicht in südlicher Richtung nach Krickerhau und in nordöstlicher Richtung in das Turzer Becken nach Oberstuben mit den waldblauen Bergen der Großen Fatra im Hintergrund.
Die Grenze der Gemeindeflur verlief im Süden und Westen auf den Kammrükken der sie umgebenden Berge. Im Westen war es der Heuberg (819 m), dem sich in östlicher Richtung eine Reihe von Bergen des Žiari-Gebirges anschloß und über den Krönlstein, Schindelhängst bis zu den staatlichen Wäldern Butschina Room und Sochlwald im Osten. Unterbrochen wurde diese Bergkette hinter dem Oberort durch eine Senke bei den „Bendias Wiesen", die die einzige Wegverbindung nach Krickerhau zuließ. Die nördliche Grenze deckte sich mit der des „Ebenen Waldes" und des Turztales.
Unsere Nachbargemeinden waren im Süden der Braunkohlenbergbauort Krikkerhau (sl. Handlová), der vom Krönlstein wunderschön eingesehen werden konnte. Im Südosten Kuneschhau, im Osten Turz, im Nordosten Oberstuben (sl. Horna Stubna), im Norden Dauben, bis 1870 deutsch (sl. Dubova), und im Westen Maut (sl. Rastočno, sprich Rastotschno). Die Entfernung zu den einzelnen Nachbargemeinden war unterschiedlich groß und lag zwischen 6 km (nach Turz und Oberstuben) und 8 km (nach Krickerhau und Dauben). Die Dorfverbindungswege waren nur schlecht oder gar nicht ausgebaut. Von Glaserhau nach Kuneschhau, ebenso nach Dauben gab es nur Fußwege. Die einzige ausgebaute,


DAUBEN
BAD STUBEN
OBERSTUBEN
RASTOČNO-MAUT
KRICKERHAU
KUNESCHHAU
TURZ
Cepčiner Wald
Heuberg
819
Mutniker Wald
Haugrund
Urbarial Wald
Hinterfeld
Tiefengrund
Mittelfeld
Mittelgrund
Kohleng
Frühstöckl
Majerhofstein
Finkokessel
Ober- Unterkellerserb
Vorderfeld
Scheib
Seitenwasser
Niederen Wiesen
Ebener Wald
Oberen Wiesen
Ehmt
Vorderfeld
Mittelfeld
Hinterfeld
Grundbach
Grund
Bendeas Wiesen
Steine
Höhe
Krönlstein
828
Schindlhängst
Hinter-grund
Hoog
Hua
Bučina
FLURKARTE VON GLASERHAU
Wald
Straße
Bahn
0
1 km
2 km
3 km

gut befahrbare Straße zweigte 4 km nordöstlich von Glaserhau beim „Heiligen Antoni" von der Staatsstraße Nr. 65 ab und endete, ähnlich einer Sackgasse, im Oberort von Glaserhau. Die Fortsetzung nach Krickerhau und Maut war wegen der steilen Abhänge des Žiari-Gebirges nicht ausgebaut.
Diese verkehrsungünstige Lage hatte für Glaserhau wirtschaftlich zwar große Nachteile, aber volkskundlich auch seine Vorteile. Denn diese abgeschiedene Lage lockte wenig Volksfremde an, so daß die deutsche Mundart wie die volkskundlichen Sitten und Bräuche unverfälscht erhalten blieben.

Pflanzen- und Tierwelt

Für die Pflanzenwelt ist vor allem die Bodenart, der Untergrund, auf dem die Pflanze wächst, von großer Bedeutung. Der kalkhaltige Boden unserer Gemarkung bescherte uns ein buntes und artenreiches Pflanzenkleid, das jedem Naturfreund das Herz höher schlagen ließ.
Die Tierwelt ist im allgemeinen weniger bodengebunden, aber zu einem erheblichen Maße von der pflanzlichen Umwelt abhängig.

Wald

Unsere frühere Heimat war von Natur aus ein Waldland. Die Siedler, die ins Land kamen, rodeten den Wald und drängten ihn bis auf die steilen Berghänge und in die schmalen Täler zurück. Trotzdem bedeckten noch große geschlossene Waldungen unser Gebiet. Zwischen Glaserhau und Oberstuben erstreckte sich der Ebene Wald, der der Stadt Kremnitz gehörte. Die weiten Wälder zwischen Glaserhau und Turz sowie Kuneschhau waren staatlicher Besitz. Die Wälder zwischen Glaserhau, Krickerhau und Maut — es waren zum Teil Buchenwälder — gehörten der Palffyschen Herrschaft in Weinitz. Glaserhau selbst hatte im nördlichen Teil der Gemarkung einen Waldbestand von 1298 ha. Er war mit geringen Ausnahmen Allgemeingut und gehörte der Urbarialgemeinde.

In der Hauptsache bestand der Wald aus Tannen, Fichten, Kiefern und Buchen. Mischwälder mit Eschen, Ulmen, Espen (Zitterpappeln), Birken und Lärchen waren nur vereinzelt zu sehen.
Je nachdem, welche Bäume vorherrschten, zeigte der Wald ein verschiedenes Gesicht. Der freundliche Laubwald mit seinem zarten Grün im Frühjahr und der bunten Blattfärbung im Herbst wurde auch „schöner Wald" genannt. Er unterschied sich wesentlich vom düsteren Nadelwald „schwarzer Wald" mit

Unterort mit Kirche von der Ehmt aus gesehen

seinen Farnen (Notakräutig) und Moosteppichen. Erlen und Weiden säumten auch bei uns die Bach- und Flußläufe.
Ein beliebter und vielgepflanzter Baum war die Linde mit ihrer dichtgewölbten Baumkrone. Sie wurde gern vor der Kirche, um den Friedhof und neben Kapellen und Kreuzen gepflanzt. Ihr weiches und helles Holz wußten die Holzschnitzer sehr zu schätzen und wer kannte nicht den gesunden, wohlriechenden Lindenblütentee aus den getrockneten Blütenblättern?
Auf den sonnigen Waldlichtungen und Schlägen wuchs eine mannigfaltige Pflanzengesellschaft mit verschiedenartigen Gräsern und Blumen mit buntgefärbten Blüten. Von den Blumen traten besonders auffallend hervor: die lange gelbe Königskerze, die schönen, glockenartigen Blüten des roten Fingerhuts, das gelbe Fuchs- und Geißkraut, die schmalen roten Blütenblätter des Wald- und Weidenröschens und viele andere mehr. Ebenso üppig wuchsen auf dem fruchtbaren Waldboden hohe, saftige Futtergräser, wie die Vogelmiere, der Knöterich, das Rispen- und Raygras und andere. Diese Gräser wurden gern als zusätzliches Viehfutter geholt. Die Frauen schnitten auf den Waldlichtungen und Wegrändern das Gras mit Sicheln ab und trugen es in Leinentüchern gebunden in großen „Pian" nach Hause, wo es gedörrt und verfüttert wurde.
Große Flächen des Waldbodens bedeckten die Heidelbeersträucher und der wohlriechende Waldmeister. Im Sommer, wenn die Erdbeeren, Himbeeren, Brom-

Mittelort und Oberort vom Kirchturm aus gesehen

beeren und Heidelbeeren heranreiften, zogen die Frauen und Kinder schon in aller Frühe mit Eimern und Kannen in den Wald hinaus, um diese köstlichen Früchte zu sammeln. Zunächst wurden daraus Säfte und Marmelade für den eigenen Bedarf hergestellt und dann wurden besonders die Himbeeren auch an die Geschäftsleute verkauft. Manche Mutter verdiente sich in der Beerenzeit ein zusätzliches Haushaltsgeld. Allerdings mußten sie sich vorher für das Sammeln in den Staatswäldern einen Erlaubnisschein gegen eine Gebühr besorgen. Ohne diesen Schein angetroffen, mußten die Frauen erleben, daß ihnen vom „Waldhüter" die gesammelten Beeren abgenommen oder ausgeschüttet und auf dem Boden zertreten wurden. Die Lieblingsbeere für uns Kinder und Hirten war die Walderdbeere. Wir kannten ihre Plätze, vor allem die Plätze der großen „Presleng".

Pilze gab es im Wald vom Frühjahr bis in den Herbst in rauhen Mengen. Von den eßbaren wurden nur die Steinpilze, Pfifferlinge, Reizker und Maronen gesammelt. Die anderen eßbaren wurden erst gar nicht beachtet, weil es von den angeführten mehr als genug gab. Sie wurden in Scheiben geschnitten, auf einem Brett in der Sonne getrocknet und für den Winter aufgehoben.
In den dichten und weiten Wäldern, die den Glaserhauer „Hootich" umgaben, fand die Tierwelt noch einen ungestörten Aufenthalt. Neben dem Hoch-,

Schwarz- und Niederwild lebten hier noch die Wildkatze, der Luchs und der Braunbär.
Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die „Schläfer" in drei Arten: die Eichelmaus oder Gartenschläfer, Billig- oder Siebenschläfer und die Haselmaus oder Haselschläfer. Sie kamen meist nur am Abend oder morgens zum Vorschein, kletterten vorzüglich und lebten von Baumfrüchten, Nüssen, Eicheln, Bucheckern u. dgl. Alle drei Arten bauen Nester und fallen beim Herannahen des Winters in einen mehrere Monate dauernden Winterschlaf, dem sie auch ihren Namen verdanken. In dieser Zeit werden die Fettmassen, die sich die Tiere im Laufe des Jahres herangemästet haben, nach und nach aufgezehrt.
Auch die Vogelwelt fand hier einen günstigen Lebensraum. Stark vertreten waren die Raubvögel, Hühnerhabicht, Bussard, Sperber, Falken, Waldkauz und Uhu. Am Waldrand nisteten mehrere Vögel, die zur Nahrungssuche die Wiesen und Felder abstreiften, wie der Mäusebussard und die Krähe. Der Kuckuck ließ seinen Ruf in allen Teilen der Gemarkung vernehmen. Sehr häufig war auch der Ruf der Wachtel (Schwutz-po-Dreck) zu hören.
Viele Singvögel, wie die Drossel, der Gimpel (Dompfaff), der Buchfink, Zeisig, Fichtenkreuzschnabel, Kleiber, das Goldhähnchen und andere, fanden im Wald günstige Nist- und Lebensbedingungen. Mit Glück konnte man an den Waldbächen den bunten Eisvogel, die Wasseramsel und die wippende Gebirgsbachstelze aufspüren.
Der Wald war auch in wirtschaftlicher Hinsicht von großer Bedeutung, denn Holz war ein wichtiger Rohstoff. Daraus wurden die Häuser gebaut, Möbel hergestellt, in den Wintermonaten Schindeln, Rechen, Tröge, Fässer, Löffel und Wirtschaftsgeräte gefertigt. Der Wald bot für die Glaserhauer auch zahlreiche Möglichkeiten des Nebenverdienstes, hauptsächlich für die Pferdebesitzer als Fuhrleute und für die Frauen in den Baumschulen und bei den Aufforstungspflanzungen.
Der wichtigste Nebenverdienst der Glaserhauer Pferdebesitzer war das Holzfahren. Die städtischen Forstämter ließen jedes Jahr große Flächen ihres schlagreifen Waldes fällen und verkauften das Holz am Stamm an das Sägewerk in Oberturz. Die gefällten Baumstämme mußten von den schwer zugängigen Hängen zunächst zu Tale oder zu einem Waldweg „geschleift" werden. Dies geschah meist im Herbst bei regnerischem Wetter, denn auf nassem Boden rutschten die Bäume leichter zu Tal.
Der Abtransport aus dem Wald erfolgte überwiegend im Winter und nur selten im Sommer. Im Winter waren die Waldwege durch den vielen Schnee eingeebnet und konnten mit dem Schlitten leichter befahren werden als im Sommer mit den schweren Rungenwagen. Die Fuhrleute wurden für das „Schleifen" und Holzfahren nach Kubikmetern entlohnt. Sie konnten pro Fuhre 100—120 Kro-

Langholzfahren

nen verdienen. Durchschnittlich 500—600 Kronen in der Woche, wobei die Besonderheiten, wie große Entfernungen und schwieriges Gelände, berücksichtigt wurden. Sie mußten oft um 5.00 Uhr früh einspannen, wollten sie rechtzeitig im Wald sein, um einen schönen und günstig gelegenen Baumstamm aufladen zu können. Die Konkurrenz war groß. Auch die Oberstübner Fuhrleute waren auf diesen Nebenverdienst angewiesen. War man rechtzeitig mit der ersten Fuhre fertig, konnte ein zweites Mal gefahren werden oder es blieb noch Zeit für die Arbeit zu Hause und in der Landwirtschaft übrig.
Im Winter wurde das Langholz mit dem Schlitten und der Schleppe gefahren. Der Schlitten war ein einfaches, zweckmäßiges Winterfahrzeug, das sich der Bauer selbst herstellte. Der Schlitten bestand aus zwei Kufen aus Buchenholz, die ungefähr 2 m lang und 25 cm hoch waren. Mit einem 1—1½ m langen, 20 zu 20 cm starken, auf zwei Schenkeln ruhenden Balken, wurden die Kufen verbunden. Vorne an der Kufenkrümmung hielt eine Eisenschiene die Kufen auf Spurweite zusammen und gab so dem Schlitten die richtige Festigkeit. Unterhalb der Spurschienen war die Deichsel befestigt. Zur Ausrüstung der Fuhrleute gehörten mehrere Ketten (Hemmketten), der „Ratel" und die Ratelkette,

1 oder 2 Beile. Mit dem Schlitten wurde das Langholz bis zur Straße oder zum Waldweg gebracht, wobei man, wenn es steil abwärts ging, Ketten um die Kufen und um das hintere Ende des Baumes band, um so eine größere Bremswirkung und Sicherheit zu erreichen. An der Straße im Tal wurde das Ende der Holzfuhre auf die „Schleppe" geladen. Auch die Schleppe baute sich der Bauer aus zwei 3 m langen und 15 cm dicken Buchenstangen selbst zusammen. Sie wurden vor dem hinteren Ende mit einem auf Schenkeln ruhenden 20 zu 20 cm starken Querbalken in der gleichen Spurweite wie der Schlitten verbunden. Die vorderen Enden der Schleppe hielt eine Holzleiste zusammen.

Im Sommer wurde das Langholz mit dem Rungenwagen gefahren. Es war ein schwerer Wagen mit einer dicken Eisenachse und massiv beschlagenen Rädern. Die Ausrüstung des Rungenwagens war die gleiche wie die des Schlittens. Das Holzfahren war eine schwere, gefahrvolle Arbeit. Nicht nur Pferde, sondern auch Fuhrleute verunglückten dabei oft tödlich.

Unsere Wiesen

Sie lagen größtenteils in den Tal- und Flußniederungen, aber auch auf trockenen Berghängen. Auf ihnen wuchs neben den Futtergräsern auch eine bunte, je nach Standort und Bodenart verschiedenartige Gesellschaft von Blütenpflanzen.
Im nördlichen und nordöstlichen Teil unserer Gemarkung, im Turztal, lag ein Großteil der Glaserhauer Wiesen. Es waren feuchte, zum Teil sumpfige, sogenannte „saure" Wiesen, im Gegensatz zu den trockenen „süßen" Berg- und Hangwiesen. Auch bei den Wiesenpflanzen spielt die Bodenbeschaffenheit eine wichtige Rolle. Bestimmte Gräser und Blumen gedeihen besser auf feuchtem, andere wieder auf trockenem Boden. Sumpfige Wiesen bringen viele Sauergräser hervor. Ihre Blätter enthalten Kieselsäure, schmecken scharf und werden deshalb von den Tieren nicht gerne gefressen.
Zu den Gräsern und Blumen auf den nassen Wiesen im Turztal gehörten die Segge, deren Wurzelstock als blutreinigendes Mittel gebraucht wurde, dann das Sumpf- und Schlangenkraut, der doldenblättrige Wasserliesch, der gemeine Froschlöffel, die Knopfbinse, der Huflattich, Wasserdost, die wilde Karde, das violettblühende Wiesenschaumkraut, das gelbe Scharbockskraut, die gelbe Sumpfdotterblume („Schmiachl"), nicht zu verwechseln mit der Trollblume und dem gelben Hahnenfuß, das breitblättrige Knabenkraut, der rote Weiderich, wegen seiner aufrechten Haltung auch der stolze Heinrich genannt, die violette Blumenkrone der Lavendel und andere. Diese Wiesen boten dem Besucher in der Blütezeit ein prächtiges Farbenkleid.

Um vieles bunter trat uns der Blumenschmuck auf den trockenen (kalkhaltigen) Hang- und Bergwiesen wie am Schindelhängst, im Hua, Vorder- und Hintergrund und auf den Bendeas Wiesen entgegen. Zwischen den Wiesengräsern wuchs eine große Zahl prächtiger Blumen. Als erstes blühte das Gänseblümchen. Bald folgten die Schlüsselblume, die blaue Kuhschelle, die weiße Berganemone, der gelbe Löwenzahn. Um Georgi (23. April) waren die Wiesen schon ganz mit frischem Grün überzogen. Von diesem Zeitpunkt an durften die Wiesen nicht mehr betreten werden. So zierten unsere höhergelegenen Wiesen die rosarote Licht- oder Kuckusnelke, der Frauenschuh, die Feuerlilie, der Wiesenbocksbart „Ziegngabat", deren süßlicher Milchsaft in den Stengeln die Kinder zum Verzehren einlud. Ebenso die Blätter des Sauerampfers wurden oft verkostet. Die vielen blauen Glockenblumen, die große weiße Wucherblume (alter Name Maßlieb), deren Blätter oft nach der Liebe mit einem Sprüchlein befragt wurde. Der blaue Wiesensalbei und Natterkopf, die wilde Kerbel, der echte Baldrian, die weißblühende Kümmelpflanze, deren Körner als Gewürz von Käse, Brot und Kartoffeln dienten, der himmelblaue Wiesenstorchschnabel, der Türkenbund, der violettblühende Lerchensporn, der dichtwollige Ziest, der wilde Majoran, dessen Blätter zerrieben sehr aromatisch riechen, die Kreuzblume, das Strohblümchen und noch viele andere.

In der zweiten Junihälfte, wenn auch die Wiesengräser, das Honiggras, der Wiesenschwingel, Wiesenfuchsschwanz, rote Wiesenklee, gelbe Hornklee, das Reygras, Wiesenrispengras, Zittergras, Straußgras, das Ruchgras, das dem Heu den angenehmen Geruch verleiht und das Knäuelgras blühten, bereitete der erste Schnitt (Heuernte) der ganzen Blumenpracht ein jähes Ende. Diese Gräser gaben alle ein gutes (süßes) Viehfutter. Viele Hangwiesen waren mit Haselnußsträuchern und Wacholderbüschen (Chromelbea) bewachsen. Von den Bauern gehaßt und verfolgt wurde der Bärenlauch. Wenn er mit dem Gras gemäht und von den Kühen gefressen wurde, bekam die Milch einen schlechten knoblauchähnlichen Geschmack.

Auf den Wiesen im Turztal war schon nach einigen Wochen das Gras (Grummet) wieder gewachsen. Die Wiesen entfalteten nun nicht mehr eine solche Pracht wie vor der Heuernte, aber schön waren sie auch jetzt wieder geworden. Wir fanden Blumen wieder, die schon vor der Mahd die Wiese schmückten. Daneben eine Reihe von Pflanzen, die vorher nicht geblüht haben, wie Bärenklau, Augentrost und der große Wiesenknopf und andere. Die Wiesenpflanzen blieben aber niedriger als vor der Heuernte. Ende August begann der zweite Schnitt (Grummeternte). Als letzte Blume auf den Wiesen blühte wie überall, auch bei uns, die Herbstzeitlose.

Tierleben auf der Wiese

Im Vorfrühling war die Wiese noch arm an Tieren. Die größeren Lebewesen mieden sie, weil sie ihnen weder Schutz noch Nahrung bot. Erst im hohen Gras wurde auch das Tierleben reicher. Das Wieserl schlüpfte flüchtend in die Mauslöcher. Der Igel jagte nach Schnecken und Insekten. Unter der Erde zog der Maulwurf seine Gänge und hinterließ zum Ärger der Besitzer eine Anzahl erdiger Hügel. Schmetterlinge flogen gaukelnd von Blüte zu Blüte. Wenn die Mittagssonne auf Wiesen und Feldwege brannte, saßen Eidechsen auf heißen Steinen und schnappten nach Fliegen und Grashüpfern. In der Dämmerung traten Rehe aus dem Wald und der Fuchs ging auf Mäusefang aus. Ab Mai bis in den Herbst hinein ertönte aus dem Gras ein vielstimmiges Zirpen. Zuerst waren die Grillen die Musikanten. Sie zirpten bis Mitte Juli, dann starben sie. Danach erklang das Gezirpe der Heuschrecken bis in den Herbst hinein. Auf den trokkenen Wiesen nisteten die Feldlerche, Grauammer, Braunkehlchen, Schafstelzen und andere Bodenbrüter. Sie bauten ihre Nester so versteckt in dichte Grasbüscheln und Bodenvertiefungen, daß man sie nur durch Zufall finden konnte. Auf den feuchten Wiesen brütete der schwarz/weiße Kiebitz.

Pilze auf der Wiese

Wenn der August warme Gewitterregen bescherte, dann schossen auf den Wiesen plötzlich unzählige Pilze auf. Allen voran der Wiesenchampignon und sein giftiger Doppelgänger der Knollenblätterpilz. In riesigen Mengen kam das kleine braune eßbare Suppenpilzchen vor. Es stand auf einem dünnen, zerbrechlichen Stielchen und wurde von vielen gar nicht beachtet. Der Schopftindling hatte eine hohe an den Rändern zerfranste Kappe. Er färbte sich später schwarz und zerfloß schließlich in eine tintige Masse. In großer Zahl wuchs auf den Wiesen ein weißer, ballähnlicher Pilz, der keinen Stiel hatte, der Eierbowist. Wenn man darauftrat, stäubte er eine Wolke feinsten Staubes aus.

Unsere Felder

Charakteristisch für unsere Feldflur waren die vielen langen Hecken an den mit Steinen aufgeschütteten Feldrainen. Diese Hecken setzten sich aus vielen Sträuchern zusammen. Die bekanntesten waren der Schlehdorn, Kreuzdorn, der Weißdorn mit den mehligen Beeren (Mehlbeeren), die Heckenrose mit den roten Hagebutten im Herbst, der Liguster, Holunder, das Geißblatt mit glän-

zendroten, aber ungenießbaren Beeren und der Hartriegel, dessen Blätter sich im Herbst sehr bald rot färbten. Vielfach konnte man im Gestrüpp der Hecken auch Stachelbeersträucher finden. Die Heckensträucher boten für viele Tiere Zuflucht und Schutz. Hier hatten sich viele Singvögel, die sogenannten Buschbrüter, angesiedelt. Zu ihnen gehörten mehrere Grasmückenarten, verschiedene Laubsänger, der Zaunkönig, Stieglitz oder Distelfink, Gartenspötter, der rotrückige Würger oder Neuntöter, der Fliegenschnapper und die Amsel. Sie fanden hier ihre besten Nistplätze. Die meisten von ihnen lebten fast nur von Insekten und waren daher für die Landwirtschaft sehr nützlich. Auch für Kröten, Eidechsen, Wieseln, Igeln und Schlangen war die Hecke ein sicherer Aufenthaltsort. In diesen Hecken standen auch verstreut wildwachsende Kirsch- und Birnenbäume.

Wer im Sommer einen Spaziergang durch die Ackerfelder unternahm, konnte eine ähnliche bunte Pflanzenwelt erleben wie auf den Wiesen. Auf den vielbegangenen Wegen hielten sich nur trittfeste Pflanzen. Dazu gehörten der Wegerich, dessen Blätter auf eitrige Wunden gelegt wurden, dann der Löwenzahn, Weißklee und der Knöterich.

Am Wegrand begleitete uns die blaue Wegwarte, der Natterkopf, die gelbblühende Zypressenwolfsmilch, das Eisenkraut, die Nachtkerze und der Odermenning.

Der schönste Schmuck unserer Felder aber waren die Ackerunkräuter, die der Bauer nicht gerne sah, weil sie den Getreidepflanzen Platz, Nahrung und Licht wegnahmen und so den Ertrag des Ackers minderten. Aber für den Naturfreund stellten sie eine Augenweide dar. Aus dem reifenden gelben Getreidefeld leuchteten die blaue Kornblume, die Kornrade, der Ackerrittersporn, der rote Klatschmohn, die Ackerwinde, die Ackerkratzdistel und der gelbe Hederich. Den Ackerrand zierten das Ackerstiefmütterchen, verschiedene Ehrenpreisarten, Hirtentäschl und die weißblühende Kamille mit dem orangegelben Blütenkopf. Wenig beachtet wurde eine rosablühende Nelkenart, welche erst zu duften begann, wenn die Schatten der Dämmerung sich über die Landschaft legte, denn sie hatte sich mit der Übertragung des Blütenstaubes an die spätfliegenden Abendschmetterlinge angepaßt.

In einem schönen Gedicht heißt es: „Ein Leben ist im Ährenfeld, wie sonst nirgends auf der Welt." Man mußte nur mit offenen Augen durch die Feldmark streifen, dann konnte man auch viele Tiere beobachten, denen die Felder Versteck und Nahrung boten: so den Feldhasen über den Kleeacker hoppeln, dann aufspringende Rehe, wenn man in ihre Nähe kam, Rebhühner von Acker zu Acker schwirren. Auf dem Boden bewegte sich allerlei Kleingetier: der Goldlaufkäfer, Hirschkäfer, der Schnelläufer, der sich beim Berühren tot stellte, der schöngefärbte Totengräber, verschiedene Ameisen, Ackerschnecken, Getreide-

laufkäfer, Johanniskäferchen, Feldmäuse und Hamster in ihre Löcher verschwinden.

Gewürz- und Heilpflanzen

Viele Gräser und Blumen auf unseren Wiesen, Äckern und Wäldern wurden als Gewürz- und Heilpflanzen gesammelt. Zu den wichtigsten Gewürzpflanzen gehören Kümmel, Dill, Petersilie, Sellerie, Majoran, Knoblauch und Zwiebel. Die meisten sind auch als Heilpflanzen bekannt. Der Salbei besitzt als Aufguß eine bakterientötende Wirkung. Er war daher ein Vorbeugungs- und Heilmittel bei Mundhöhlen- und Zahnfleischerkrankungen. Die getrockneten oder gemahlenen Salbeiblätter bilden eine beliebte Gewürzeinlage zu Fleischspeisen, Salaten und Suppen. Der Majoran hat infolge seines ätherischen Öles und seiner Bitterstoffe eine schleimlösende, schweißtreibende und schmerzstillende Wirkung und soll auch die Milchmenge bei Wöchnerinnen steigern. Majoran besitzt einen stark aromatischen Geruch und stark würzigen Geschmack. Er wird gern als Gewürz in Kartoffel- und Erbensuppe, bei der Wurstbereitung und an Braten und Tunken gebraucht. Als Gewürz- und Heilpflanze ist auch die Petersilie bekannt. Sie steigert die Nierentätigkeit und regt die Verdauung an. Eine der vielseitigsten Heilpflanzen, die bei uns angebaut wurden, ist der Knoblauch. Er wirkt auf die Magen-Darmtätigkeit ein, ist krebsfeindlich, desinfiziert die Luftwege, beeinflußt das Kreislaufsystem, steigert die Widerstandsfähigkeit gegen Infektionen und vertreibt Würmer. Diese vielseitige Wirksamkeit müßte eigentlich zu einer ausgedehnten Verwendung anreizen. Leider stört dabei der eigentümliche Geruch. Die erst vor wenigen Jahren gelungene Aufdeckung des Hauptwirkstoffes hat aber gezeigt, daß die Wirkung gerade an den Stoff gebunden ist, der den verabscheuten Geruch aufweist. Die beste Verwendung bleibt daher die frische Zehe oder der frische Saft. Auch in der als lästiges Unkraut verachteten Brennessel stecken unschätzbare Heil- und Nährkräfte. Kein Wunder, wenn man sich die lange Liste der Wirkstoffe ansieht, welche die Brennessel enthält. Als Heilpflanze wirkt sie bei Magen-, Darm-, Bauchspeicheldrüsenerkrankungen, Nierenentzündungen, Gelbsucht, Blutarmut, Herzversagen, Stoffwechselerkrankungen, wie bei Zuckerkrankheit, Haarausfall, und ist schmerzstillend bei Nierenkoliken und Magenkrämpfen. Nur als Heilpflanzen galten die hohe Ackerdistel, deren Wurzeln früher gegen krebsartige Geschwüre angewendet wurden, auch die breiten Blätter des Wegerichs wurden auf eitrige Beulen und Wunden gelegt, die echte Kamille wirkt als Tee schweißtreibend und krampfstillend. Der gemeine Rainfarn, der in Gräben, auf Hügeln, Schuttplätzen wächst, verrät schon durch seinen unangenehmen Geruch die Heilpflanze.

Sie besitzt die Eigenschaft, Eingeweidewürmer zu vertreiben. Aus dem echten Johanniskraut wurde das Johanniskrautöl gewonnen. Es begünstigte die Wundheilung und wurde auch bei Verdauungsstörungen eingenommen. Das rote Fingerkraut enthält ein Gift, das in kleinen Mengen ein Herzmittel ist. Stark giftig sind auch die schwarzglänzenden Beeren der Tollkirsche. In kleinen Mengen wirkt das Gift krampflösend und beruhigend. Nach neuen Erkenntnissen bewirkt es, ins Auge geträufelt, eine Pupillenerweiterung und findet daher bei Augenkrankheiten Verwendung. Odermening galt schon im Altertrum als Heilpflanze. Der gefleckte Schierling wuchs bei uns in den Gräben, auf Schuttplätzen und Wiesen. Die giftige Wirkung dieses Krautes war schon den alten Völkern bekannt und mancher Edle mußte, gleich Sokrates, durch den Schierlingstrank aus dem Leben scheiden. Früher wurden die meisten Krankheiten nur mit Hausmitteln, die in der Natur gefunden wurden, behandelt und geheilt.

Entstehungsgeschichte unseres Heimatortes Glaserhau

Als der ungarische König Karl Robert im Jahre 1328 in Kremnitz weilte und Kremnitz zur freien Bergstadt und Münzstätte Ungarns erhob, schenkte er der Stadt zwei Meilen unbewohntes Land im Umkreis zu ihrer eigenen Kultivierung und Nutzung. Er forderte auch die angrenzenden Grundherren auf, deutsche Siedler auf ihren Besitzungen anzusiedeln.
Diese besonders hervorgehobene Stellung der Stadt Kremnitz mit ihren reichen Goldfunden lockte viele deutsche Bergleute und bäuerliche Siedler aus Böhmen, Mähren, Österreich, Bayern und Schlesien an. Die Stadt konnte aber nicht alle aufnehmen und auch nicht im Bergbau beschäftigen. Sie brauchte aber Lebensmittel für ihre Einwohner, Grubenholz und Holzkohle für den Bergbau. Die ankommenden Siedler wurden daher in der Nähe der Stadt angesiedelt. Kremnitzer Bürger traten als Lokatoren auf und gründeten im Umkreis von Kremnitz eine Reihe von deutschen Dörfern, wie Kuneschhau (1342), Johannesberg (1361), Deutschlitta (1349), Honneshau (1429), Blaufuß (1331) und andere.
Dem königlichen Aufruf folgend, entschloß sich auch die Grundherrschaft von Muthna, der das gesamte Gebiet des oberen Turztales gehörte, einen Teil ihres „schwarzen Waldes" (čierna hora) durch Deutsche roden zu lassen. Sie schickte einen Werber, lateinisch Lokator, ins Reich, um siedlungswillige Bauernsöhne und Handwerker zu suchen und hier anzusiedeln. (Vergleichbar mit einem Harnak, der Arbeiter für die Saisonarbeit anwarb). Wo der Werber die Siedlungswilligen gefunden hat, ist nicht bekannt. Bis zur Ankunft der deutschen Siedler war das Waldgebiet noch unbewohnt, nur der Bach Chamarna schlängelte sich durch den dichten Wald. An seinen Ufern ließen sich die ersten Siedler

von Glaserhau nieder. In den Urkunden der Grundherrschaft von Muthna hieß diese Siedlung ursprünglich Chamarna Lehota.
Am 25. Juni 1360 schloß der Grundherr Johann Mutnyanszky mit Peter Glaser, Sohn des Gerhard, einen Vertrag über die Rodung und Besiedlung des Waldes an dem Bach Chamarna nach Silleiner Recht. Dieser Vertrag kann als Gründungsurkunde von Glaserhau bezeichnet werden, denn von nun an hieß die Siedlung Glaserhau, nach ihrem ersten Erbrichter, oder Lokator, Glaser. Die Endung — hau — ist eine rodungsgeschichtliche Bezeichnung der damaligen Zeit. Diese Urkunde wurde vom Probst Paul aus dem Kloster Kühhorn in Zniov gefertigt und liegt im Archiv der Stadt Kremnitz unter der Archivnummer XI. 1, 101/2. Peter Glaser verpflichtete sich darin, das in dem Vertrag angegebene Waldstück zu besiedeln und zu verwalten. Er erhielt dafür das Richteramt für sich und seine Erben „auf ewige Zeit". (Daher Erbrichter.) Weiter wurde ihm das Fisch-, Schank- und Mühlrecht, sowie das Recht, eine Kirche zu bauen, zugesprochen. Außerdem durfte er eine Brauerei, Brennerei, Schmiede und Metzgerei betreiben oder verpachten, sowie „alle Rechte der Gerichtsbarkeit ohne jede Einschränkung" ausüben. Auch die verhängten Strafgelder wurden ihm überlassen. Über seine Grundbesitzverhältnisse und über die Anzahl der Siedler wird im Vertrag nichts ausgesagt, nur daß die Siedler 16 Jahre von den Abgaben an die Grundherrschaft befreit sind und der Erbrichter jedes Jahr 24 Taler zu St. Martin (11. November) und zwei Hühner, ein Huhn zu Pfingsten und eines zu Weihnachten, an die Grundherrschaft abzuführen hatte. Die Grenzen des zugeteilten Waldstückes werden im Vertrag angegeben: Im Osten das Wasser Nedaspotok (wahrscheinlich der Seifenbach), im Norden Turuch (Turzfluß) und im Westen Bialy-potok (wohl der Bach im Haugrund).
Das Jahr 1360 bedeutet aber nicht den Beginn der Besiedlung von Glaserhau. Der Zuzug der Familien und die Rodung des Waldes erfolgte nur langsam, etappenweise und erstreckte sich über mehrere Jahrzehnte. Aus einer Veröffentlichung der Matica Slovenská über die „Besiedlung des Turzer Gebietes" erfahren wir, daß die großen Besitzungen der Grundherrschaft Muthna 1351 in drei Teile geteilt wurden. In eine Obere, Mittlere und Untere Muthna. Die Grenze zwischen der Oberen und Mittleren Muthna verlief durch den „seu Hochwald". Diese deutsche Flurbezeichnung, ebenso die frühere Siedlung Chamarna Lehota, beweisen, daß schon vor 1350 hier Deutsche gelebt haben. Der Vertrag vom 25. Juni 1360 war nur eine rechtliche Festlegung eines Zustandes, der schon mehrere Jahre andauerte (s. Anhang S. 366).
Unter Anleitung des Erbrichters Peter Glaser entstand nun das Dorf Glaserhau. Jeder Siedler bekam ein Grundstück — „Hufe" genannt — zugeteilt. Eine Hufe umfaßte 15—20 Hektar und wurde nach Ruten vermessen (1 Rute = 3—4 m). Die Hufen waren daher verschieden groß. Zu beiden Seiten des Baches entstand

eine Hofstelle nach der anderen. Hinter jeder Hofstelle schloß sich der bäuerliche Grundbesitz in einem langen, zusammenhängenden Streifen bis zum vorgesehenen Grenzbach an. Diese Art der Dorfanlage wird als Waldhufendorf bezeichnet. Die Hufe wurde auf den ältesten Sohn nach dem Ahnenerbe vererbt. Der Bauer war aber nicht, wie es scheinen möchte, wirklicher Besitzer seines Grundstückes, auch wenn er es verkaufen konnte, sondern nur Nutznießer. Dafür hatte er für die Hufe nach den 16 Freijahren verschiedene Abgaben zu leisten, die, teils in Naturalien, teils in Geld, zu bestimmten Zeiten zu entrichten waren. Aus dem Kloster Kühhorn kamen Mönche herüber, die beim Bau der Kirche mithalfen und auch die kirchliche Betreuung übernahmen. 1367 wurde die Summe für das Richteramt auf 48 Taler erhöht.
Nach Silleiner Recht war der Erbrichter und jeder sechste Einwohner zur Heeresfolge (Kriegsdienst) verpflichtet. Auch konnte dem Volk eine erhöhte Abgabe für Heereszwecke auferlegt werden, wenn dies erforderlich wurde.
„Einzigartig ist wieder die Urkunde für Glaserhau. Die Nobiles de Felsö Muthna, wie die Mutnyanszkys genannt wurden, verpflichteten sich, vom König auf eigene Kosten ein Privileg (Sonderrecht) zu erwirken, nach welchem die Bewohner von Glaserhau und ihr Vogt, Peter Glaser, zu keinerlei Leistungen verpflichtet sind." (Nach Hanika).
Die Stadt Kremnitz, die sich bis zur Gründung des Dorfes Glaserhau um die nördliche Grenze der Zweimeilenzone nicht gekümmert hatte, betrachtete diese Gründung und das Vorgehen der Grundherrschaft Muthna als einen Einbruch in ihre geschenkten Grundbesitzrechte und beanspruchte das Waldgebiet und auch Glaserhau. Es kam zu langjährigen Grenzstreitigkeiten. Im Jahre 1400 kaufte der Kremnitzer Bürger Johannes Lang für 220 Gulden das Erbrichteramt in Glaserhau.
Da die nördliche Grenze der Zweimeilenzone nicht genau abgegrenzt war, ließ man nun 1404 von zwei Mönchen aus dem Kloster Kühhorn die nördliche Zweimeilengrenze feststellen. (Nach Križko: Mit einer Schnur). Ein Jahr später wurde die Messung noch einmal durchgeführt und der Palatin (Vertreter des Königs), Peter Gára, sprach 1405 den „schwarzen Wald" und Glaserhau der Stadt Kremnitz zu. Der Grundherr Mutnyanszky betrachtete dieses Gebiet als sein Eigentum und erhob Klage bei der Kurie des Königs. König Sigismund, der damals im Kampf gegen den aufständischen Adel stand, brauchte viel Geld. Er entschied, daß Glaserhau zu Kremnitz gehört. Verärgert über diesen Entscheid, verpfändete Mutnyanszky den südlichsten Teil des „schwarzen Waldes", auf dem später der Oberort von Glaserhau entstand, an den dort angrenzenden Grundherrn Michael Kares. Der Grundherr von Muthna starb kinderlos. Das Vermögen erbte seine Schwester, die mit Emil Vladar in Tscheptschin verheiratet war. Die Familie Vladar führte den Kampf um ihr Eigentumsrecht weiter.

Glaserhau war der Stadt Kremnitz zugesprochen und von nun an mit dem Schicksal der Stadt aufs engste verbunden. In einer Urkunde vom Jahre 1409 wurde das neue Herrschaftsverhältnis zwischen dem Rat der Stadt und Glaserhau festgelegt. Johannes Lang wurde als Erbrichter wieder eingesetzt. Seine Rechte und Besitzverhältnisse wurden neu geregelt. Er bekam eine zinsfreie Doppelhufe und den Grundzins jeder zehnten Hufe. Hufen, die von den Bauern verlassen wurden, oder deren Besitzer ohne Erben zu hinterlassen starben, fielen der Stadt zu.

Die Unterstellung der Siedler unter das eigene Ortsgericht blieb bestehen. Die Befugnisse des Erbrichters wurden aber vom Rat der Stadt auf das übliche Maß beschränkt. Dem Ortsrichter stand nur noch die niedere Gerichtsbarkeit zu. Die höhere, über schwere Verbrechen, wie Mord, Diebstahl und Brandstiftung zu richten, behielt sich der Rat der Stadt vor. Dieses Hochgericht fand dreimal jährlich an bestimmten Tagen im Dorf statt. Es setzte sich aus dem Ortsrichter, den Geschworenen und einem Vertreter der Stadt, der auch den Vorsitz führte, zusammen. Von den Bußgeldern erhielt der Erbrichter nur 1/3 und die restlichen 2/3 die Stadt.

Die Heeresfolge wurde auch nach dem Karpfener Recht, das die Stadt hatte, geregelt. Der Erbrichter und die gesamte Einwohnerschaft von Glaserhau waren verpflichtet, zur Unterstützung der Stadt beizusteuern, sobald der Stadt vom König neue Steuern oder sonstige Abgaben auferlegt werden. Von allen anderen Abgaben war Glaserhau vorerst befreit (XII — 1, 7, 8). Dieses Vorrecht wurde aber nach und nach vom Rat der Stadt abgeschafft, so daß auch die Glaserhauer bald wie alle anderen Untertanen zu Robotleistungen und den üblichen Abgaben herangezogen wurden.

Da Kremnitz viel Grubenholz und Holzkohle für den Bergbau benötigte, erweiterte es in der Folge seine Ansprüche auf die gesamte Waldfläche des oberen Turztales. Der König forderte 1461 das Turzer-Komitat auf, endgültig auf die Waldgebiete von Glaserhau und Oberstuben zu verzichten, da dieses Gebiet und auch die Gemeinden geographisch zu Kremnitz gehörten. Obwohl das Komitat der Weisung des Königs nachkam, mußten die Glaserhauer Richter die 48 Taler Richtergebühr bis 1498 der Grundherrschaft Muthna zahlen.

1502 gab die Herrschaft Muthna Glaserhau frei, nachdem sich die Stadt Kremnitz bereit erklärt hatte, dieses Waldgebiet käuflich zu erwerben. Im Jahre 1518 kaufte sie für 1200 Gulden Ober- und Mittelmuthnik, und 1520 Božehai und den Wald Swerin in Untermuthnik für 1600 Gulden. Dieser Wald hieß bis zur Vertreibung im Volksmund der Tscheptschiner (čepčiner) Wald und der Glaserhauer Urbarialwald beim Hagrund Muthniker Wald.

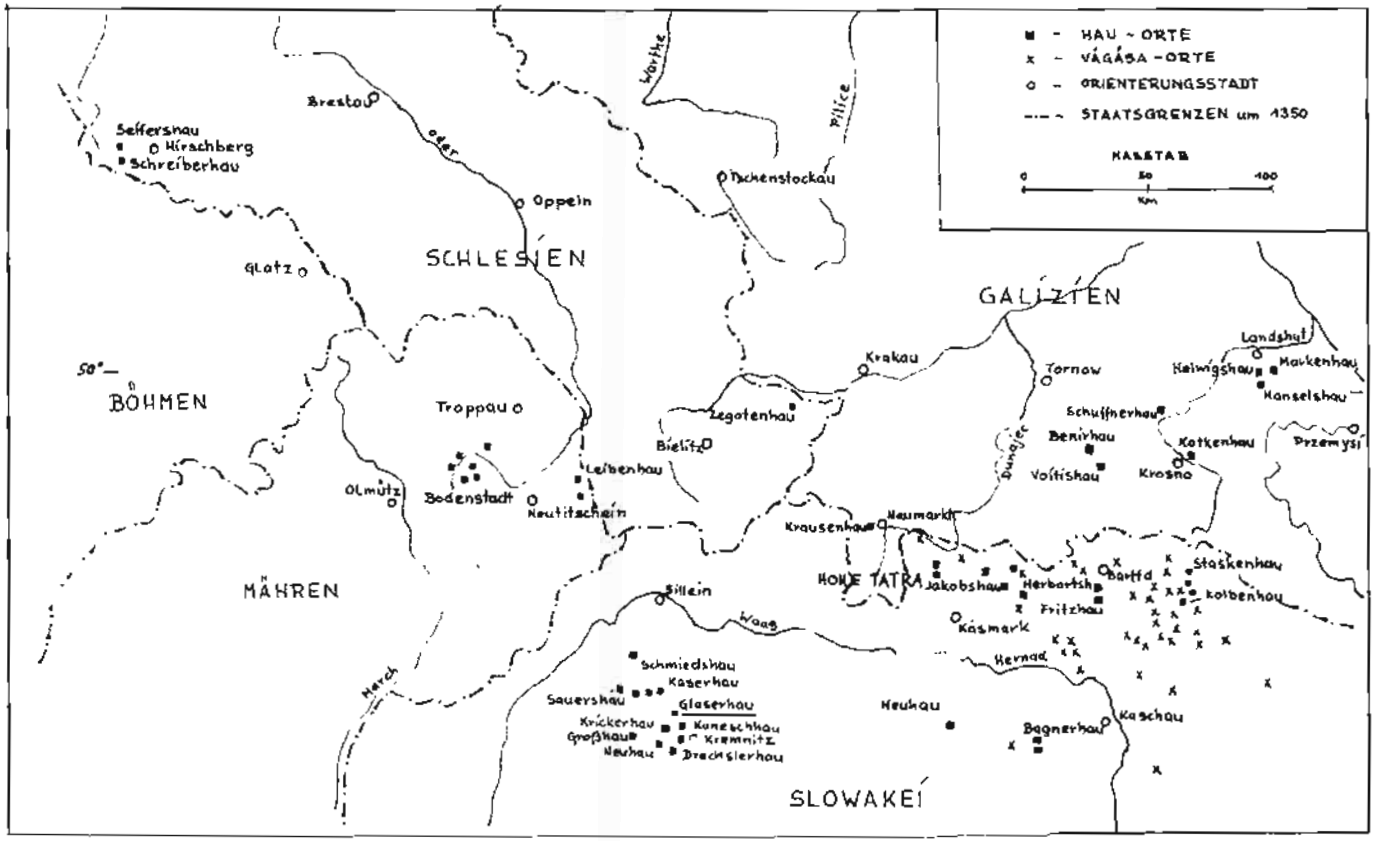
Unter der städtischen Herrschaft hatte Glaserhau auch das Karpfener Recht bekommen, das im Gegensatz zum Silleiner Recht die freie Richterwahl gestat-

tete. Dennoch wurde auch weiterhin an der bisherigen (Silleiner) Gepflogenheit des erblichen Richteramtes noch jahrhundertelang festgehalten. Die Bezeichnung „Richter" (im Volksmund „Rechta"), für den Bürgermeister, wurde noch bis zur Vertreibung gebraucht.

Name

Den Namen Glaserhau erhielt die Gemeinde nach ihrem Gründer Peter Glaser. Dies geht aus der Gründungsurkunde vom 25. Juni 1360 hervor. Die Endsilbe -„hau" kommt von Haue und bedeutet eine in den Wald geschlagene, „gehauene" Lichtung, auf der die ersten Siedler ihre Häuser gebaut und ihre Felder angelegt haben. Jeder Ortsname auf -hau sagt uns, daß es sich um eine aus dem Wald herausgehauene, gerodete Gemeinde handelt.
Solche Hau-Orte finden wir nicht nur in unserer alten Heimat, im Hauerland, sondern auch in den deutschen Mittelgebirgen Schlesiens, des Sudetenlandes, der Ost-Slowakei und in Galizien. Alle diese Orte gehen auf den Namen des Gründers (lateinisch Lokator) zurück, an den die Silbe -hau angehängt wurde. Es handelt sich um eine siedlungsgeschichtliche Ortsbezeichnung aus dem 14. Jahrhundert. In der Ostslowakei wurde die Ortsendung -hau von madjarischen Notaren mit -vagasa (von vagni = hacken) übersetzt. Die Namen Fridmanvagasa, Frankvagasa, Eberhartvagasa, Kolbavagasa sagen deutlich, daß die Gründer dieser Dörfer Deutsche waren. Aus Kolbavagasa = Kolbenhau entstand der Name Kolbenheyer, dessen berühmtester Vertreter der Dichter Erwin Kolbenheyer war. Unser Nachbarort Kuneschhau hieß ungarisch Kunosvagasa, sprich: Kunoschwagascha.
Der Name Glaserhau tritt uns in den amtlichen Urkunden in verschiedener Schreibweise entgegen, wie 1382 Gloershaw, 1409 Glasirshaw, später Gla-serhaj, 1847 Glaserhai, 1864 nach Prof. Schroer Glaserhäu und 1939 Glaserhau.
Obwohl unser Heimatdorf seit der Gründung von Menschen deutscher Volkszugehörigkeit bewohnt war, finden wir den Ort in den amtlichen Urkunden in der slowakischen Bezeichnung Sklene angegeben, so 1400 Sclenner, 1405 Zklenor lehota*), 1720 Szkleno, auf Landkarten im Wiener Kriegsarchiv finden wir seit 1700 die Doppelbezeichnung Sklene-Glaserhäy und Sklene-Glaserhaj.
Von 1910—1918 hieß Glaserhau ungarisch: Turocnemeti.

*) Nach Dr. Novak entspricht das Wort -lehota der deutschen Endung -hau und ist ein Kennzeichen deutscher Gründung. Lehota bedeutet soviel wie Zeitspanne, das heißt Orte, denen für eine gewisse Zeit Steuerfreiheit gewährt wurde. So hieß z. B. Drexlerhau bis zur Aussiedlung slowakisch Janova lehota und Neuhau = Nova lehota.



Karte der Hau-Orte

Nach dem Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1918 bestimmte die tschechoslowakische Regierung Skleno als die amtliche Bezeichnung für Glaserhau. Diese Bezeichnung wurde 1927 umgeändert auf Sklene. In der deutschen Bevölkerung hielt sich aber der deutsche Name Glaserhau „Glosahaa" weiter. Erst in der selbständigen Slowakei 1939—1945 erhielt der Ort die Doppelbezeichnung Sklene-Glaserhau. Briefe und andere Postsendungen, die nur die deutsche Bezeichnung Glaserhau trugen, erreichten auch den Empfänger. Sklene ist eine einfache Übersetzung vom Deutschen ins Slowakische. Sklo = Glas, Glaser - Sclenner siehe 1400! Wie auch andere Orte wie z. B. Altgebirg - Stare hory, oder Oberstuben - Horna Stubna.

Herkunft der Siedler

Die Frage nach der Herkunft unserer Vorfahren, die das öde Waldgebiet gerodet und kultiviert haben, wird wohl nie genau beantwortet werden können. Amtliche Urkunden sind nicht vorhanden, und aus der Besiedlungsgeschichte wissen wir, daß unser Gebiet im Hauerland nicht auf einmal, sondern in mehreren Wellen im Zuge der Ostkolonisation Anfang des 14. Jahrhunderts mit Bauern und Bergleuten aus dem sudetendeutschen, bayerischen und schlesischen Raum besiedelt wurde. Michael Matunak, Stadtpfarrer und Archivar von Kremnitz, stellte in seiner Stadtgeschichte eine Liste der „Waldbürger" zusammen und nennt darin Namen aus Iglau, Kuttenberg, Eger, Nürnberg und Laun. Man sieht aus diesem Beispiel, daß es ein ziemliches Gemisch war, das sich im Kremnitzer Raum angesiedelt hatte.

Die Sprachwissenschaftler versuchten, durch die vergleichende Mundartforschung und Namenskunde etwas Licht in diese Herkunftsfrage zu bringen. Wenn es ihnen auch nicht gelungen ist, die genauen Herkunftsorte der Siedler anzugeben, so vermochten sie doch ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volksstamm festzustellen. Prof. Dr. Hanika von der Universität Prag hat in der Kremnitz-Deutsch-Probner Sprachinsel eingehende Studien betrieben und ist in seinem Werk: „Siedlungsgeschichte und Lautgeographie des deutschen Hauerlandes in der Mittelslowakei" zu dem Ergebnis gekommen, daß sich im Hauerland zwei Hauptmundarten — eine ostmitteldeutsche (schlesische) und eine bayerische — mischten, wobei in der Kremnitzer Gegend der bayerische Einschlag überwog. Bayerisch war auch lange Zeit die Kanzleisprache in Kremnitz. Die Hauerländer stammen somit aus dem bayerisch-österreichischen Raum, aus den deutschen Sprachinseln in Böhmen und Mähren und aus Schlesien.
Die Verdienste der bayerischen, hauptsächlich der Bamberger Bischöfe, bei der

Ostkolonisation sind allgemein bekannt. So war z. B. der erste Grundbesitzer in der Zips im 13. Jahrhundert Bischof Eckbert aus Bamberg.
Ich wohne seit 1945 im oberfränkischen Maingebiet. Hier steht in vielen Orten vor der Kirche ebenfalls eine alte, dicke Linde wie bei uns daheim. Eine solche Linde zu pflanzen war eine gärtnerische Meisterleistung. Es wurden mehrere Stämmchen als Bündel gepflanzt. Die Rinde an den Berührungsstellen mußte so fachmännisch behandelt werden, daß die Stämmchen auch zusammenwuchsen. Die Zahl der Stämmchen läßt sich am Stamm des Baumes feststellen, auch an der Glaserhauer Linde. Bekannte Baumschulorte wie Kersbach, Effeltrich, wo auch solche dicke Linden vor der Kirche stehen, dann Langensendelbach, Poxdorf und viele andere werden in der Bamberger Gegend schon seit dem 13. Jahrhundert in den Urkunden erwähnt.
Zu einem alten fränkischen Weihnachtsbrauch gehört das Schütteln der Obstbäume am Heiligen Abend, was ich daheim während des Gebetläutens auch noch getan habe. Der alte fränkische Flurname Ern wurde bei uns als „Ean" für Fußboden allgemein bis zur Aussiedlung gebraucht. Das Lied „Stajiagl" ist ein altes fränkisches Volkslied und hier in jedem Volksliederbuch zu finden.
In Forchheim wird seit dem frühesten Mittelalter eine Pilatussage erzählt, wonach ein in Forchheim geborener Pilat als Pilatus Jesus Christus gekreuzigt haben soll. Michael Matunak berichtet in seinem Buch „Geschichte der Hauptbergstadt Kremnitz" auf Seite 9 über eine Tagung der sieben niederungarischen Bergstädte vom 7. April bis 28. Mai 1614 in Kremnitz. In diesen 53 Tagen, es fanden nur 9 Sitzungen statt, mußte der junge Kremnitzer Unternotar Joachim Stubenvoll im Auftrage des damals bekannten Rechtsgelehrten Jakob Auer vier biblische Moralgeschichten umschreiben. Darunter auch „die Pilatusaussage von dem im bayerischen Forchheim geborenen Pilat".
Wie kam diese Sage, die nur in Forchheim und in der allernächsten Umgebung bekannt ist, um 1600 nach Kremnitz?

Die Verbindung mit dem oberfränkischen Raum reichte sogar bis ins 19. Jahrhundert hinein. In den Akten der Stadt Kremnitz liegt vom 4. Juni 1864 eine Rechnung auf: „Über Diäten und Reisekosten, welche Erwin Helm Coburgischer Waldmeister, gelegentlich der Abschätzung der den gewesenen Unterthanen der Gemeinde Glaserhaj für die Urbarial-Holzung auszuscheidenden Waldtheil ins Verdienen gebracht und bestritten hat.

1. Für 9 Tage an Diäten und Zeitversäumnis den Tag 8 Floren österreichische Währung gerechnet = 72 Floren

2. Für Fahrgelegenheit her und zurück 20 Floren. Zusammen 92 Floren.

Johann Schwartz"

Festgehalten muß auch werden, daß die Siedler aus Deutschland nach den Hussitenkriegen im 15. Jahrhundert ausblieben und daß ein Großteil der Einwohner Glaserhaus erst nach den verheerenden Macht- und Glaubenskämpfen im 17. Jahrhundert aus den Nachbarorten zugezogen sind.
Bei dieser Binnenwanderung kamen auch Leute aus Dörfern, in denen Glas hergestellt wurde (wie z. B. Gapl, Zitzmannsdorf = Čičmany u. a.), nach Glaserhau. Sie fanden in der Gemarkung Quarz, Kalk, Pottasche (Buchenwälder), also Rohstoffe für eine Glaserzeugung.
Oberlehrer Josef Stric, von 1908—1919 Lehrer in Glaserhau, schreibt in seinen Lebenserinnerungen, daß ihm 1908 ein 80jähriger Mann, Johann Schwarz-Maschka, aus Glaserhau erzählt habe, daß er bis 1875 bei den Glashütten im „Haagrund" mit Holzarbeiten beschäftigt war. Dort sei in 2 Hütten Fensterglas hergestellt worden. Im Juni 1875 hätte ein wolkenbruchartiges Gewitter die Hütten zerstört und mit Schlamm und Geröll verschüttet. Diese Hütten seien danach nicht mehr aufgebaut worden. Näheres über die Glaserzeugung in Glaserhau ist nicht bekannt.

Die wirtschaftliche Lage der Bewohner von Glaserhau war aufgrund der schlechten Bodenbeschaffenheit von Anfang an nicht besonders günstig. Den steinigen Boden urbar zu machen, kostete ein hartes Stück Arbeit. Davon zeugten bis zuletzt die Steinmauern an den Feldrainen und die vielen Steinhaufen, die auf den Feldern aufgeschichtet waren. Eine rein agrarische Besiedlung dieser kargen Gegend hätte wohl ohne den Bergbau in Kremnitz nicht stattgefunden. Die Siedler waren neben ihrer Feldwirtschaft auf ein zusätzliches Einkommen angewiesen und das erreichten sie durch Hilfeleistungen für den Bergbau, wie Zufuhr von Grubenholz und Brennen von Holzkohle. Im 18. Jahrhundert gingen durch den Rückgang des Bergbaus auch diese Nebenverdienstmöglichkeiten verloren. Die wirtschaftliche Lage der Glaserhauer wurde noch schwieriger und ließ sich nur durch rastlosen Fleiß und äußerster Genügsamkeit meistern. Die Stadt als Grundherr half der Gemeinde, indem sie noch zusätzliche Waldstücke im Ebenen Wald, Hua, Schindelhängst und Heuberg zur Rodung zuteilte.

Woher auch immer unsere Vorfahren in dieses rauhe, waldige Gebirgsland gekommen sein mögen — sie kamen nicht als Eroberer mit dem Schwert in der Hand, sondern als friedliche Arbeiter mit dem Pflug und schufen sich in langer, schwerer Arbeit eine neue Heimat. Sie haben niemandem ein Stück Land weggenommen und auch niemanden von der Scholle vertrieben, sondern wurden hergeholt, um Urwald in Ackerland zu verwandeln. Sie haben sechs Jahrhunderte lang allen Widerwärtigkeiten getrotzt, am Glauben und Volkstum festgehalten bis zum bitteren Ende.

Die politische Gemeinde

Bis zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit im Jahre 1848 unterstand Glaserhau der Stadt Kremnitz und wurde von dort auch verwaltet. Der Erbrichter wurde von der Stadt eingesetzt, hatte in der Gemeinde für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Sicherheit und für die Abgaben an die Grundherrschaft zu sorgen. Er konnte bei Ungehorsam, Frechheit, Lügenhaftigkeit Strafen wie zu mehrtägiger Robot oder, je nach Alter und Geschlecht, bis zu 24 Stock- oder Korbatschhiebe (Korbatsch oder Firgasch ist eine aus 5 Ruten geflochtene Schlagpeitsche) verhängen. Für schwächliche und ältere Sünder gab es auch einige Tage Arrest bei Wasser und Brot. Im allgemeinen verlief das gemeindliche Leben in Glaserhau all die Jahrhunderte hindurch ruhig. Die wenigen Rechte, die den Gemeindebürgern zustanden, wurden vollauf in Anspruch genommen und die vielen Verpflichtungen auch getreu erfüllt.

Michael Matunak beschreibt in seinem Buch „Geschichte der freien Hauptbergstadt Kremnitz" im fünften Teil des Buches die „Stadt- und Bergrechte" und nennt darin die Richter von 1331—1848. Er erwähnt unter anderem auch einen Johann Neunthaler als Erbrichter in Glaserhau. Dieser war 1617 auch Richter der Stadt Kremnitz. Die Richter der Stadt wurden jedes Jahr am ersten Sonntag im Februar nach einem Gottesdienst in der Kirche geheim gewählt. In diesem Teil „Stadt- und Bergrechte" führt Matunak auch aus dem Index der Protokolle der Stadt Kremnitz die damaligen Strafen an: Haare abschneiden, Wachsstrafe für diejenigen, die sonntags oder feiertags nicht in der Kirche waren, Zunge abschneiden, die man zum dritten Male bei Gotteslästerungen erwischt hatte, Prangerstrafen, Käfig für Bösewichte, Kettenstrafen, sich selbst auf den Mund schlagen bis er blutete, Geldstrafen, Zwangsarbeit, Stockprügel, die Sträflinge wurden nackt über eine Bank gebunden und haben so die im Urteil bestimmten Schläge bekommen, Rutenstrafe, die Verurteilten wurden bis zu den Füßen in einen hohlen Baum gezogen und bekamen dann auf die Fußsohlen die im Urteil festgesetzten Hiebe, Verbannung, den Mädchen wurden die Zöpfe abgeschnitten, Strohkränze auf den Kopf gesetzt und vom Henker mit Ruten aus der Stadt bis zum Wetterkreuz bzw. Gerichtskapelle getrieben, scharfe Zange, mit der der Körper des Verurteilten gerissen wurde, Füße und Hände brechen oder abhacken, Haut schinden (abziehen) bei lebendigem Leib, Schachtsturz, Ertränkung mit Lastersteinen, Aufhängen, Enthauptung, Kopf auf Stange stekken, Vierteilung, den Körper in vier Teile hacken. In den Rechnungsbüchern 1587 der Stadt Kremnitz ist folgende Aussage vermerkt: „Für Holz zur Verbrennung eines armen Sünders von Oberstuben 2 Floren."
Maria Theresia (1740—1780) wollte ihrem Lande eine gute Kaiserin sein und ver-

suchte, mit neuen Reformen auch das Los der Untertanen zu mildern. Solche Reformen waren auch die Abschaffung der Tortur (= Folter), die Herabsetzung der Robotpflicht und die Aufhebung des Erbrichteramtes. Die Gemeindebürger konnten sich jetzt ihren Richter selbst wählen. 1770 fand in Glaserhau die erste Gemeinderatswahl statt. Die Stadt Kremnitz konnte diesmal ihren Kandidaten noch einmal durchsetzen. Sie verlangte nämlich, daß der Richter ein schreibkundiger Mann sein müsse, der die schriftliche Agenda der Gemeinde leisten könne. Demzufolge wurde der städtische Gutsverwalter im Krätschen, Franz David, zum Richter gewählt. Gleichzeitig wurde auch der Gemeindeausschuß, der aus 10 Mitgliedern bestand, gewählt. Es waren dies: Johann Antoni, Mathias Antoni, Johann Bielesch, Johann Daubner, Alois Derer, Paul Großmann, Johann Hickl, Georg Kabas, Franz Lichtner und Johann Schwarz. Bei der nächsten Wahl 1775 wurde dann Georg Daubner zum Richter gewählt. Richter Franz David hatte sich inzwischen im Oberort einen Besitz erworben. Das Haus, das er sich baute, hieß zum „David". Die weiteren Richter in der ungarischen Zeit mußten auch Grundbesitzer sein. Es waren dies von 1780 Paul Großmann, von 1834 Johann Jantschik, von 1849 Josef Antoni „Johann", von 1856 Johann Kapl, von 1867 Georg Pitner, von 1868 Johann Schwarz, von 1877 Johann Lehner, von 1885 Paul Wagner „Kriestl", von 1887 Johann Palesch „Hiekl" und von 1908—1922 Josef Michele „Peckl".

Im Jahre 1867 wurde zwischen Österreich und Ungarn ein Vertrag abgeschlossen, der in die Geschichte als sogenannter Ausgleich einging und den Namen Österreichisch-Ungarische Monarchie prägte. Dieser Vertrag brachte den Ungarn die größtmöglichste Selbständigkeit, wenn auch nicht die vollkommene Unabhängigkeit. Die deutsche Amtssprache, die der Sohn Maria Theresias, Josef II., eingeführt hatte, wurde abgeschafft und die madjarische in allen Stellen der staatlichen Verwaltung rücksichtslos eingeführt.

Nach dem 1. Weltkrieg wurde in der neugewählten Tschechoslowakischen Republik (ČSR) die Wahl des Richters im Sinne der demokratischen Verfassung neu geregelt. Danach wurde der Richter von den Mitgliedern der neugewählten Gemeindevertretung in der ersten Sitzung unter dem Vorsitz des ältesten Mitgliedes gewählt, wobei der Richter aus der Gruppe der Gemeindevertreter wählbar war, die bei der Wahl die meisten Stimmen erhalten hatte. Die Stellvertreter konnten auch aus einer der übrigen Gruppen oder Parteien, denen der Richter nicht angehörte, kommen. In Glaserhau wurden aufgrund der Einwohnerzahl 32 Männer in die Gemeindevertretung gewählt. An Stelle des Ausdruckes Richter setzte sich in den letzten Jahren, wie überall in deutschen Dörfern und Städten, der Name Bürgermeister durch. Der Bürgermeister war in der Gemeinde eine wichtige Respektsperson. Die alte Bezeichnung Richter für den Bürgermeister rührte noch von seiner früheren Tätigkeit als Erbrichter her,

obwohl jene Richterfunktion nach der Einführung der amtlichen Gerichte längst auf diese übergegangen war.
Trotzdem übte er das Amt des Richters auch jetzt noch in leichteren Fällen aus, Sühnetermine bei Beleidigungen, Schlichtungsversuche bei Grenzstreitigkeiten, Diebe und Übeltäter im Dorf wurden bis zu 30 Kronen intern bestraft. Der Schlichtungsspruch des Bürgermeisters wurde allgemein respektiert. Schon die Androhung „zum Richter zu gehen" zeigte seine Wirkung, so daß sich das Eingreifen des Bürgermeisters oft erübrigte. Die größte Angst hatten dabei die Kinder, wenn ihnen wegen einer Untat gedroht wurde: „Wenn du das noch einmal tust, gehen wir zum Richter."
Für schwere Rechtsverletzungen oder unversöhnliche Streit- und Prozeßhähne war dann das Bezirksgericht in Martin und zuletzt das Amtsgericht in Kremnitz zuständig.

Dem Bürgermeister wurde auch kirchlicherseits Ehre zuteil. Er saß mit den Geschworenen (Gemeinderat) als erster im holzgeschnitzten barocken Chorgestühl neben dem Hochaltar rechts. Die Ehre des Himmeltragens bei der Auferstehungs- und Fronleichnamsprozession stand nur ihm und den Geschworenen zu. In Glaserhau amtierten nach dem 1. Weltkrieg folgende Bürgermeister: ab 1922 Franz Lichtner (Jiagl-Hones), der 1924 in die USA auswanderte. Ihm folgte Johann Bielesch „Klajokl" und 1929 Andreas Großmann „Hansikl". Der letzte freigewählte Bürgermeister 1936 war Franz Balla. 1938 wurde die Gemeindevertretung aufgelöst und die Gemeindeverwaltung einem Regierungskommissar übertragen. In Glaserhau blieb Balla auch Regierungskommissar, dem ein Beratungsausschuß von 6 Männern beigeordnet wurde. 1943 wurde Balla zum Wehrdienst eingezogen. Bis zu seiner Rückkehr 1944 vertrat ihn als Regierungskommissar Johann Daubner „Hickl"; anschließend wurde dieser zum Wehrdienst einberufen. Balla wurde 1944 von den Partisanen verhaftet und interniert. Bis zu seiner Rückkehr Anfang November 1944 führte die gemeindlichen Verwaltungsgeschäfte der frühere Bürgermeister Andreas Großmann weiter. Franz Balla fuhr nach seiner Rückkehr zu Verwandten nach Niedersachsen (Lüneburger Heide) und kehrte nicht mehr nach Glaserhau zurück.
Bürgermeister Großmann hatte sein Amt nach der Befreiung Glaserhaus durch die deutschen Truppen niedergelegt. Für kurze Zeit wurde mit der Verwaltung der Gemeinde Josef Wagner, Hs.-Nr. 216, betraut. Aber bald wurde wieder Altbürgermeister Großmann in sein Amt eingesetzt und stand der Gemeinde bis zur Aussiedlung der Deutschen als Bürgermeister vor.
Glaserhau gehörte politisch bis 1926 zum Stuhlbezirk Bad Stuben, von 1926—1939 zum Bezirk (Landkreis) Turčiansky Svätý Martin und von 1939—1945 zum Bezirk Kremnitz.

Notariat

Eine besondere Institution im ehemaligen Königreich Ungarn und dann auch in der ČSR war das Notariat. Zunächst sollte der Gemeindenotar nur den schreibunkundigen Gemeinderichter unterstützen. Erst mit der wachsenden öffentlichen Verwaltung wuchs auch die Bedeutung des Notars. Im Urbarium vom 26. 1. 1767 wird der Notar als Gemeindeorgan erwähnt. Nach dem Österreichisch-Ungarischen Ausgleich 1867 wird er Staatsbeamter der Innenverwaltung und später zum Matrikelführer der Gemeinde bestimmt. Zuletzt oblag ihm das gesamte Standesamtswesen, die Führung des Steuerkatasters der Gemeinde, die Beglaubigung der Kaufverträge und Klausierung und Ausgabe der Arbeitsverträge für die Saisonarbeiter.
Glaserhau gehörte ursprünglich mit Ober- und Unterturz zum Kreisnotariat Oberstuben. 1910 wurde dieses Kreisnotariat geteilt. Glaserhau mit Ober- und Unterturz erhielten ein eigenes Notariat mit dem Sitz in Glaserhau. Die Unterbringung des Notariatsamtes bereitete der Gemeinde große Sorgen. Das Gemeindehaus war an Leopold Tiroler verpachtet und so wurde es vorübergehend im alten Konsumgebäude untergebracht. Der erste Notar war Ladislaus Ban von 1910—1914. Auf ihn folgte von 1914—1918 Franz Marlovič, von 1918—1923 der Tscheche Franz Minarik, von 1923—1925 August Michele, ein Glaserhauer, von 1925—1929 Marek Csillag, von 1929—1934 Josef Kelety, der das Notariatsamt in das obere Stockwerk der Gaststätte Wollny verlegte, von 1934—1942 Georg Kapusta, dieser zog mit dem Amt in das Ferenčik-Haus, und sein Stellvertreter Biron in das Haus Daubner, in der Nähe des Bahnhofs.
1938 baute die Gemeinde ein neues Gemeindehaus mit einer Notariatskanzlei, Notarwohnung und mit einem Amtszimmer für den Bürgermeister. 1942 kam Anton Tenzer als Notar nach Glaserhau und blieb es bis zur Vertreibung.
Die amtlichen Kundmachungen wurden in der Gemeinde durch den Gemeindediener (Kleinrichter) den Bewohnern bekanntgegeben. Der Kleinrichter ging mit einer kleinen Trommel durch das Dorf und blieb an bestimmten übersichtlichen Stellen (Örteln) stehen, trommelte so lange, bis aus jedem Haus ein Erwachsener vor die Tür getreten war und las dann laut die Bekanntmachung vor und beendete sie mit ein paar Trommelschlägen.
Eine weitere Einrichtung der Übermittlung von Bekanntmachungen war das traditionelle Vermelden vor der Kirche. Jeden Sonntag warteten die Kirchenbesucher, hauptsächlich die Männer, nach dem Hochamt vor der Kirche, bis der Bürgermeister kam und von einer erhöhten Stelle aus — es war die Eingangstreppe zur Schule — mit lauter Stimme seine Verlautbarungen verlas. Er begann:
„Halt's net für ungut, bos g'sogt biat!

Altes Gemeindehaus (Deutsches Haus)

Füja nächsta Zeit sei' folgende Nochricht'n z b'achten:

1. Moagn sell d Beg g'macht bean as Tschetschalis Wiebig. Dj. Nopen, bos drof woan, selln olla mitmachen.
2. Om Denstig ist Wjamettig im alt'n Konsum Mutterberatung v neina o.
3. Ei Meeboch ist m Neistum Mak. Päs bean a'm Denstig zomt ausg'stellt.
4. Heit nomettig biat ei Raiffeisenkassa Geld g'somm'lt wiam Köbala Wranz, eem ist a Kuh eiganga 'nd hot sa miss'n eigrobn. Olnja Wichp'setza v. Hs.-Nr. 1—180 sei deksmol dro z helf'n. Dos beas fja heit. I binsch oll'n an schen Tog!"

Die Übertragung lautet:

„Haltet nichts für ungut, was gesagt wird. Für die nächste Zeit sind folgende Nachrichten zu beachten:

1. Am Montag soll der Flurweg beim Tschetschala (Wiebik) ausgebessert werden. Die Nachbarn, die ihn benützen, sollen alle mithelfen.
2. Am Dienstag vormittag ist ab 9 Uhr Mütterberatung im alten Konsumgebäude.
3. Am Mittwoch ist in Oberstuben Viehmarkt. Die Viehpässe werden am Dienstag abend ausgeteilt. (Der Bürgermeister erhielt für das Ausstellen eines Viehpasses 1,20 Kronen.) Sein Jahresgehalt betrug 4500 Kronen.

Neues Gemeindehaus (Bürgermeisteramt und Notariat)

4. Heute nachmittag wird in der Raiffeisenkasse für den Köbela Franz Geld gesammelt. Ihm ist eine Kuh eingegangen und er mußte sie eingraben. Alle Viehbesitzer von Haus-Nr. 1—180 sind diesmal an der Reihe zu helfen."

Er beendete seine Verlautbarung mit: „Das wäre es für heute. Ich wünsche euch allen einen schönen Tag!"

Das Vermögen der politischen Gemeinde bestand aus dem Gemeindehaus, Spritzenhaus, Tiroler Gastwirtschaft und als Grundstücke gehörten der politischen Gemeinde der Viehweg beim Tschetschala und ein Ackerstreifen unterhalb der Bürgerschule von 2 ha.

Die Einnahmen der Gemeinde setzten sich zusammen aus der Haus- und Grundsteuer, Feuerschutzabgaben, der Hundesteuer, Zimmersteuer, für jedes Zimmer 20 Kronen, und dem Kopfgeld, das jährlich neu festgesetzt wurde. Der Hebesatz lag bei 400%. Das war sehr hoch. Die Sorge um die in Not geratenen und arbeitsunfähigen Gemeindebürger sowie um die Waisen oblag dem Bürgermeister. Die Versorgung war recht einfach geregelt. Die Armen wurden von den Bauern im Dorf verköstigt. Jeder Bauer hatte den „Kostgänger" einen Tag zu verköstigen und die Gemeinde stellte die Kleidung und Unterkunft.

Zu den Gemeindebediensteten gehörten:

1. Der Kleinrichter (Gemeindediener). Er wurde vom Bürgermeister angestellt.

Von ihm wurden die amtlichen Bekanntmachungen des Notars, ortsinterne Verlautbarungen des Bürgermeisters, des Urbarialpräses oder auch geschäftliche und private Mitteilungen, wenn sie für die Einwohner wichtig waren, durch Austrommeln bekanntgegeben (siehe oben). Der letzte Kleinrichter war Johann Kabas, Nr. 52 („Jankala").

Gemeindediener (Klarechta) H. Tomala

2. Der Nachtwächter. Die Nachtwache war eine Pflichteinrichtung der Gemeinde zur Bekämpfung von nächtlichen Bränden, Einbrüchen und Diebstählen. Seine Aufgabe bestand darin, nachts durch die Gemeinde zu gehen und von 22 Uhr bis 3 Uhr früh mit einem Horn die Stunden zu blasen. Er wurde bei seinem Rundgang von einem Feuerwehrmann begleitet. Seine Runde begann um 22 Uhr beim Spritzenhaus, wo er sich mit dem Begleiter traf und zum ersten Mal sein Horn erschallen ließ. Um 11 Uhr beim Bielesch/Ruska, um 24 Uhr beim Lehnermichl - Megeth, um 1 Uhr im Oberort beim Kislapoan (Wassertrog). Im Winter wärmte er sich beim Jusof auf und ging dann wieder abwärts, um 2 Uhr blies er die Stunde beim Kescha und um 3 Uhr war er wieder beim Spritzenhaus. Seine Nacht war kurz, denn um 6 Uhr mußte er schon zum Gebet läuten. Er war auch Läutner. Die letzten drei Nachtwächter waren Metzele „Biaschtl", Neusser „Jakala" und Johann Latzko „Kolmasala" 70.

3. Die Feldhüter. Sie mußten die Felder bewachen, damit nichts gestohlen wird, und aufpassen, daß das Vieh und die Schafe beim Weiden auf Feldern und Äckern keinen Schaden anrichteten. Auch das Schätzen der Feldschäden, die durch Unwetter, Wild und sonstige Vorkommnisse entstanden, mußte er vornehmen. Sein Schätzungswert galt als Grundlage bei der Beweisführung des Schadenersatzes.
   Der Jahreslohn war für den Kleinrichter, Nachtwächter und Feldhüter der gleiche. Sie erhielten von jedem Haushalt 10 l Brotgetreide oder 10 Kronen. (1 Maufis = 15 Liter)

4. Die Hebamme. Ihr Dienst gehörte auch zum Bereich des Gemeindewesens. Er war geordnet und die Gemeinde war verpflichtet, für ihren ausreichenden Lebensunterhalt zu sorgen. Sie erhielt von der Gemeinde 1000 Kronen im Jahr und 10 Kronen nach jeder Geburt privat. Die letzte Hebamme war Julia Lehner vom Schwazmejakn.

5. Fleischbeschauer. Der Fleischbeschauer hatte darauf zu achten, daß nur gesundes Vieh geschlachtet wurde. Die Fleischbeschauer hatten die zu schlachtenden Tiere lebend und auch geschlachtet zu beschauen. Auch hatten sie darauf zu achten, daß die Tiere kunstgerecht geschlachtet wurden und daß das Fleisch der geschlachteten Tiere vollständig ausgeblutet war. Das Rind mußte vor dem Schlachten mit einem Schlag auf den Kopf betäubt werden. Bei Notschlachtungen wurde das Fleisch vom Fleischbeschauer gewogen und nach dem Gewicht des Rindes die Anzahl der Bauern bestimmt, die bei dieser Notschlachtung an der Reihe war, 1 kg Fleisch abzunehmen. Auch der Kilopreis wurde vom Fleischbeschauer festgesetzt. Der Kleinrichter wurde dann beauftragt, durch Austrommeln die in Frage kommenden Bauern zu verständigen. Meistens waren es 80 oder 100 Bauern, die es betraf. Bei 333 Viehhaltern kam jeder erst bei der dritten oder vierten Notschlachtung an die Reihe, zu helfen. Mußte ein Bauer ein Rind vergraben — das kam vor, wenn auf der Weide ein Kalb oder eine Kuh vom Blitz getroffen wurde oder wenn der Fleischbeschauer das Fleisch nicht zum Verkauf frei gab —, dann wurde das Rind wieder geschätzt und der Fleischpreis festgesetzt. Am Sonntag darauf wurde das Geld für den geschädigten Bauern eingesammelt. Durch diese Selbsthilfeeinrichtung halfen sich die Bauern gegenseitig, damit keiner unschuldig in Not gerate.
   Für das einzugrabende Vieh war ein bestimmtes eingezäuntes Waldstück in der Gemarkung vorgesehen, was aber die Zigeuner nicht hinderte, das vergrabene Tier auszugraben und zu verspeisen, ohne daß gesundheitliche Schäden zu verzeichnen waren. Der letzte Fleischbeschauer war Johann Bielesch 262. Er erhielt je Schlachtung 1 kg Fleisch und 1 Krone in bar.

Das Urbarium

Die Bauern waren ursprünglich auf ihrem zugeteilten Grundstück nur Nutznießer. Der Grund und Boden gehörte dem Grundherrn. Die Bauern waren verpflichtet, ihrem Grundherrn Abgaben und Frondienste zu leisten. Diese Verpflichtungen waren in den sogenannten „Urbarien" festgelegt. Es waren Verordnungen, die das Verhältnis zwischen Grundherrn und Untertanen (ungarisch Urberas = Herrendiener) regelte.
Die Untertanen wurden in drei Gruppen eingeteilt:

1. in Bauern,
2. in Häusler,
3. in Söldner.

Die Bauern besaßen eine ganze Hufe oder mindestens 1/8 Hufe und zahlten Kontributionen (= Abgaben).
Die Häusler besaßen ein eigenes Haus, oft auch einen Garten oder ein Stück Feld, das kleiner war als 1/8 Hufe (2,75 Joch). Sie zahlten keine Kontributionen, sondern nur Komitatssteuern, auch Haussteuern genannt.
Die Söldner besaßen weder Haus noch Feld und lebten in Miete. Sie waren Hilfsarbeiter beim Grundherrn oder bei größeren Bauern.
Aus einem Bericht („Examen") der Gemeinde vom 20. Juli 1770 erfahren wir, daß Glaserhau noch kein Urbarium besaß. Die Gemeinde hatte bis dahin „die Abgaben und Arbeiten nach uralten Gepflogenheiten" geleistet. Weiter geht aus dem Bericht hervor, daß die Gemeinde bis 1688 jährlich 153 fl. (Florentiner Gulden) Zins zahlte. Dieser Zins wurde 1688 auf 200 fl. erhöht, wobei der Gemeinde in diesem Jahr 50 fl. wegen einer Mißernte erlassen wurden. Außerdem mußte sie der Stadt jedes Jahr 3 Kälber, 12 Hühner und 4 Hasen geben. Ab 1770 zahlte sie für diese Abgaben 11 fl. 97 „Kraizer" (Kreuzer), dann 14 fl. 75 Kr. königl. Zinsen, für den herrschaftlichen Heger 16 fl. 40 Kr., dazu dem Waldförster der Kammer jährlich 8 Metzen Hafer (1 Metzen = 62,5 Liter), 12 Zentner Heu und 8 Klafter Holz und für das Stadthaus in Kremnitz 15 Klafter Holz. Für jedes Melkschaf 2 Groschen und für ein „gelten Schaf" 1 Groschen.
Jeder Bauer arbeitete auf dem herrschaftlichen Feld mit einem Vierviehgespann einen Tag in der Woche, manchmal auch zwei oder drei Tage, dazu kamen noch andere Arbeiten wie Holz- und Straßenarbeiten. Die Robottage dauerten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.
Die Kaiserin Maria Theresia (1740—1780) war bestrebt, die Abgabepflicht der

Untertanen sowohl gegenüber dem Grundherrn als auch gegenüber der Krone gesetzlich neu zu regeln. Sie erließ ein einheitliches Urbarium, das der Gemeinde Glaserhau am 9. 10. 1772 zugestellt wurde. Dabei wurden die Abgabepflichten auf eine ganze Ansässigkeit bezogen. Die Gemeinden wurden entsprechend der Güte des Bodens in fünf Bonitätsklassen eingeteilt. Glaserhau gehörte der 4. Güteklasse an. Eine Ansässigkeit wurde auf 22 Joch Ackerland und 7 Joch Wald festgelegt. Wenn ein Bauernhof weniger Ackerland hatte, dann wurde von einer Halben-, einer Viertel- oder einer Achtel-Ansässigkeit gesprochen und dementsprechend wurden auch die Lasten verteilt. Die Robottage wurden für die behausten Untertanen auf 18 Tage und für die Häusler auf 12 Tage im Jahr festgelegt. Zur Erntezeit konnte auch die doppelte Hand- und Spannrobot verlangt werden. Neben der Robot war die Ablieferungspflicht eine harte Last für die Bauern. Jeder Untertan mußte, wenn sein Besitz mindestens ein Achtel-Ansässigkeit umfaßte (in Glaserhau waren dies 2,75 Joch), ein Achtel der Ernteerträge abliefern; war der Grundbesitz kleiner, dann betrug die Ablieferungspflicht ein Neuntel der Erträge. Zu diesem Zweck hatte die Stadt an der Straße zwischen Johannesberg und Kremnitz einen zweistöckigen Steinbau („Schütthaus") mit kleinen, vergitterten Öffnungen errichten lassen, in dem die Abgaben der Bauern gelagert wurden.
Die Bauern konnten anstatt der Naturalien auch den Geldwert in zwei Fristen abliefern, und zwar am St. Georgi (23. April) und am St. Michael (29. September). An diesen beiden Tagen mußte jeder behauste Untertan ohne Ausnahme seinem Grundherrn jährlich einen Gulden Zins entrichten, wogegen die unbehausten Einwohner von der Zahlung dieses Zinses befreit waren. Jeder Bauer mit einer ganzen Ansässigkeit hatte seinem Grundherrn jährlich noch zwei Hühner, zwei gut gefütterte Hähne, zwölf Eier und halbes Maß Schmalz zu geben. Nebst diesen Abgaben hatten je dreißig Ansässigkeiten zusammen einmal im Jahr ein Kalb oder statt desselben 1 fl. 30 Kr. abzuliefern. Weiter war jeder Bauer gehalten, bei der Hochzeit seines Grundherrn oder seiner Grundfrau mit einem „mässigen Beytrag" in Naturalien oder 48 Kr. beizusteuern. Das gleiche galt auch bei der Auslösung des Grundherrn aus der Gefangenschaft.

Weitere Verpflichtungen der Bauern bestanden darin, das nötige Holz für den Erbrichter, für die Brauerei und Brennerei im Krätschen herbeizuschaffen, das Bier und den Schnaps in die Gemeinden der Umgebung auszufahren und die Gerste, das Malz und den Hopfen nach Glaserhau in die Brauerei zu bringen. Die Stadt Kremnitz zog nämlich aus den Rechten des Ausschanks noch einen besonderen Gewinn. Das geht aus einer Jahresabrechnung aus dem Jahre 1717 deutlich hervor: „Im Jahre 1717 im Brauhaus in allen 38 Gebräue gegossen und gefüllt wurden 950 Fässer . . .

Empfang für Bier	3606 fl. 95 Kr.
Branntweinnutzen	85 fl. — Kr.(euzer)
Empfang für verkaufte Schafe	212 fl. 12 Kr.
Empfang für verkaufte Wolle	202 fl. 29 Kr.
Empfang für Brinsen	340 fl. 85 Kr.
Empfang für Bretter	91 fl. —
Empfang für verkauftes Vieh	396 fl. 82 Kr.
	4935 fl. 03 Kr.
Völlig bahren Geldes Empfang von der Wirtschaft in Glaserhaj für die Stadt Kremnitz im Jahr 1717	4935 fl. 03 Kr."

(Anmerkung: Brinsen = Schafskäse, vom Holzschneiden im Sägewerk gehörte jedes dritte Brett der Stadt.)
Über den Viehbestand des Erbrichterhofes liegt uns nur ein urkundlicher Beleg aus dem Jahre 1714 vor.

Rindvieh:

Melkkühe	Gelde Kühe	Kälber	Stiere
9	5	6	2

Schafvieh:

Melkschafe und Ziegen	Gelde Schafe und Ziegen	Lämmer	Schafböcke (Baran)	Ziegenböcke
1230	65	81	10	5

Die Erbrichter, später die städtischen Gutsverwalter, wohnten im Krätschen.
Obwohl das theresianische Urbarialgesetz für die Untertanen schon Erleichterungen brachte, blieben die persönliche Leibeigenschaft und die schweren Abgabelasten der Bauern und Häusler bestehen. Kaiser Josef II. (1780—1790), der Sohn Maria Theresias, versuchte, durch die Aufhebung der Leibeigenschaft die Lage der Untertanen zu erleichtern. Von den Robotleistungen und Abgabepflichten konnte er sie noch nicht befreien. Dies gelang erst der Revolutionsregierung 1848 unter Kossuth Lajos (Kossuth Ludwig).
Diese Revolution brachte für das unterdrückte Landvolk endgültig die Freiheit. Mit den Gesetzesartikeln IX—XII wurde das System der Hörigkeit im ganzen Lande aufgehoben. Im Artikel IX heißt es, daß: „die bisherigen Dienstleistungen, Frondienste, Abgaben und Barzahlungen, die aufgrund des Urbariums oder anderer Verträge gebräuchlich waren, mit Verkündung dieses Gesetzes auf ewig aufhören". Offen und unklar blieb zunächst noch die Frage, wie der Boden

unter Bauern und Grundherrn verteilt werden sollte. Mit dem Urbarialpatent 1853 wurde auch diese Frage geklärt. Die Bauern bekamen den Boden nicht geschenkt, sondern mußten für 1 Joch Feld 10 fl. 86 Kr. entrichten. Zusammen 14 806 fl. 31 Kr. Die Gemeinde mußte einen Schuldschein unterzeichnen und den Betrag mit 5 % Zinsen in gleichen Raten in 15 Jahren an die Herrschaftskasse abführen.

Die Stadt Kremnitz wollte ihre Besitzungen in einem geschlossenen Stück mit geradlinig verlaufenden Grenzen bekommen. Dies machte einen Tausch von Grundstücken, Kommassierung genannt, notwendig. (Wir würden heute Flurbereinigung sagen.) Einige Bauern hatten Felder an Waldeinschnitten, wie z. B. im Lehnermichlboden, Gesieda, andere mitten im Ebenen Wald. Für die Kommassierung trat die Stadt von ihren 436 Joch Feldern 218 Joch ab. Die ersten Parzellen erhielt vom „Fleischerfeld" der Organist beim Megeth und die große Wiese bei der oberen Mühle. Der andere große Teil vom Fleischerfeld wurde den Familien Hikl, die u. a. im Ebenen Wald Felder hatten, zugeteilt. Gleichzeitig wurden die Familien Lehnermichl und Lozkajiag vom Hofgarten beim Klajokl hinauf zum heutigen Lehnermichl und Lozkajiag auf städt. Grund verlegt und bauten sich dort ihre Häuser und Wirtschaftsgebäude auf. Die Stadt hatte nun ihre Felder undWälder in einem Stück beisammen, das waren die Herrschaftsfelder.

Schwieriger gestalteten sich die Verhandlungen über die Abtretung des Gemeinde- bzw. Urbarialwaldes. Die Stadt besaß in Glaserhau 1417 Joch Wald und trat davon nur 471,10 Joch an die Gemeinde ab. Da die Gemeinde nur 50 Joch Hutweide hatte und ihr Vieh, soweit möglich, auch im Wald weidete, verlangte die Gemeinde eine zusätzliche Waldabgabe als Waldweide. Die Stadt ließ 1868 vom Ebenen Wald 336,57 Joch als Waldweide ausscheiden. Dieser Wald wurde 1910 abgeholzt und fortan als Hutweide benutzt. Für die Waldabtretungen mußte die Gemeinde nochmals einen Ablösebetrag von 11 618 fl. 37 Kr. österreichische Währung der Stadt entrichten. Auch über diese Ablösesumme, die man Remanenzen bezeichnete, mußte die Gemeinde einen Schuldschein mit 5%iger Verzinsung unterzeichnen. Der Bürgermeister war verpflichtet, die Beträge von den Grundbesitzern einzukassieren und ohne Entschädigung in der Stadtkasse einzuzahlen.

Der Waldbesitz wurde in 67 $^{5}/_{16}$-Sessionen eingeteilt. Jede Session mit $^{8}/_{8}$ berechnet. Das gab 535 $^{1}/_{2}$ Achtel. Diese Achtel wurden auf 333 Besitzer umgelegt, so daß es dann, je nach Größe des Hofes, Besitzer mit $^{1}/_{8}$, $^{2}/_{8}$ und mehr gab. Diese Achtelanteile konnten geteilt und auch verkauft werden.

1864 kamen 2 Ingenieure nach Glaserhau, die die Felder und Wiesen in Parzellen einteilten. Ein ortskundiger Mann mußte mitgehen, damit zu den einzelnen Parzellen auch der Flurname eingetragen werden konnte. Der Notar

„Krätschen" (Stric-Haus)

legte ein Katasterbuch an, in das die Parzellen eingetragen wurden. Jede Parzelle wurde nach ihrem Ertrag geschätzt. Es gab drei Güteklassen. Danach wurden die Steuern berechnet. Die Glaserhauer Felder und Wiesen gehörten der 2. und 3. Güteklasse an. Nur ein Teil der Krautäcker (Unterkellerserb) wurden der Klasse I zugeordnet. Diese Parzellierung dauerte vier Jahre.
Gleichzeitig wurde ein Grundbuch angelegt, wo der nunmehrige Besitz verzeichnet wurde.

Krätschen

Der Erbrichter, später der städt. Gutsverwalter, wohnte in Glaserhau im Krätschen. Nach der Aufhebung der Frondienste 1848 mußte die Stadt Kremnitz ihre Felder auf eigene Kosten bearbeiten lassen, und das rentierte sich auf die Dauer nicht. Auch die Verpachtung lohnte sich nicht, und so verkaufte sie schließlich 1912 ihre Herrschaftsfelder in Glaserhau.
Oberlehrer Josef Stric kaufte den Krätschen und baute das Wohnhaus um. Er machte dabei interessante Entdeckungen. Lassen wir ihn selbst berichten:

„Der hintere, östliche Teil des Hauses mit der angebauten Brennerei ließ ich abbrechen. Die Steine kauften Georg und Johann Megeth und Josef Jantschick, Fasching und bauten sich damit ihre Häuser. Beim Abbruch konnten wir feststellen, daß sich hier ein schönes im gotischen Stil gebautes Kirchlein befand, dessen Gewölbe auf einer in der Mitte stehenden Säule ruhte. Die vier hohen gotischen Fenster waren zugemauert und verputzt. Unter diesem Kirchenraum waren zwei Keller. In einem fanden wir Skeletteile und einen Schädelknochen, die wir wieder eingruben. Der Kirchenraum war durch eine eingezogene Balkendecke in zwei Teile, in einen oberen und unteren Raum, geteilt. Der obere Raum diente als Lagerraum, hauptsächlich für Braugerste, Hopfen und Malz, der untere für andere Früchte. Im westlichen Teil des Hauses befand sich die Wohnung des Erbrichters. Sie bestand aus drei Zimmern, Küche und Vorhaus. Hier richtete ich mir auch meine Wohnung ein. Wann das Gebäude erstellt wurde, konnte ich nirgends erfahren. Ein alter Stadtherr, Johann Kuttner, sagte mir, daß er früher oft im Glaserhauer Krätschen war, und die Leute hätten ihm erzählt, daß auch Mönche hier lebten und einen Fischteich hatten. Die Teichanlage ist heute noch zu sehen. Das Wasser wurde vom Seifenbach in zwei Meter lange, ausgemeißelte Steinrohre in den Teich geleitet. Diese Steinrohre liegen noch in den Feldern, der Teich ist ohne Wasser.
1866 brannte die Schnapsbrennerei aus. Die Stadt verpachtete den Krätschen und das Feld an Phillipp Wiltschek. Der Pächter richtete sich im unteren Teil der Kirche ein Wirtshaus und Lebensmittelgeschäft ein. Die älteren Leute werden sich noch an die Tanzunterhaltungen im Krätschen erinnern können.
1868 gab die Stadt auch die Brauerei, die sich in einem Nebengebäude (Straka-Haus) befand, auf.
1900 zündete ein Knecht aus Turz aus Rache wegen schlechter Bezahlung und Behandlung die Wirtschaftsgebäude an. Die Stadt ließ die Gebäude wieder aufbauen.
1912 verkaufte dann die Stadt ihre Felder und Wirtschaftsgebäude für 71 000 Kronen. Ich kaufte den Krätschen und die Wirtschaftsgebäude für 8600 Kronen und einige Äcker und Wiesen im Mittel- und Hinterfeld für 11 800 Kronen. Die übrigen Felder wurden von 12 Glaserhauer Bauern gekauft."
Soweit Herr Stric aus seinen Lebenserinnerungen.

Urbarialgemeinde

Bauern, die den Kaufpreis für die Wälder und Weiden aufbrachten, bildeten eine Gemeinschaft, einen eigenen Gemeindekörper, die Urbarialgemeinde mit ihren Mitgliedern, den sogenannten Urbarialisten. Ein Urbarialist konnte nur

Unterort beim Wollny

ein Besitzer einer ganzen, halben oder viertel Hufe sein. Die Urbarialgemeinde verwaltete ihren Besitz in Einnahmen und Ausgaben selbst. Diese Einrichtung hielt sich nur im ehemaligen Ungarn, während in den anderen österreichischen Ländern bei der Ablösung der Wald- und Weidenutzungsrechte diese in das Allgemeingut der Gemeinde übergingen.
Das Vermögen der Urbarialgemeinde Glaserhau betrug 1945 insgesamt 460 ha. Davon waren:

Wald	274,30 ha
2 Pflanzgärten	0,50 ha
Wiesen	2,30 ha
Hutweide	176,00 ha
Viehwege	6,90 ha

1 Acker hinter dem Stric, die Größe ist nicht bekannt
1 Wohnhaus für den Bullenhalter, auch „Hirt" genannt
1 Stall mit zwei Nebengebäuden und
1 Haus (das Konsumgebäude)

Der Wald und die Hutweide wurden gemeinsam genutzt, der Acker und das

Mittelort beim „Schwazpal und Schmiepal"

Konsumgebäude verpachtet. Die gemeinsame Waldnutzung wurde so durchgeführt, daß jedes Jahr eine Fläche von ca. 5 Joch = 3 ha zur Abholzung freigegeben wurde. Diese abzuholzende Fläche legte der Bezirksforstmeister in Abstimmung mit dem Präses fest.

Von der Hauptversammlung wurden zwei Männer gewählt, die unter Anleitung des Waldhüters in Brusthöhe den Durchmesser jedes Baumes feststellten und in eine Nummernliste eintrugen. Diese Nummer wurde am Stammfuß vermerkt. Anhand dieser Liste wurden bis zur Jahreshauptversammlung Lose gebildet, die je nach Berechtigungsanteil an die Mitglieder vergeben wurden.

Am Tag nach der Verlosung suchte jeder Besitzer seinen Baum oder auch mehrere, die auf seiner Losnummer standen. Nur diese Bäume durften eingeschlagen und aufgearbeitet werden. Sobald der Holzeinschlag beendet war, mußte der Waldhüter dafür sorgen, daß die Schlagfläche von Ast- und Gipfelholz geräumt wurde.

Auch Nichturbarialisten konnten sich bei diesen Aufräumungsarbeiten beteiligen und Astholz und Reisig holen. Im Frühjahr wurde die Fläche mit Kartoffeln oder anderen Früchten bebaut. Dabei säten manche eine Roggenart nach, die erst im nächsten Jahr geerntet wurde. Nach zwei Jahren wurde die Schlagfläche unter Aufsicht und Anleitung des Waldhüters wieder angepflanzt. Die Pflanzen

wurden in eigenen Pflanzgärten gezogen. Die Bewirtschaftung des Urbarialwaldes erfolgte unter Aufsicht des Bezirksforstmeisters. Die Urbarialgemeinde konnte daher nicht willkürlich Holzeinschläge durchführen. Der Holzeinschlag sowie die Wiederaufforstung unterlagen allgemein-gültigen Vorschriften, die durch Landesgesetze geregelt waren.
Jeder Urbarialist hatte für je ein Achtel jährlich eine Grundsteuer zu zahlen, die seit 1939 zwölf Kronen betrug. Wer diese Steuer nicht bezahlte, erhielt im betreffenden Jahr keine Holzzuteilung.
Das jährliche Einkommen der Urbarialgemeinde betrug 20—25 000 Kronen.
Die Verwaltung des Urbarialvermögens oblag dem Präsidium, das von der Hauptversammlung gewählt wurde. Das Präsidium setzte sich zusammen aus dem Präses (Vorstand), dem Waldwirt, Schriftführer und dem Kassier. Das Präsidium bestellte den Waldhüter, der für Ordnung im Walde sorgen mußte.
Das letzte Präsidium bildeten:

Elias Reichel, Hs.-Nr. 1, Präses
Josef Lehner, Hs.-Nr. 267, Waldwirt
August Latzko, Hs.-Nr. 226, Schriftführer
Franz Michele, Hs.-Nr. 54, Kassier

Waldhüter Ignaz Drechsler, Hs.-Nr. 311, und Stierhalter Ignaz Jantschik. Er war ebenfalls Angestellter der Urbarialgemeinde. Seine Entlohnung bestand aus 1000 Kronen jährlich in bar und an Deputaten: 5 l Brotgetreide und 5 kg Kartoffeln pro Kuh, 50 Heller Sprunggeld, Petroleum. Beim Verkauf eines Stieres 10 Kronen und als Weihnachtsgratifikation 20 Kronen. Der Waldhüter hatte ein Monatsgehalt von 1200 Kronen und einen Pensionsbeitrag von 120 Kronen.
Die Urbarialgemeinde besaß auch das Jagdrecht. Langjähriger Pächter war Quido Schwarz-Maschka.
Der Urbarialwald war kein zusammenhängendes Waldstück. Teile lagen am östlichen Ende des Ebenen Waldes, Lehner-Thomasrand, im Hoog Hinter dem Grund, Scheibenbusch, Tiefengrund, Haugrund, Heuberg und der Rest im Mutniker Wald. Der Urbarialgemeinde gehörten auch die Gemeinschaftshutweiden auf der Scheib, dann an zwei Viehwegen beim Ruska und Hiklpal und die größte Fläche auf der „Ehmt" (Ebener Wald).
Die Botendienste besorgte der Gemeindediener (Klarechta) Kabas. Er verständigte die Urbarialisten, wann und wo „Zeche" geleistet werden mußte. Dazu gehörte auch das Mähen der Wiesen für die Bullenhaltung, das Heuen und Heueinfahren. Diese Arbeiten wurden im Wechsel, ein Jahr von den Unterörtlern und ein Jahr von den Oberörtlern, getan. Wer die Zeche nicht ableistete, mußte dafür eine entsprechende Gebühr leisten.

Flurnamen

Zum Geschichtsbild eines Dorfes gehören auch die Flurnamen. Sie sind so alt wie der Ort selbst und wurden wohl aus der alten Heimat mitgebracht. Nachdem sie in den ersten Steuerkatastern und Grundbüchern eingetragen sind, haben sie auch amtlichen Charakter. Sie enthalten einen bestimmten Sinn und gehen auf die erste Besiedlung und Urbarmachung zurück oder erinnern an die Lage, Beschaffenheit des Bodens, auf geschichtliche und manch andere Vorkommnisse.
Von besonderer Bedeutung aber sind die Flurnamen, die auf die Herkunft der Siedler schließen lassen. So wird allgemein angenommen, daß die Flurnamen -seifen (als Bachbezeichnung) und -busch, -pöschl und Scheib (als Waldbezeichnung) aus dem niederfränkischen Sprachraum mitgebracht wurden, wie „Lauterseifen", „Seifenwasser", „Scheibenbusch", „Scheib", „Hirtenpöschl" (= Hirtenwäldchen). Seifen bedeutet im Sprachgebrauch des Bergmanns Kies- oder Sandablagerungen, in denen sich glänzende Mineralien angesammelt haben. Es ist anzunehmen, daß in der Glaserhauer Gemarkung in den Bachnamen mit Seifen nach Gold gesucht oder Goldwäscherei betrieben worden ist. Denn die Seifenbäche befinden sich alle im östlichen Teil der Dorfflur an der Kuneschhauer und Turzer Seite unweit von Kremnitz.
Die Namen, bei denen das anlautende w als b oder b als p wiederkehrt, kommen aus dem bayerischen Raum: „Piabeg" = Bierweg, „Stußbossa" = Stoßwasser, „Haabossa" = Hauwasser, „Schbaza Bald" = Schwarzer Wald. Beim letzteren dürfte es sich um einen reinen Tannen- oder Fichtenwald handeln, der bei trübem Wetter schwarz erscheint, im Gegensatz zum Laubwald, den man auch als „Schönen Wald" bezeichnet. Denken wir nur an das zarte Grün der Blätter im Frühjahr oder an die bunte Blattfärbung im Herbst. Die Rodungen von Glaserhau fanden in einem „Schwarzen Wald", die von Krickerhau in einem „Schönen Wald" statt.
Die Flurnamen auf -grund sind Talnamen: „Hintergrund", „Haagrund", „Tiefengrund", „Scheibengrund" und „Seifengrund".
Die Bergnamen auf -stein weisen auf Kalksteinfelsen (Dolomite) hin: „Krönelstein", „Majerhofstein", „Spitzenstein", „Jantschikstein". Auf Berg- und Hügelbezeichnungen weisen die Flurnamen wie „Rand", „Lehner Thomasrand", „Jesselinsrand", „Ziegenrücken", „Schindelhängst", „Riegel", „Höh", „Fleischerhöh", „Hiebl", „Kalkhiebl", „Hial" und „Kesselkonischberg" hin.
Als Quellenbezeichnungen haben wir die vielen Brünnl-Namen, z. B. „Katzenbrünnl", „Kobassnbrünnl", „Raazenbrünnl", „Zigeunerbrünnl", „Johannisbrünnl", „Dreibrünnl", „Weißenbrünnl", „Steinbrünnl" und andere mehr.
Von den vielen Flurnamen sollen noch einige erwähnt und gedeutet werden. „Ehmt" = Ebener Wald, „Greepl" = feuchte Bodensenke, „Hottergrub",

„Grup" = muldenartige Bodensenke, „Herschofsweld" = Herrschaftsfeld, ebenso das „Wlaschaweld" = Fleischerfeld; sie gehörten früher dem Erbrichter bzw. der Stadt Kremnitz, die sie 1912 an die Glaserhauer Bauern zunächst verpachtet und dann verkauft hat. Das „Kiachnweld" = Kirchenfeld wurde vom Grundherrn Kares, der im Oberort seine Besitzungen hatte, der Kirche geschenkt. Es waren rund 38 Joch = 28,5 ha. Das „Farowsweld" = Pfarrfeld gehörte zum Pfarrhof, also dem jeweiligen Pfarrherrn von Glaserhau. „Oberkellerserb", „Unterkellerserb", beide sind mit der besten Bonitätsklasse I im Steuerkataster angegeben.
„Hiklsboden" und „Lehnamechlsboden" waren feuchte Wiesen, die den Familien Hikl und Lehner Michael gehörten. „Neue Wiesen", „Boden", „G'esieda" = feuchte, ebene Wiesen im Turztal.
„Gbend" kommt von Gewende und weist auf den früheren Flurwechsel hin. „Hoog" = mit Sträuchern (Haselnuß oder Wacholder) und einzelnen Bäumen bestandene Felder und Wiesen. „Hua" und „Ebener Wald" waren die letzten Rodungsgebiete von Glaserhau.
Andere Flurnamen wie „Frühstöckl", „Putzen", „Reesteig", „Steckhannesfleck", „Stückische Kohlung", „Kohleng" sind nicht ganz verständlich, wobei „Kohleng" sich eventuell auf das Brennen von Holzkohle beziehen könnte.

Örtl und Feldwege

Die Namen der verschiedenen Ortsteile „Eatl" gehen noch auf die Zeit der Grundherrschaft zurück und beziehen sich auf die früheren Hufen und größeren Bauernhöfe. Sie haben ihren Ursprung in den Familien- bzw. Vornamen, z.B. „Klapieta" (= Klein Peter), „Keschpala" (= kleiner Kaspar), „Lehnamechl" (= Lehner Michael), „Lehnahones" (= Lehner Johannes), „Jiaglhonis" (= Georg Johannes), „Schwaziak" (= Schwarz Georg), „Melnajik" (= Müller Georg), „Schwazpal" (= Schwarz Paul), „Leanzl" (= Lorenz).
Einige Örtl deuten auf den Inhaber früherer Berufe: „Schmiepal" (= Schmied Paul), „Schusta", „Schneida" und andere mehr.
Nach der Abschaffung der Grundherrschaft 1848 lockerte sich die festgefügte Dorfordnung, die später durch das Erbteilungsgesetz 1867 noch mehr aufgelöst wurde. Die Großfamilie, die meistens drei Generationen umfaßte, wurde zur Seltenheit. Die jungen neugegründeten Familien bauten ihre eigenen Häuser und Wirtschaftsgebäude entweder neben dem alten Wohnhaus oder außerhalb des Hofraumes und nahmen die Hausnummern des alten Hauses mit. So gab es bis 1915 und vereinzelt bis 1934 drei bis vier Häuser mit der gleichen Hausnummer. Mit den Namen der neuen Eigentümer entstanden neue Örtlnamen.

Oberort beim „Temala" — „Lehnamichl"

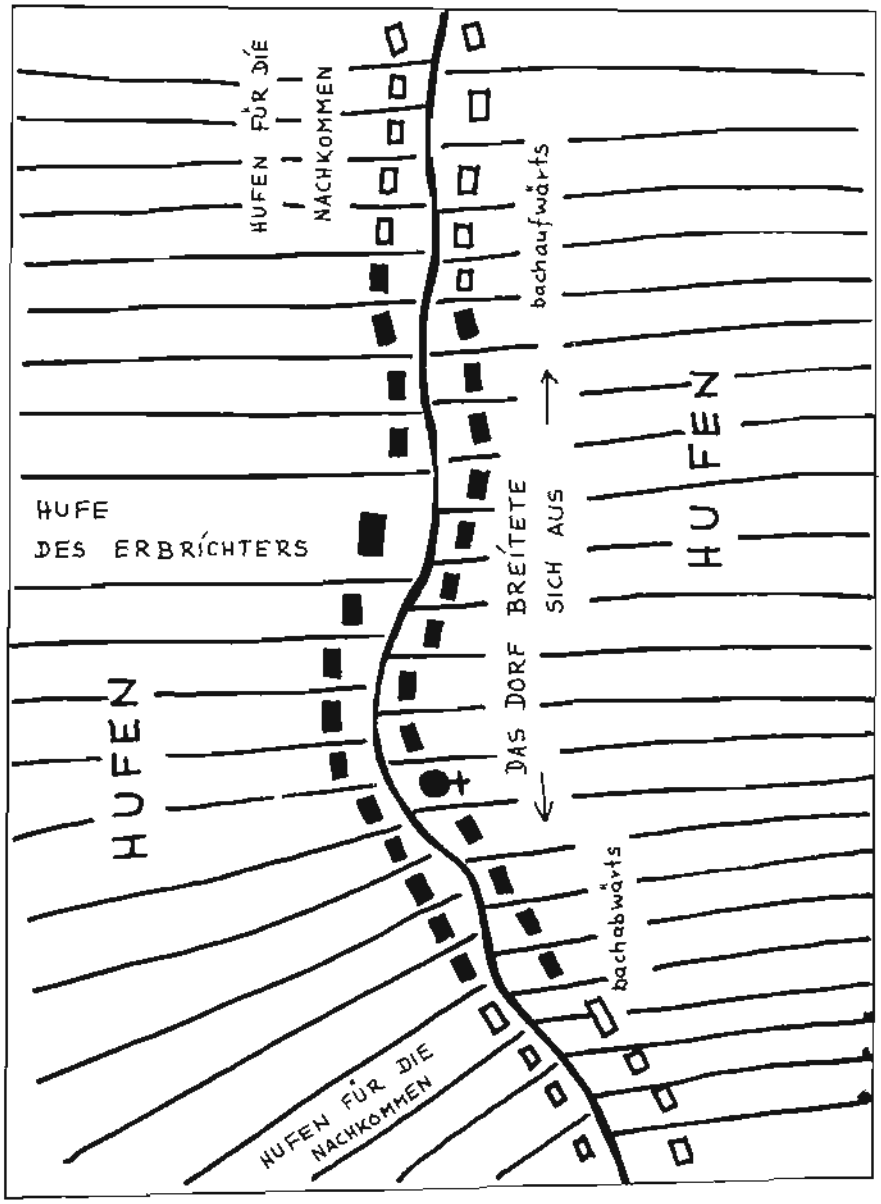
Viele lassen sich nicht mehr oder nur schwer erklären. Z. B. „Legendl". Es ist die Verlängerung des unteren Ortsteiles vom „Hikl" bis zur „Agrikola-Mühle". Für dieses Wort scheint die Erklärung von Karl Julius Schroer: Nachtrag zum Wörterbuch . . . , Wien 1859, wahrscheinlich zu sein. Er fand im Stadtarchiv zu Kremnitz in einer Urkunde von 1382 die Vorstadt von Kremnitz „Legentel" mit der ungarischen Bezeichnung liget = Wäldchen benannt.
Das Glaserhauer „Legendl" muß ähnlichen Ursprungs sein. Zur Zeit der Gründung des Dorfes und lange danach muß auf diesem Gelände noch ein Wäldchen gewesen sein, das man in späterer Zeit auch gerodet und mit Wohnhäusern bebaut hat; denn die Gründer von Glaserhau mieden bei der Anlage des Dorfes das nasse Gebiet des Turztales und legten den Ort auf trockenem Boden weiter südlich an.
Von jedem Örtl führte fast rechtwinkelig von der Dorfstraße ein Feldweg ein Stück in die Gemarkung hinaus, der dann in einem „Twiabäg" (= Querweg) mündete. Diese Feldwege und auch Teile der Feldflur hatten ihre Bezeichnung von dem Örtl. So gab es einen „Klapietes Weg", „Jantschiks Weg", „Hiatn Wiebig" (= Hirten Viehweg), „Kristls Weg" usw. Auf dem Ortsplan sind die Feldwege deutlich erkennbar.
Die Glaserhauer Bauern hatten die gleiche Hof- und Hauseinrichtung, die gleiche Wirtschaftsform, doch eigen war die Persönlichkeit. Jeder trug seinen bürgerlich amtlichen Namen, voran aber stand der Örtl- oder Spitznamen, unter dem man jeden kannte. Im Spitznamen lag meist etwas von der Abkunft, oft

Altes Bauernhaus beim „Heachl" im Unterort

auch etwas vom Charakter. Der amtliche Familienname mit der Hausnummer war meist so unbekannt, daß die Glaserhauer einem Fremden, der ins Dorf kam und nach dem Bauern Georg Daubner, Haus-Nr. 88, fragte, keine Auskunft geben konnten, denn im Dorf hieß er Schreibajiak.
Gerne wurde bei der Entstehung eines Spitznamens die Verkleinerungsform mit der Endung „la" gewählt. So hieß es zum Kespala, Jak'la, Temala, Kisla, Spuala, Köbala, Ruskala u.a.m.
Manche Bauern hörten ihren Haus- oder Spitznamen nicht gern. Der „Lumpen"-Seffl z.B. macht sich nichts aus seinem Hausnamen, denn ihn kennen alle Glaserhauer als fleißigen, sparsamen und rechtschaffenen Mann, der mit dem Spitznamen nichts gemein hat. Jedenfalls kennt man ihn unter dem Hausnamen besser als unter dem bürgerlichen Namen Josef Daubner, von denen es mehrere gibt.
Auch die Namen wie Holzbogn, Heidamoo, Spekjak'la oder Moorhext waren keine Schmeichelei, aber sie dienten der genauen Bezeichnung und Orientierung im Dorf und hatten somit ihre große Bedeutung. Eigentlich bräuchte sich kein Glaserhauer seines Hausnamens zu schämen. Die Glaserhauer waren daheim tüchtige, strebsame Menschen und haben sich auch hier in der neuen Heimat erfolgreich durchgesetzt.

Siedlungsform

Der Siedlungsform nach ist Glaserhau ein typisches Waldhufendorf, wie es sich bei der deutschen Ostsiedlung im 14. Jahrhundert, in den Mittelgebirgen in Schlesien, Sachsen und in den Sudeten ausgebildet hatte. Viele Siedler kamen

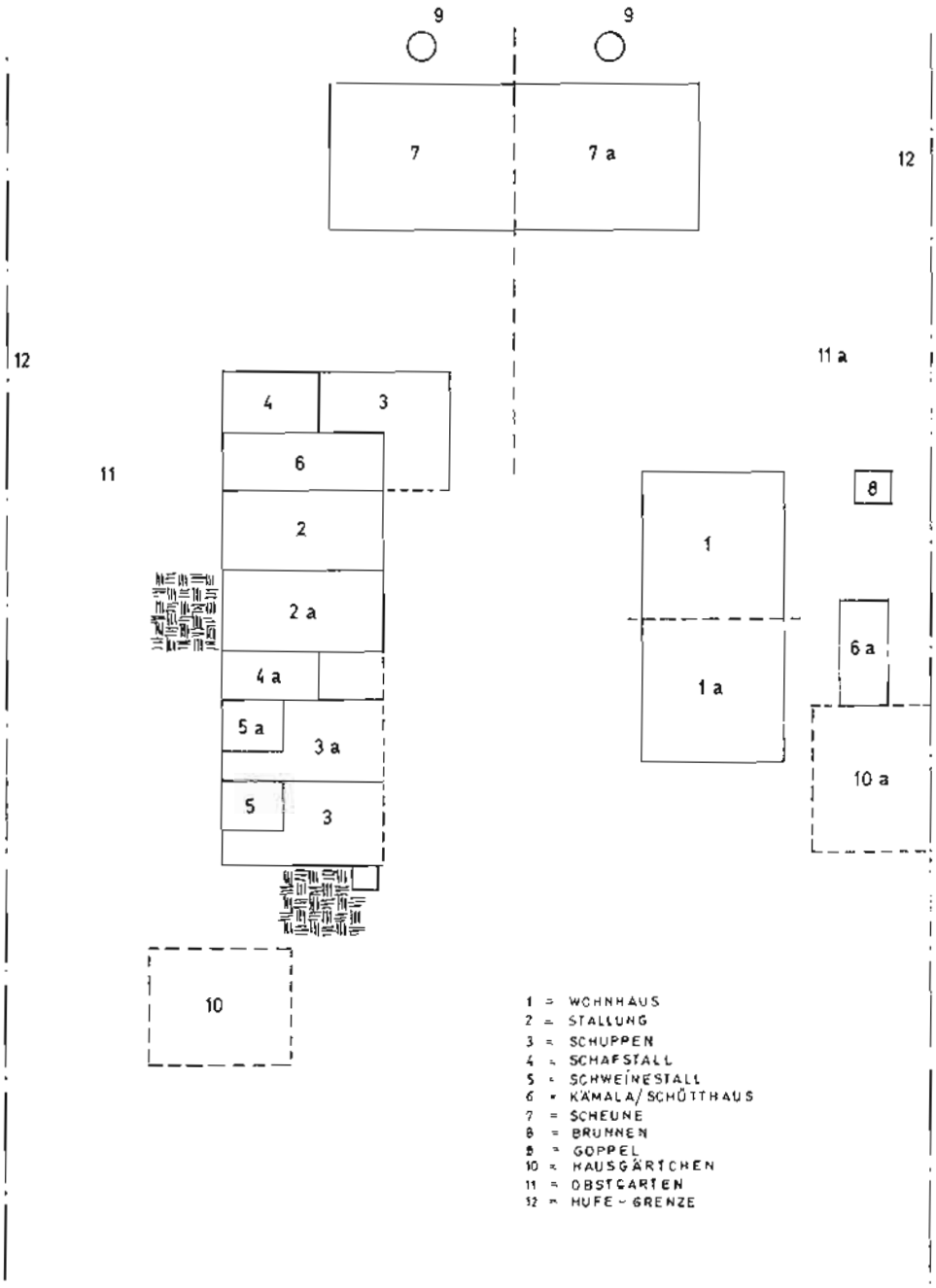


SIEDLUNGSFORM EINES WALDHUFENDORFES

auch aus diesen Gebieten und brachten nicht nur diese Siedlungsform, sondern auch die siedlungsgeschichtliche Ortsbezeichnung auf -„hau" mit.
Jedes Waldhufendorf entstand durch Rodung eines Waldstückes entlang eines Baches. Die „Hufe" war ein Stück Land, das dem Siedler zur Rodung und Nutzung zugewiesen wurde und später auch in seinen Besitz überging. Sie reichte vom Bach bzw. von der Hofstätte (Haus, Stallungen, Scheune und Garten) als zusammenhängender Streifen bis zur Dorfgrenze hinaus. Eine Hufe umfaßte, je nach Bodenbeschaffenheit, eine Fläche von 15—20 Hektar oder 26—35 Katastraljoch.
In Glaserhau lagen die Bauernhöfe zu beiden Seiten des Baches, dem entlang auch die Dorfstraße folgte. Im Unterort und Mittelort bot die flache Talmulde mehr Platz bei der Anlage der Höfe. Sie standen daher auch in größeren Abständen nebeneinander. Im Oberort engten die Hügel die Talmulde ein, die Hufen wurden kürzer und schmäler, und die Höfe standen dichter beisammen. Trotzdem blieb auch hier zwischen den einzelnen Hofstellen noch Platz für Häuser und kleine Gärten für die Häusler, die keine Hufe hatten.
Diese Siedlungsform hatte den Nachteil, daß das Gemeinschaftsgefühl nicht besonders gefördert wurde. Das Dorf war fast 4 km lang. Es gab keinen Dorfplatz, kein eigentliches Dorfzentrum, wo man sich nach Feierabend noch hätte zusammenfinden können. Die Dorfstraße war bei Regenwetter aufgeweicht und schlecht begehbar. Oberörtler (Öbalenga) und Unterörtler (Niedalenga) lebten mehr für sich. Man wußte wenig voneinander, oft kannte man sich kaum. Als Kinder traf man sich in der Schule und beim Viehhüten. Die Erwachsenen begegneten sich an Sonn- und Feiertagen beim Kirchgang und nutzten die Zeit nach der Kirche auf dem Kirchplatz oder auf dem langen Heimweg zum Gedankenaustausch.
Mit der beginnenden Erbteilung und nach den großen Feuerkatastrophen 1933 und 1934 kam es auf einer ursprünglichen Hufe zu mehreren selbständigen Hofstellen. Die Teilung erfolgte längs der Hufe. Die Ackerstreifen wurden dadurch schmäler, aber der Örtlname und die nach ihm benannten Flurnamen sowie der Wirtschaftsweg blieben bestehen.
Seit der Aussiedlung sind viele Häuser, ja ganze Örtl, abgerissen und dem Erdboden gleichgemacht worden. Wo früher große Bauernhöfe standen, wuchern heute Brennesseln und anderes Gestrüpp. Aber den Charakter des einstigen Waldhufendorfes wird man wohl kaum ändern können.

Die Hofform

Bis zum Erbteilungsgesetz 1867 war auf jeder Hufe nur eine Hofstelle. Das



Hofform — Raazenhof 1883 geteilt: Lehner (1—10), Jantschik (1a—10a)

große Wohnhaus stand mit der Längsseite zum Hof und mit der Giebelseite zur Straße. Es bildete mit dem Stall, der Scheune und den Schuppen eine viereckige Hoffläche. Ließ das Gelände eine viereckige Hoffläche nicht zu, dann wurde die Scheune außerhalb des Hofraumes hingestellt.
Im Viehstall waren Pferde und Hornvieh zusammen untergebracht. Auf dem Obergeschoß (unter dem Dach) befand sich das Heu und Grummet, getrennt nach sumpfigen Wiesen und Bergwiesen. Der Zugang zum Heuboden erfolgte über eine Leiter durch ein vorgebautes Heustalltürl oder durch eine rechteckige Öffnung in der Stalldecke vom Stall „Heboan" aus. Der Misthaufen und das dazugehörende Häuschen mit Herz befanden sich in Stallnähe oder am Ende der Wirtschaftsgebäude.
Der Schweinestall stand außerhalb des Viehstalles im Schuppen oder daneben. Der Schafstall, aus Brettern oder aus lose behauenen Baumstämmen bestehend, mit luftigen Schlitzen, schloß sich dem Viehstall oder der Scheune an.
Die Scheune stellte mit dem großen Dachraum das größte Gebäude im Hofraum dar. Sie war ebenfalls aus Holz gebaut und umfaßte eine durchgehende Tenne und den Bonsen. Neben dem Bonsen befand sich eine Kammer mit der Häckselmaschine und dem großen Getreidekasten mit den Fächern für Roggen, Gerste, Hafer und Weizen.
In dem zum Hof offenen Schuppen waren die landwirtschaftlichen Geräte untergebracht. An den Wänden hingen an großen Holzhaken die Wagenleitern, Ketten, Rechen und Sensen. Im Wagenschuppen standen die einzelnen Wagenteile, die nach Bedarf zusammengestellt werden konnten, und die Schlitten und Schleppe.
Zwischen den Schuppen war noch eine Kammer „Kämala" für die Werkzeuge eingerichtet, denn jeder Bauer war sein eigener Handwerker, soweit es sich nicht um besondere handwerkliche Arbeiten, wie die des Schmiedes oder des Schreiners, handelte. Im „Kämala" standen meistens auch die Fleischfässer mit dem eingesalzenen Schaf- und Rindfleisch.
Neben oder vor dem Wohnhaus war das Hausgärtchen für Gemüse, Gewürzpflanzen und Blumen angelegt.
Fast jede Hofstelle hatte ihren eigenen Brunnen, der aus hygienischen Gründen etwas abseits lag. Er war mit großen Steinen ausgemauert und mit einem Holzaufbau und Dach abgeschützt. Wenn eine starke Quelle außerhalb des Hofs lag, wurde sie ebenfalls ausgemauert, überdacht und, wie beim „Griega und Diariek", als Schöpfbrunnen von mehreren „Örteln" benutzt. Höhergelegene Höfe mußten oft tiefe Brunnen graben. Der Brunnen im Pfarrhof war z. B. 28 m tief. Aus solchen Brunnen mußte das Wasser mit Wassereimern, die an einer Kette hingen, mittels einer Kurbelwelle oder eines Speichenrades hochgezogen werden.
Getrennt vom Wohnhaus oder am Wohnhaus angebaut, aber mit eigenem Zu-

gang, stand das „Schiethaisl" (Schütthaus). Es war unterkellert und diente als Speicherraum. Im Keller für die Kartoffeln, Rüben und im Obergeschoß für das Brot und Mehl. Nicht selten standen auch Betten für die Mädchen darin.
Durch die Erbteilung bedingt, veränderte sich auch die alte Hofform. Die Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude wurden geteilt, später abgerissen und durch kleinere Bauten ersetzt. Die Hofanlage beim Raz wurde 1883 geteilt und blieb so bis zur Vertreibung erhalten.

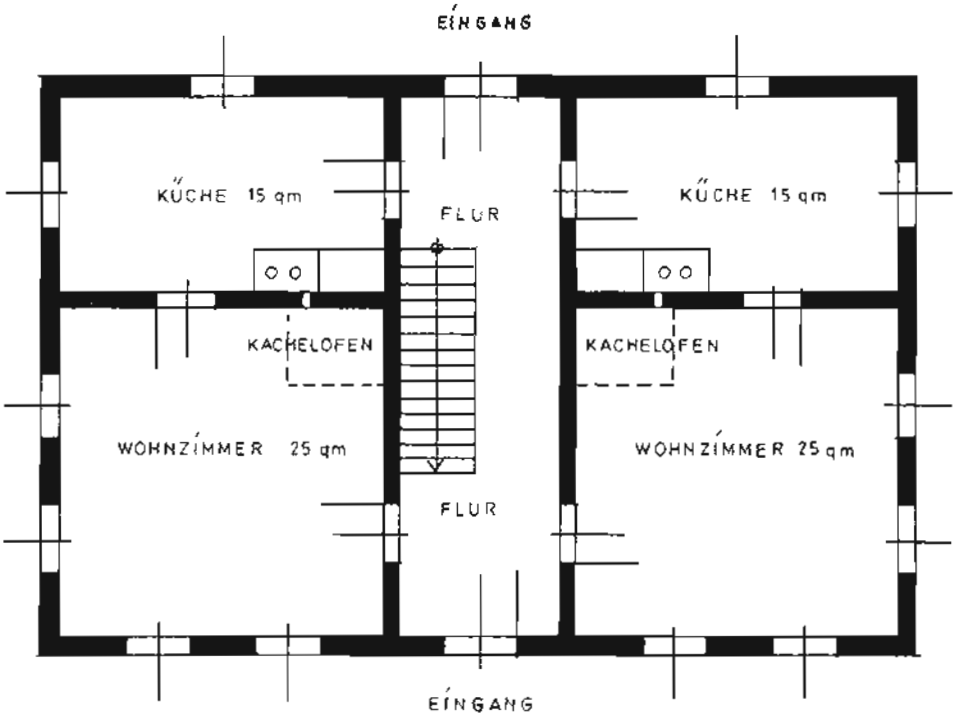
Bauform
Das Wohnhaus und seine Einrichtung

Das alte Glaserhauer Wohnhaus war ein einstöckiges, hölzernes Blockhaus. Es war warm, einfach und geräumig, für eine Großfamilie gebaut. Zum Bau brauchte man weder einen Bauplan noch Baumeister. Die Ausmaße waren von alters her bekannt, und so wurde es meist in Eigenregie von den Familienangehörigen und Verwandten errichtet. Da diese jahrhundertealte Bauweise keine Abwechslung kannte, sah ein Haus wie das andere aus. Sie gaben dem Dorf ein einheitliches Gepräge.
Zum Hausbau wurde nur Fichten- und Tannenholz verwendet. Auf die Auswahl des Baumaterials wurde großer Wert gelegt. Das Holz wurde im Winter geschlagen, wenn es saftfrei war. Die Holzhäuser, die auf ebener Fläche standen, waren meist ohne Unterbau. Bei den anderen dagegen, die an einem Hang errichtet wurden, war ein Unterbau erforderlich. Er wurde zum Keller, in den man durch eine Falltür aus der Küche oder von der Straßenseite aus gelangen konnte. Die Häuser, die keinen Unterbau hatten, standen auf einem 50—60 cm hohen Steinsockel als Fundament. Man fügte roh behauene Baumstämme übereinander zu Wänden zusammen. Die Zwischenräume (Fugen) wurden mit Lehm verstrichen. Die Außenwände wurden von 8—10 m langen Querbalken überbunden. An ihren Enden wurden die Dachsparren eingezapft. Die Kehlbalken festigten nicht nur die Sparrendreiecke, auf denen die Dachlast aus Strohschaben oder Schindeln lasteten, sondern dienten zugleich auch als Deckenbalken für das Obergeschoß, der „Koma".
Die Breitseite oder Giebelseite des Hauses, mit zwei oder drei rechteckigen Fenstern versehen, war der Straße zugewandt. Die Längs- oder Traufseite, mit ebensovielen Fenstern, zum Hof und zu den Wirtschaftsgebäuden gerichtet. In der Mitte der Hofseite befand sich der Eingang in den Hausflur; der führte durch das ganze Haus und endete mit einer Tür an der anderen Seite des Hauses. Der Hausflur teilte das Haus in zwei Hälften. Vom Flur, auch „Haus" genannt, führte eine Tür in die Wohnstube und eine in die Küche. In einem gro-

Zwei-Familienhaus in Glaserhau

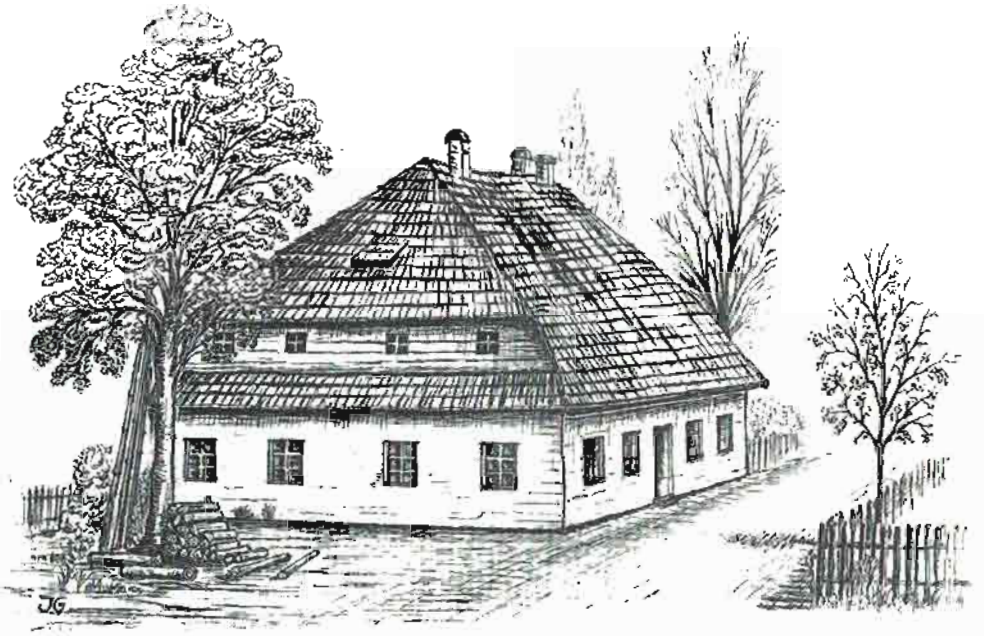
ßen Haus mit vier Familien ging man durch eine Tür zunächst in einen Vorraum, von hier in die Küche (früher Rauchküche) und in die Stube.
Vom Flur führte eine Holztreppe in das Obergeschoß. Es umfaßte eine oder mehrere Stuben, die als Schlaf- oder Vorratsräume dienten. Über der Küche befand sich die Rauchkammer, in der nach dem Schlachten das Fleisch, der Speck und die Wurst geräuchert wurden. Die Fenster in den oberen Stuben waren noch kleiner als in den Stuben im Erdgeschoß. Es waren zweiflügelige Doppelfenster. Die Außenfenster oder Winterfenster wurden erst im Herbst in die Angeln gehängt. Zwischen den Fenstern legte die Mutter im Winter ein Mooskissen, damit es nicht so sehr hereinzieht. Fensterblumen in Kästen fand man sehr selten. Aber fast in jedem Haus stand im Fenster ein Rosmarin- oder Muschkatlstock (Geranien). Die immergrünen Zweige des Rosmarins wurden bei feierlichen Anlässen von der Wiege bis zur Bahre als Schmuck verwendet.
Die alten Holzhäuser hatten bis zum 1. Weltkrieg Rauchküchen mit einem

GRUNDRISS EINES 2-FAMILIENHAUSES IN GLASERHAU (RAAZ)



offenen Herd. Der Rauch zog durch breite Schlitze in der Decke auf den Dachboden (Rauchkammer) und von hier durch besondere Rauchlöcher, die sich an der Giebelseite des Daches befanden, ins Freie. Solche Rauchlöcher und die Deckenschlitze waren zugleich auch die Lichtlöcher, denn die alten Rauchküchen hatten keine Fenster. Gekocht wurde auf dem offenen Herd auf einem schmiedeeisernen Dreifuß, von denen es entsprechend der Kochmenge größere und kleinere gab. Nach dem 1. Weltkrieg verschwand allmählich die alte Rauchküche mit dem offenen Herd.

An Stelle des offenen Herdes trat der Sparherd (Spoahäed) mit abgesetzten Ablagestellen „Majala" und einer Röhre sowie einem Rauchfang, der aber nicht über das Dach hinausragte, sondern in der Rauchkammer endete. Dieser feuergefährliche Rauchabzug wurde aber bald durch einen über das Dach hinausragenden schlotartigen Rauchfang verdrängt. In diesen Rauchfang wurde auch der Rauch des Stubenofens, der von der Küche aus geheizt wurde, geleitet. Die

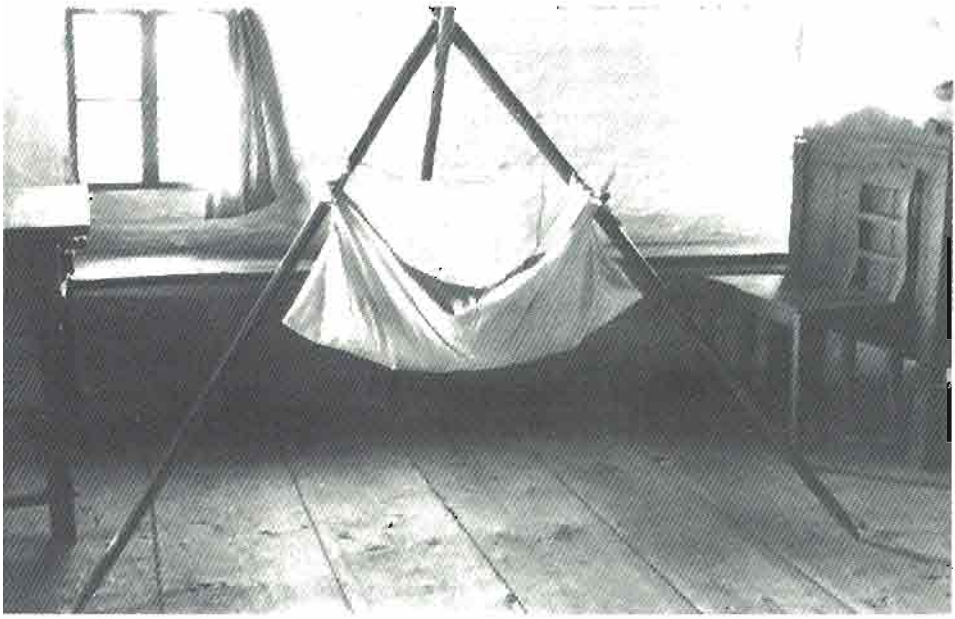


Vier-Familienhaus in Glaserhau

aus Steinen oder Ziegeln gebauten Rauchfänge waren so geräumig, daß der Rauchfangkehrer durch eine in der Küche angebrachte Tür (Ofentür) einsteigen und innen hochkriechen konnte. Der Rauchfang, im Volksmund „d' Kooch", wurde nicht von oben, sondern von innen gekehrt.
Das Küchengeschirr wurde in einem Wandregal aufbewahrt. In den untersten Fächern standen auch die „Melichteppl". Es waren Tonkrüge, in denen die Milch aufbewahrt wurde.

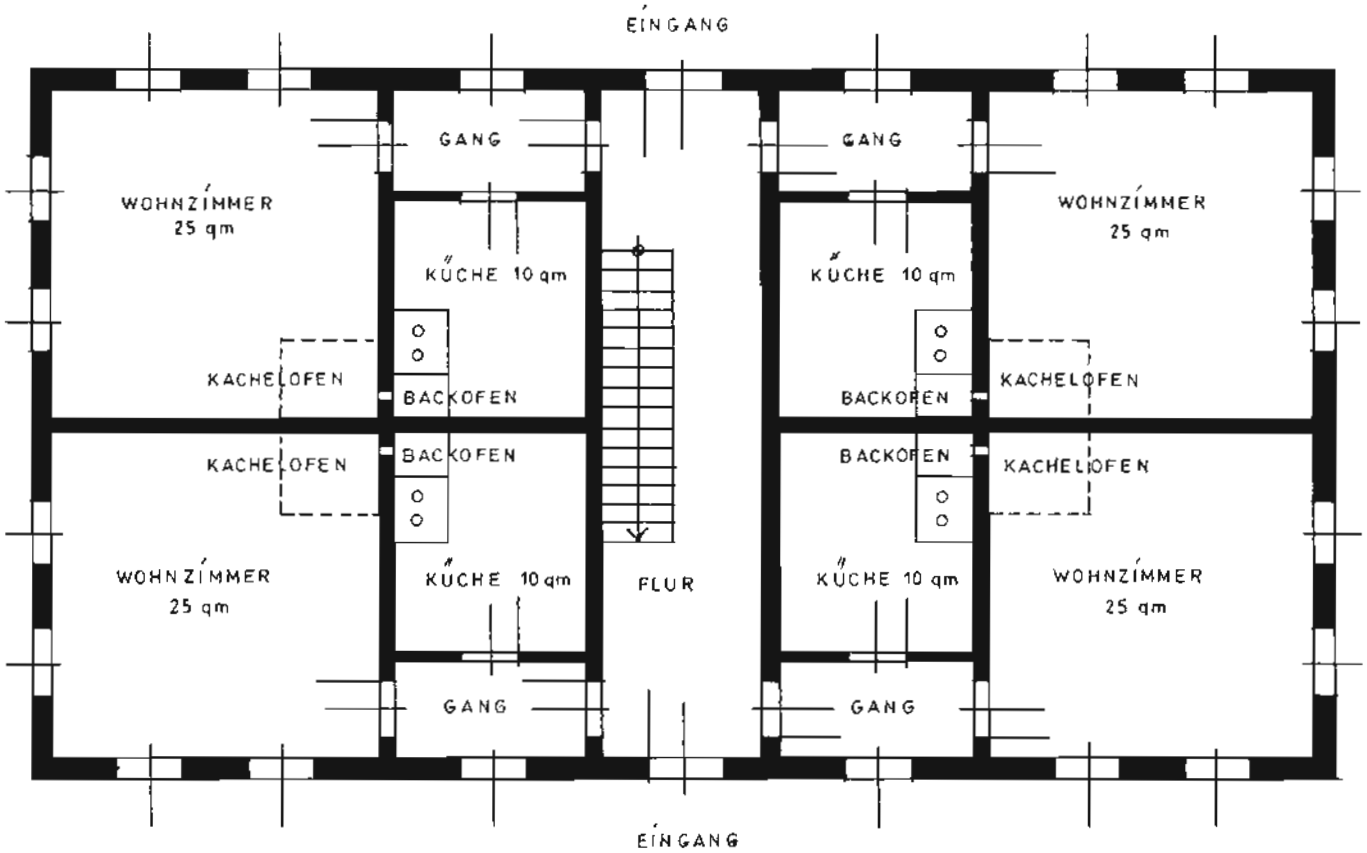
Die Wohnstube

Der wichtigste Raum des Hauses war die große Wohnstube. Sie hatte für alle Platz und war Mittelpunk des Familienlebens. Neben der Eingangstür hing ein kleines Porzellankesselchen mit geweihtem Wasser. Wer einen wichtigen Gang unternahm, langte hinein, um sich mit Weihwasser zu bekreuzigen. Das Porzellankesselchen wurde auch in den Stall getragen, um ein zugekauftes Stück Vieh besprengen zu können. Auf dem oberen Türpfosten der Stube standen mit



Hotsch (Hängewiege)

Kreide die Anfangsbuchstaben der Heiligen-Drei-Könige mit der Jahreszahl, z. B. 19 K + M + B 40. Sie sollten das Haus vor Sünde und Übel bewahren.
In einer Ecke zwischen zwei Fenstern war auf einem dreieckigen Holzbrettchen, ungefähr 1 m unter der Decke, „der Herrgottswinkel" — ein Hausaltärchen aufgebaut. In der Mitte stand eine Muttergottesfigur aus Porzellan, daneben Engelfiguren, Kerzenhalter und ein geweihtes „Wetterstöckl" aus Wachs, das bei jedem Gewitter angezündet wurde. Dahinter stand ein Kruzifix mit den Sterberequisiten. Sie wurden auf den Tisch gestellt, wenn der Pfarrer kam und einem Sterbenden die letzte Ölung spendete. Neben dem Herrgottswinkel, links und rechts, hingen an den Wänden Heiligenbilder mit aufgesteckten Palmzweigen und am anschließenden Holzrähmchen buntbemalte Keramikteller.
Unter dem Herrgottswinkel stand vor einer Eckbank der große rechteckige Tisch mit gedrechselten Beinen, die diagonal (übers Kreuz) mit Fußleisten verbunden waren. In der Tischschublade wurde das Brot aufbewahrt. In Notzeiten, wenn es wenig davon gab, wurde die Schublade abgeschlossen. Den Schlüssel trug dann die Mutter im „Schutzsock" verwahrt stets bei sich.
Entlang der Wände standen noch hölzerne „Lahpenk" (Bänke mit Lehnen), die



Grundriß eines Vier-Familienhauses in Glaserhau

„Trugen“ (Truhe), die in ihren Schubfächern alles Wertvolle (Kleider, Wäsche, Dokumente und Geld) der Familie barg. Schränke kamen erst nach dem 1. Weltkrieg auf. Die Bettstatt der Eltern mit der Wiege davor füllten dann die Wand bis zur nächsten Ecke aus. Die Wiege war ebenfalls ein unentbehrliches Möbelstück. Sie nahm fast jedes Jahr einen neuen Gast auf. Wenn der nächste allzubald folgte, mußte zusätzlich eine „Hotsch“ als Ersatzwiege beschafft werden. Sie wurde auf einer Stange über dem Bett mit Hilfe eines „Zeppltuches“ als „Hängewiege“ angebracht oder mit drei Stangen aufgestellt. (Diese drei Stangen wurden im Sommer auch aufs Feld mitgenommen und dort als „Hotsch“ verwendet.)

Die Betten waren, bis sich der Strohsack durchsetzte, mit losem Roggenstroh gefüllt und mit einem selbstgewebten Leinentuch abgedeckt. Darüber türmten sich die prallgefüllten „Peeta“ (Oberbetten) und „Polsta“ (Kopfkissen), die die Frau als Heiratsgut mitgebracht hatte.

Zum Stubeninventar gehörte auch die Wanduhr. Sie hatte ein buntbemaltes, viereckiges, oben abgerundetes Zifferblatt. Die zwei langen bis zum „Ean“ (Fußboden) reichenden, kleingliedrigen Ketten, an deren Enden tannenzapfenähnliche Gewichte hingen, mußten jeden Tag hochgezogen werden, damit die Uhr nicht stehen blieb. Diese gute Wanduhr hatte nicht nur die Zeit zu messen, sondern auch die Kinder zu hüten. Wenn die Mutter keine Zeit hatte, bei der Wiege zu bleiben, stellte sie diese vor die Uhr und sagte: „Guck, die Ticktack!“ Die kleine gelbe Scheibe am „Perpentikel“ (Schwenker oder Pendel) glänzte, knackte und tackte hin und her. Das Kindlein schaute aufmerksam zu. Wenn es ihm doch zu eintönig wurde und nach der Mutter schrie, dann zeigte die Uhr noch andere Künste. Sie fing ein Geschnarre an und wie ein Glockengeläute folgten ihre Stundenschläge. Das Kindchen wurde wieder still und lauschte weiter. So hatte sie alle im Haus gehütet und auch den Kranken Gesellschaft geleistet. Nur, wenn jemand in der Familie starb, wurde sie angehalten und mußte schweigen und warten, bis eine Hand sie wieder zum Weitergehen brachte.

Als Beleuchtung dienten in der Stube eine Kerze und bis zur Jahrhundertwende auch der Kienspan. Erst mit der Erfindung der Petroleumlampe kam helleres Licht ins Haus. Obwohl das Petroleum nicht teuer war, sparte man auch hier. In der Küche wurde der Kienspan auch noch während des 1. Weltkrieges als Lichtquelle gebraucht. An der Wand oder am „Headmajala“ war eine Haltevorrichtung angebracht. Darunter stand ein Gefäß mit Wasser, damit herabfallende Kohlenstücke keinen Brand verursachen konnten. Das elektrische Licht wurde in Glaserhau erst 1928/29 eingeführt.

Der Fußboden („Ean“) bestand früher aus festgestampftem Lehm. Ab der Jahrhundertwende ging man dazu über, ihn mit Dielen zu belegen.

Der im Grundriß quadratische, ca. 1 m breite und 1,5 m hohe Kachelofen war

das beste Stück der Wohnung. Er stand auf einem gemauerten Sockel in einer Ecke auf der Küchenseite mit 1 m Abstand von den Wänden. Dadurch war hinter dem Ofen ein geräumiger Ablageplatz vorhanden, auf dem die Kinder gern verweilten und im Winter auch schliefen. Der Kachelofen war auch gleichzeitig der Backofen. Der Ofensetzer hatte ihn mit grünglasierten Kacheln (20 x 20 cm) kunstvoll zusammengebaut und ihm auf halber Höhe einen Simskranz mit besonders geformten Kacheln aufgesetzt. Hier konnten kleine Gefäße und andere Gebrauchsgegenstände abgestellt werden. Um den Ofen standen zwei Ofenbänke („di Uwenbänk"). Sie waren begehrte Sitz- und Schlafplätze. Im Winter strahlte der Ofen gleichmäßige, behagliche Wärme aus. Man saß aber nicht nur im Winter, sondern das ganze Jahr über gern auf der Ofenbank.
Am Abend, wenn das Licht noch nicht angezündet werden durfte, weil es dafür noch zu hell, aber für die Arbeit schon zu dunkel war, mußte man ein Weilchen die Hände in den Schoß legen, und dazu setzte man sich auf die Ofenbank. Man sprach dabei über alles, was der Tag gebracht hatte, auch was an ihm versäumt wurde. Vieles davon verlor im beruhigenden Dämmerlicht ein wenig an Bedeutung. Man war zufrieden mit dem Geleisteten und dankbar für den von Gott geschenkten und gut verlaufenen Tag. Diese innere Einkehr und Besinnung gab wieder Kraft und neuen Mut für den kommenden schweren Tag. So war diese besinnliche Dämmerstunde meist die schönste des ganzen Tages.
Wenn dann der Winter einkehrte und sich das schaffende Leben vom Hof ins Haus zurückzog, wurden in den großen, warmen Stuben viele Hausarbeiten verrichtet. Das Spinnrad, der Webstuhl und die Schneidbank gehörten in diesen Monaten zum Stubenmobilar.

Feuerwehr

Die alten Holzhäuser mit ihren Schindel- und Strohdächern, sowie die offenen Herdfeuer und Lichtspender in den Wohnungen, wie Kienspan, Wachskerzen und Petroleumlampen, machten früher die Feuergefahr noch viel größer als heutzutage. Dabei waren die Hilfsmittel zur Bekämpfung von Bränden noch sehr primitiv und nur wenig wirkungsvoll. Diese Umstände verpflichteten auch die Verantwortlichen in Glaserhau zu besonderer Wachsamkeit und zur Festsetzung von Feuerschutzvorkehrungen.
Ein Nachtwächter, ausgerichtet mit einem Feuerhorn und einer Laterne, wurde aufgestellt, der jede Nacht bei seinem Rundgang — früher von zwei Männern, zuletzt nur noch von einem Mann — begleitet wurde. Dieser Nachtdienst, so wird berichtet, war für manche Männer eine willkommene Gelegenheit, ihn mit einem zusätzlichen „Ausgang" auf ein Bier oder einen Schnaps zu verwenden,

Freiwillige Feuerwehr im Jahre 1929

gegen den auch die gar zu sparsamen Hausfrauen machtlos waren. Die Hausbesitzer waren verpflichtet, eine intakte Leiter, „die Feuerleiter", zu besitzen. In jedem Haus mußten immer mit Wasser gefüllte Gefäße, Kannen oder Scheffel bereitstehen. Das Aufhängen von brennbaren Gegenständen an den Öfen und das Umgehen mit offenem Licht war verboten. Ebenso untersagt war das Tabakrauchen auf der Dorfstraße mit ungedecktem Pfeifenkopf. Der Richter oder der gewählte Feuerschutzbevollmächtigte hatte die Pflicht, darüber zu wachen, daß alle Vorsichtsmaßnahmen auch eingehalten wurden.
Bei Ausbruch eines Brandes mußten die Wahrnehmer durch Feuerschreien die Hilfe der Nachbarschaft anrufen. Der Nachtwächter, zugleich auch der Glöckner „Läuter", war verpflichtet, sofort mit der Sturmglocke das Feuer allen Dorfbewohnern anzuzeigen. Die erwachsenen Einwohner, vor allem die Männer, mußten sich mit Wasserkannen oder Eimern zum Brandplatz begeben. Den Löscheinsatz führte früher in der Regel der Richter oder sein Bevollmächtigter. Die Leute stellten sich in zwei Reihen von der Brandstätte bis zur Wasserstelle (Bach oder Brunnen) auf. Die eine Reihe förderte die vollen Eimer zum Brandplatz und die andere Reihe die leeren Eimer zur Wasserstelle zurück. War in der Nähe des Brandes genügend Wasser vorhanden, wurden mehrere Doppelreihen gebildet. Diese Art des Feuerlöschens wurde auch von amtswegen als unzureichend erkannt, und so wurde die Anregung des Stuhlrichters (des Bezirkshaupt-

Brandkatastrophe 1933

manns) von Bad Stuben, in Glaserhau einen Feuerwehrverein zu gründen, im Jahre 1887 in die Tat umgesetzt.
Im Dezember 1887 gründete der Richter Palesch in Glaserhau einen Feuerwehrverein, aus dem später die Freiwillige Feuerwehr hervorging. 56 Männer erklärten sich bei der Gründungsversammlung sofort bereit, dem Feuerwehrverein beizutreten. Zum 1. Kommandanten wurde Josef Antoni (beim Johann) gewählt. Gleichzeitig wurde beschlossen, eine Saug- und Druckpumpe mit Schlauchmaterial anzuschaffen. 1898 wurde von der Gemeinde eine Zweiradspritze und nach dem 1. Weltkrieg eine vierrädrige Wagenspritze für Pferdegespann gekauft.
Das erste Spritzenhaus war ein Holzgebäude und stand im Mittelort am Marktplatz neben der Schmiede Durkovic. Nach dem Kauf der Wagenspritze wurde am Marktplatz, hinter der Statue des hl. Vendelin, ein Steinbau als Spritzenhaus mit Keller, Halle und darüber eine Wohnung errichtet. Dieses vorgesehene Spritzenhaus wurde zunächst dem Hufschmied Kmelik vermietet. Dieser richtete in der Halle seine Schmiede ein. Die neugekaufte Spritze wurde in der Schmiedehalle abgestellt. Das alte Spritzenhaus wurde vom Mittelort auf Rollen in den Oberort transportiert, so daß auch in diesem Ortsteil eine Spritze bereitstand. Als Herr Kmelik mit seiner Familie Glaserhau verließ, wurde die ebenerdige Halle als Abstellraum für die Spritzen verwendet und die darüber liegende Wohnung zu einem Schulzimmer umgebaut.
Die Feuerwehr bestand zunächst aus freiwilligen Mitgliedern, die sich hauptsächlich aus Bauern zusammensetzte, die jederzeit erreichbar waren. Die Freiwillig-

Oberort — Wiederaufbau nach dem Großfeuer 1933

keit wurde später zur Pflicht und alle Männer vom 21. bis 45. Lebensjahr mußten der Feuerwehr beitreten. Wer nicht aktiv an den regelmäßigen Übungen an den Feuerwehrgeräten teilnehmen konnte, mußte eine jährliche Feuerwehrsteuer von ca. 40 Kronen an die Gemeinde entrichten. Die Gemeinde ihrerseits war verpflichtet, für die Ausrüstung der Feuerwehr, Neuanschaffung von Uniformen und sonstigen Auslagen zu sorgen. Die Rechte und Pflichten waren durch Statuten geregelt. Zuletzt zählte die Feuerwehr 120 Mitglieder, aber nur 43 waren mit einer schmucken blauen Uniform ausgestattet. In Uniform gehörten sie zu den Respektspersonen in der Gemeinde und hatten bei Feiern und Festen Spalier- und andere Ehrenaufgaben zu erfüllen. Sie nahmen auch mit ihrer Fahne und Musikkapelle regelmäßig an den Auferstehungs- und Fronleichnamsprozessionen und Wallfahrten teil.

Organisatorisch war die Feuerwehr in drei Züge eingeteilt. Jeder Zug hatte seinen Zugführer, Sanitäter und Hornisten. Zu den Feuerwehrübungen wurden sie von dem Hornisten mit einem bestimmten Signal zusammengerufen. Der letzte Hornist war Elias Schwarz, Haus-Nr. 228. Die Übungen dienten der schnellen und sicheren Einsatzfähigkeit der Mannschaft und bestanden in theoretischen Anleitungen über Verhaltensweise im Ernstfall und in der praktischen Ausbildung an den Spritzen, Schläuchen und Leitern. Sie fanden immer Sonntag nachmittag vor einer neugierigen Zuschauerkulisse statt. Vor allem für die Schulkinder war es eine schöne und belustigende Abwechslung, denn wer sich zu nah an den Ort des Geschehens heranwagte, wurde oft mit einem Wasserstrahl be-

Mittelort — Wiederaufbau nach der Brandkatastrophe 1934

dacht. Nach den Übungen kehrten die Männer noch gern zu einem gemütlichen Beisammensein ein und löschten nun mit Bier die durstigen Kehlen.
Die Sanitäter wurden in mehrwöchigen Kursen in der Kreisstadt Turciansky Sväty Martin (heute Martin) in der Ersten Hilfe ausgebildet. Diese Ausbildung kam der ganzen Gemeinde zugute, denn es gab im Ort noch keinen Arzt. Bei Verletzungen und Unfällen leisteten die Sanitäter „Erste Hilfe".
Aus der Chronik der Feuerwehr verdienen folgende Aufzeichnungen erwähnt zu werden:
Anfang Juli 1927 brach im Nachbardorf Oberstuben ein Großfeuer aus, dem das halbe Dorf zum Opfer fiel. Die Glaserhauer Feuerwehr wurde bei der Brandbekämpfung für ihren selbstlosen Einsatz von höchster Stelle gelobt und mit der Verdienstmedaille 1. Klasse ausgezeichnet.
Ende Juni 1930 brannten nachts durch Blitzschlag beim Jiagel Honis, Haus-Nr. 287, vier bäuerliche Anwesen mit sämtlichen Nebengebäuden bis auf die Grundmauern nieder. Diese vier Bauernhöfe lagen auf einer Anhöhe hinter der Kirche. Dabei mußte das Wasser zur Brandbekämpfung aus dem tiefgelegenen Dorfbach bis zur Brandstelle von einer Spritze in die andere gepumpt werden. Dem Landwirt Johann Lichtner „Rädelsführer" verbrannten auch das Vieh und die Schweine im Stall.
Der härteste Einsatz wurde der Feuerwehr abverlangt, als 1933 und 1934 zwei Großbrände fast die Hälfte des Dorfes vernichteten.
Im März 1933 brach beim „Lotzka", Haus-Nr. 197, im Oberdorf ein Feuer aus, das ein verheerendes Ausmaß annahm. Die Feuerwehr konnte mit ihren Handfeuerspritzen, die bei der herrschenden Kälte beim Löschen eingefroren sind,

das Übergreifen auf die Nachbarhäuser nicht verhindern. Die rasche Ausbreitung des Feuers wurde durch die alte Bauart der Holzhäuser, die alle mit Schindeln oder Stroh gedeckt waren, begünstigt. Mit Hilfe der Wehren aus Oberstuben, Bad Stuben, Turz und vor allem aus Krickerhau mit ihrer Motorspritze konnte das Großfeuer noch vor Einbruch der Dunkelheit lokalisiert werden. Es brannten 33 Wohnhäuser, 24 Ställe und 24 Scheunen ab.

Im Juni 1934 brach in Glaserhau das zweite Großfeuer aus, das in seinem Ausmaß noch verheerender und schrecklicher war als das im Vorjahr. Ein Augenzeuge berichtet:

Gegen Mittag schlugen beim „Kla Jokl", Haus-Nr. 262, aus einem Kamin Flammen auf. Brennende Holzspäne flogen durch die Luft, fielen auf die benachbarten Holz- und Strohdächer herab und binnen kurzer Zeit standen mehrere Häuser in Flammen. Ein aufkommender Wind trieb die Flammen vor sich her. Funken sprangen über, und zwei oder drei Häuser weiter loderte es von neuem auf. Die örtliche Feuerwehr war gegen diese entfesselte Naturgewalt des Feuers machtlos. Die lange Trockenheit zu dieser Jahreszeit hatte das Wasser im Dorfbach versiegen lassen. Die Dorf- und Hausbrunnen reichten nicht aus, so daß auch die zur Hilfeleistung erschienenen Wehren aus den Nachbardörfern nicht allzuviel retten konnten. Die Leute mußten tatenlos zusehen, wie ihre Häuser mit allem Hab und Gut in Rauch und Flammen aufgingen. Erst mit dem Eintreffen und Einsatz der Berufswehren aus Martin, Kremnitz, Krickerhau mit ihren modernen Motorspritzen und Tankwagen konnte das Wasser aus dem ungefähr 1 km entfernten Turzfluß zur Brandbekämpfung herangeholt werden. Gegen Abend gelang es, das Feuer endlich beim Schwarzmeaken, Haus-Nr. 283, zu bändigen. Aber die Gefahr war immer noch nicht vorüber. Die ganze Nacht mußten die wackeren Feuerwehrmänner auf ihrem Posten ausharren, denn immer noch loderten hie und da aus den zusammengestürzten Häusern und Scheunen die Flammen auf.

Insgesamt waren 63 Wohnhäuser, 45 Ställe und 45 Scheunen niedergebrannt. War im Jahr 1933 der Oberort schwer heimgesucht worden, so war 1934 der Mittelort fast vollständig niedergebrannt.

Lassen wir zu diesen Brandkatastrophen den späteren Bürgermeister Franz Balla zu Wort kommen: Es war ein furchtbares Unglück für die Gemeinde, insbesondere für die betroffenen Familien, von denen viele nicht versichert waren. Aber im Nachhinein hatte auch dieses Unglück sein Gutes. Die alten, großen Blockhäuser mit mehreren Familien und ihren Hofräumen waren oft sehr eingeengt und verwinkelt, so daß man sich mit Vieh und Wagen nicht richtig bewegen konnte. Das führte des öfteren zu Ärger und Streit untereinander. Beim Wiederaufbau wurden die Hofflächen so aufgeteilt und vermessen, daß sich jeder auf seinem Grund ein schönes Anwesen aufbauen konnte. Lobend muß ich her-

vorheben, daß sich die Glaserhauer nach jeder Katastrophe, die unsere Gemeinde heimgesucht hat, zu einer einmaligen Selbsthilfe zusammengeschlossen haben, um den vom Unglück Betroffenen zu helfen. Auch die Brandgeschädigten wurden durch sogenannte Hand- und Spanndienste beim Wiederaufbau ihrer Häuser und Höfe tatkräftig unterstützt. Die Pferde- und Ochsenbauern fuhren das Baumaterial herbei. Die anderen halfen bei den Bauarbeiten mit. Die Urbarialisten verzichteten auf ihre jährliche Holzzuteilung aus dem Urbarialwald und ließen die Baumstämme den Brandgeschädigten zukommen. Sammlungen und Geldspenden aus den benachbarten Gemeinden trafen ein. Auch die örtliche Raiffeisenbank konnte fast allen Betroffenen finanzielle Hilfe gewähren, so daß in zwei Jahren ganz neue Dorfteile entstanden. Wenn auch dadurch das alte aus der Siedlungszeit gewachsene Dorfbild zum Teil zerstört wurde, so glaube ich, daß sich alle durch die aufgelockerte Bauweise in ihren neuen Häusern und Höfen freier und glücklicher fühlten als in den alten, zusammengepferchten, hölzernen Blockhäusern, in denen zwei bis vier verschiedene Familien wohnten.
Von einer Familie Kabas (beim Majora) wurde noch lange nach dieser Brandkatastrophe folgende Geschichte erzählt:
Vater und Mutter waren aufs Feld gefahren, um Klee einzuholen und hatten ihr Kind in der Wiege allein zu Hause gelassen. Der Feuerwehrmann Guido Schwarz vom „Maschka" drang in das brennende Haus ein, um noch etwas vom Hausrat zu retten. Er sah das Kind und trug es auf die Straße. Dort übergab er es einer vorübereilenden Frau, ohne auf die Frau und deren Namen zu achten. Diese Frau nahm das Kind zu sich nach Hause. Nach der Rückkehr der Eltern war ihr Holzhaus niedergebrannt. Sie glaubten nun, das Kind in den Flammen verloren zu haben. Weinend knieten sie vor den glimmenden Trümmern ihres Hauses und konnten auch von dem Feuerwehrmann Guido nicht getröstet werden, da er ihnen den Namen der Frau nicht angeben konnte. Am nächsten Morgen erst brachte die Frau (es war die „Tipplen" aus dem Oberort) den Eltern das Kind. Die Mutter lebt heute noch in Kemnath in der Opferpfalz in Bayern. Die gerettete Tochter ist nach dem Krieg nach Amerika ausgewandert.
Pfingsten 1937 feierte die Feuerwehr ihr 50jähriges Bestehen, verbunden mit einer Fahnenweihe. Es war wohl eines der schönsten Feste, das Glaserhau je erlebt hat. Bei strahlendem Sonnenschein wurde der Festgottesdienst als Feldmesse vor der Kirche gefeiert, denn die Kirche hätte die vielen Teilnehmer nicht aufnehmen können. Unter der großen Linde wurde ein Altar aufgebaut. Pfarrer Josef Steinhübl zelebrierte den Festgottesdienst und weihte anschließend die neue Fahne mit dem Bildnis des hl. Florian und der Aufschrift: „Gott zur Ehr', dem nächsten zur Wehr". Die Patenschaft hatten Maria Paldauf und Georg Daubner (Hickl Pal Schreiber Jiak) übernommen. Zum Fahnenträger wurde Elias Schwarz (Schlowek) bestimmt.

Einweihung der Motorspritze 1940 (vor dem Kriegerdenkmal)

1940 entschloß sich die Gemeinde, für 45 000 Kronen eine Motorspritze zu kaufen. Bis dahin wurden Brände noch mit den Handfeuerspritzen gelöscht. An jeder Spritze standen 6 Männer, drei links und drei rechts, und betätigten mit vereinter Muskelkraft die Pumpe.
Das Spritzenhaus hatte große Wand- und Deckenrisse bekommen und war baufällig geworden, wahrscheinlich durch die Rauchbildung und Öldämpfe in der Schmiede verursacht. 1943 wurde mit dem Bau eines neuen Spritzenhauses in unmittelbarer Nähe begonnen. Dieses sollte neben einer geräumigen Gerätehalle auch einen Seh- und Schlauchtrockenturm erhalten. Der Bau konnte aber wegen der herrschenden Partisanen- und Kriegswirren nicht mehr zu Ende geführt werden.

Die vier Feuerwehrkommandanten waren:

1. Josef Antoni vom „Johann", Haus-Nr. 91
2. August Michele „Pekl" vom Lehner Honnes, Haus-Nr. 265
3. Bartalan Schwarz „Poatl" vom Diariek, Haus-Nr. 48
4. Josef Tienes, Haus-Nr. 331

Für die Zeit, da Schreiben und Lesen auf dem Lande noch seltene Künste waren, ist bezeichnend der „Botenstab". Statt einer geschriebenen oder abgestempelten Vorladung wurde ein Holzstab vom Erbrichter zum Nachbarn, von diesem zum nächsten usw. zu jedem Bauern geschickt. Das war das Gebot zur Zusammenkunft. Wenn es sich um Frondienste im Wald oder auf den Feldern handelte, wurde ein Spaten weitergereicht. Arbeitsbeginn war bei Sonnenaufgang.
Die Dorfordnungen, die das Zusammenleben in der Gemeinde regelten, wurden bis zum 18. Jahrhundert mündlich von Generation zu Generation weitergegeben und den Ortsbewohnern zweimal im Jahr öffentlich vorgesprochen und später vorgelesen.
Amtliche Bekanntmachungen, auch weltlicher Art, erfolgten für das Volk von der Kanzel herab und später durch den Richter (Bürgermeister) vor der Kirche. Diese Art der Übermittlung amtlicher Nachrichten war bei uns bis zur Vertreibung üblich.
Früher geschah die Beförderung der wenigen Briefe durch eigenen Boten. Die erste Poststelle in Glaserhau wurde im Jahre 1888 im alten Gemeindehaus (deutsches Haus) eingerichtet. Erster Postmeister war Johann Kuttner aus Kremnitz. Von 1900—1904 betreute die Post Wilma Szentgyörgyi, die Tochter des Lehrers Szentgyörgyi.
1904 wurde Frl. Maria Laurenz als Postmeisterin von Kremnitz nach Glaserhau versetzt. Die Gemeinde verpachtete 1904 das Gemeindehaus an Leopold Tiroler, der sich dort ein Geschäft und Wirtshaus einrichtete. Die Poststelle mußte vorübergehend beim Undre, Považan, untergebracht werden. Als Herr Tiroler den Pachtvertrag kündigte und ein Haus und ein Geschäft beim „Temela" erwarb, kam die Poststelle wieder ins Gemeindehaus zurück. Sie wurde aber später beim „Hieklpal" ins Haus der Familie Daubner „Schraiber Jiak" verlegt, wo sie bis zur Aussiedlung untergebracht war.
Nach dem 1. Weltkrieg errichtete die neue tschechoslowakische Postverwaltung in Glaserhau ein Post- und Telegraphenamt ein, wobei das Telegraphenamt die Hauptzentrale für die umliegenden Ortschaften, auch für Krickerhau, war. Ende der zwanziger Jahre wurde Frl. Laurenz pensioniert und die Telephonzentrale von Glaserhau nach Krickerhau verlegt. In Glaserhau blieb bis zur Vertreibung ein Post- und Telegraphenamt.
Die anfallende Post mußte der Postbote, bzw. die Postbotin, täglich bei jedem Wetter zum 7 km entfernten Bahnhof Oberturz bringen und von dort die Post für Glaserhau auch abholen. Rechnet man die Hauszustellungswege in unserem fast 4 km langen Dorf dazu, so legten die Briefträger, später auch die Briefträgerinnen, täglich bis zu 20 km Fußweg zurück. Erst als Glaserhau an der neu-

erbauten Strecke Oberstuben—Krickerhau im Jahre 1931 einen eigenen Bahnhof erhielt, blieb den Postangestellten der weite Weg nach Oberturz erspart.
Noch während der Amtszeit von Frl. Laurenz waren als Briefträger für kurze Zeit tätig ein Slowake, an dessen Namen sich niemand mehr erinnern kann, nach ihm folgte ein Herr Daubner, Bruder der Frau Paldauf, dann Johann Daubner vom „Tumal" (Feldhüter) und Frau Johanna Ruszko beim „Schula-Hansl".
1923 übernahm Frau Magdalena Krohlas den Posten der Briefträgerin bis zu ihrem tragischen Tod 1943.
Diese langjährige und beliebte Briefträgerin, kurz „Postlenka" genannt, war aus dem Dorfbild nicht wegzudenken. Jeden Tag sah man sie mit der ledernen Umhängetasche schwerbepackt vom Bahnhof kommen und durchs Dorf gehen. Zu ihren Aufgaben gehörte die Zustellung von Briefen, Zeitungen und Geldbeträgen, die Mitnahme der Post, Abwicklung der postalischen Dienstgeschäfte und Weiterleitung der Post an die Empfänger. Niemand kannte im Dorf die Leute besser als sie. Selbst der Bürgermeister war in schwierigen Personalangelegenheiten oft auf ihren Rat und ihre Personalkenntnisse angewiesen.
Die Paketbeförderung besorgte sie nicht. Das wäre schon vom Gewicht her nicht möglich gewesen, auch wenn sie manchmal beim Abholen der Post vom Bahnhof von ihrem Mann oder ihren Kindern unterstützt wurde. Die Pakete mußten zur Post getragen und von dort mit der vorher zugestellten Paketkarte abgeholt werden.
So geschah es einmal, daß ein Herr Uher, der beim Einsenbahnbau als Arbeiter nach Glaserhau kam und in Glaserhau blieb, ein Paket von einem unbekannten Absender erhielt. Er öffnete das Paket gleich im Postamt. Es enthielt eine Schachtel mit Plätzchen. Herr Uher bot Frau Krohlas eine Kostprobe an. Sie bekam daraufhin heftige Leibschmerzen und starb in kurzer Zeit danach, am 17. Juli 1943, ehe ärztliche Hilfe zur Stelle war. Eine Untersuchungskommission stellte eine Arsenvergiftung als Todesursache fest. Sie beschlagnahmte das Paket und polizeiliche Ermittlungen ergaben, daß Herr Uher dieses Paket mit den vergifteten Plätzchen von seiner getrennt lebenden Frau mit gefälschtem Absender erhalten hatte, die ihn auf diese Weise töten wollte.
Nach diesem tragischen Tod der Frau Krohlas übernahmen ihr Sohn Andreas und August Michele vom „Possl" den Postbotendienst in Glaserhau bis zur Vertreibung.

Gesundheitswesen

Vor dem 1. Weltkrieg und auch lange danach wurde Glaserhau von dem Arzt

Dr. Spitzer aus Bad Stuben betreut. Die Straßenverhältnisse waren sehr schlecht, so daß er nur in den allerdringendsten Fällen geholt wurde. Um die Wegkosten zu sparen, bettete man die Schwerkranken auf einen Wagen mit Stroh oder Federbetten, spannte die eigenen Pferde oder Ochsen ein und brachte sie zum Arzt oder, wie es meine Mutter einmal machte, sie trug mich als achtjährigen Bub auf dem Rücken die 8 km von Glaserhau nach Bad Stuben und zurück. Die meisten Einwohner scheuten die Arztkosten und noch mehr die teuren Medikamente aus der Apotheke. Man behalf sich daher mit Heilpflanzen und allerlei Hausmitteln und altüberlieferten Kuren. Alten, erfahrenen Dorffrauen kam dann eine bedeutende Rolle zu. Wenn auch ihre Heilerfolge nicht immer sicher waren, so wurden ihre Ratschläge gern in Anspruch genommen. Bekannt war im Dorf die „Miml Mrischa" (Maria Schwarz beim Hickl-Isak) als Zungenlöserin. Sie verstand es, bei Kleinkindern, denen von Geburt an die Zunge zu weit nach vorne angewachsen war, das Bindehäutchen mit einer Sonderschere zu durchschneiden. Die Kinder konnten nicht nur besser schreien, sondern später auch normal sprechen. Diesen Eingriff praktizierte sie auch noch hier in der Bundesrepublik bei Bekannten, die sie deswegen aufsuchten. Hatte sich jemand den Fuß oder Arm verstaucht oder ausgekugelt, ging er zu ihr und ließ sich die Glieder wieder einrenken. Zu ihrer besonderen Spezialität gehörte das Kräutersammeln und mit Bienenwachs, Harz und Butter Heilsalben herzustellen, die auch gerne gekauft wurden.

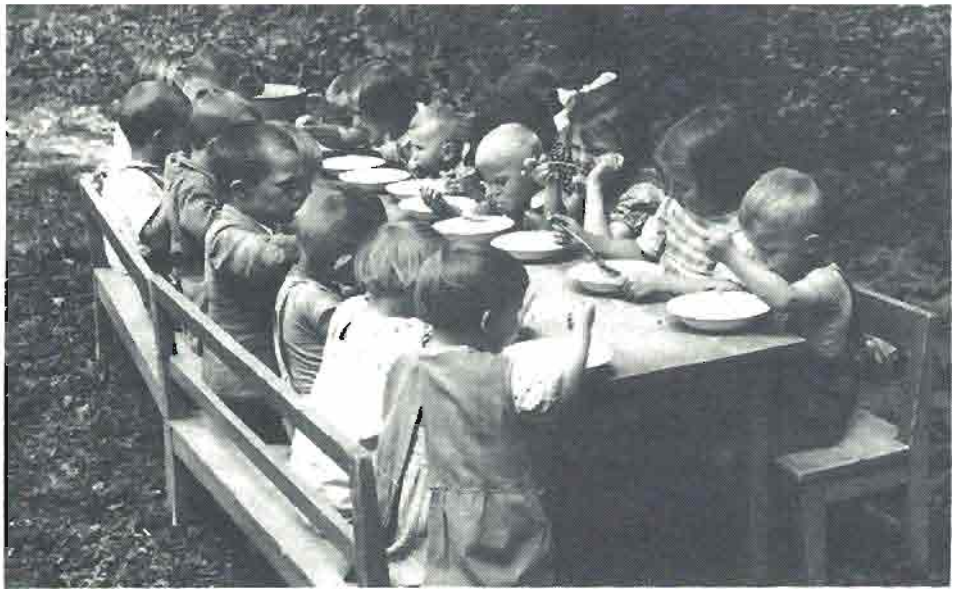
Als Ergänzung zu den auf Seite 36 angeführten Heilpflanzen und ihren Heilwirkungen, möchte ich auch noch das frische Sauerkraut als Wurmmittel und den Blütentee des Holunders sowie die getrockneten Heidelbeeren gegen Durchfall erwähnen. Gern gesammelt wurde auch das Tausendguldenkraut als Teeaufguß bei Magenbeschwerden und der Huflattich gegen Husten. Bei Erkältungen hat sich das Hausmittel der Umschläge mit Schweineschmalz bewährt, was heute noch von Ärzten bei Beschwerden im Hals und in der Brust verordnet wird. Gebraucht wird mancherorts heute noch das alte Mittel gegen Rheumatismus und Gicht, sich von Bienen stechen zu lassen. Dieser Volksglaube ist medizinisch begründet. Die heutige Heilkunde erzielt mit Bienengift beachtliche Erfolge. Die Massage (Schmian) war schon lange von Bauern bei Menschen und Tieren angewendet worden, ehe sie in die wissenschaftliche Medizin Eingang fand. Selbst dem, meist dem Aberglauben entsprungenen „Besprechen", ist nicht jeder wirkliche Wert abzustreiten. Der Unterschied zwischen der Suggestivbehandlung eines Nervenarztes und dem „Besprechen" eines ländlichen Heilpraktikers, zu dem der Kranke unbedingtes Vertrauen hat, ist nicht groß.

Eine weit über die Grenzen unseres Hauerlandes hinaus bekannte Heilpraktikerin lebte in dem Nachbardorf Deutsch-Litta. Sie war von Beruf Hebamme. Viele Glaserhauer suchten sie auf, um Heilung oder Linderung ihrer Leiden zu

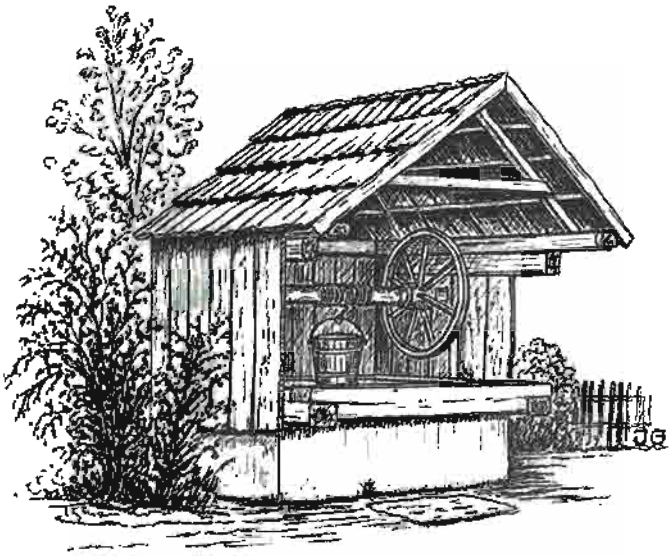
erfahren. Und sie konnte auch den meisten helfen. Was für die armen Leute noch wichtiger war, die „Lettnerin" verlangte kein Geld. Jeder gab ihr, soviel er konnte. Der Ansturm der Hilfesuchenden war daher an manchen Tagen so groß, daß sie oft bis zum nächsten Tag warten und im Dorf übernachten mußten. Das brachte ihr natürlich auch Neider und Gegner ein. Eines Tages wurde sie in ihrem Haus ermordet aufgefunden.
Anfang der dreißiger Jahre verbesserte sich die medizinische Versorgung. Glaserhau hatte zwar keinen Arzt, aber durch den Bau der Strecke Oberstuben—Krickerhau Bahnanschluß in die nächsten Orte und Städte erhalten. Vor allem nach Krickerhau, wo sich auch ein Krankenhaus befand. Außerdem kam jede Woche der Arzt, Dr. Adam, aus Oberstuben mit einer Krankenschwester (Trachomschwester) nach Glaserhau. Der Arzt hielt im alten Konsumgebäude seine Sprechstunde und die Schwester versorgte die Kranken. Ihr besonderes Augenmerk galt den trachomkranken Kindern. Trachom war eine sehr verbreitete, ansteckende Augenkrankheit, die aus dem Ausland eingeschleppt worden war, und ohne Behandlung zur Erblindung führte. Die Behandlung dieser Krankheit war recht schmerzhaft. Den erkrankten Kindern — es waren dann immer beide Augen befallen — wurde eine Höllensteinlösung in die Augen geträufelt und die eitrigen Stellen an den inneren Augenlidern entsprechend verätzt.
Eine Behandlung auf Krankenschein konnte nur von Arbeitern und Angestellten und deren Familien beansprucht werden. Die selbständigen Handwerker, Landwirte und Geschäftsleute entrichteten keine Sozialversicherungsbeiträge und mußten daher sämtliche Arztkosten selbst tragen.

Kinderschutz und Jugendfürsorge

Zur Betreuung der Kleinkinder und Jugendlichen wurde in Preßburg eine Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge ins Leben gerufen und seit 1932 in den einzelnen Bezirken Vorsorgestellen errichtet, denen die Kinderheime, Tagesheimstätten, Kindergärten und Mutterberatungsstellen unterstanden.
In Glaserhau wurde im April 1937 von Frl. Berger im alten Konsumgebäude die erste Kinderheimstätte und Kindergarten und 1938 von Frl. Kosik ein Kinderheim eingerichtet. Beide Frauen berichten übereinstimmend, daß die Anfänge der Kinderbetreuung in Glaserhau sich sehr schwierig gestalteten. Die Gemeinde stellte zwar zwei Räume im alten Konsumgebäude zur Verfügung, das Haus war aber für diese Zwecke gänzlich ungeeignet. Es war kein Bad, keine Wasserleitung vorhanden, die Toiletten befanden sich außerhalb des Hauses im Hof.
Nachdem die vorgesehenen Zimmer ausgeräumt, getüncht und gereinigt wa-



Kindergarten



Dorfbrunnen

ren, wurde die bescheidene Einrichtung bestellt. Es mußte viel improvisiert und selbst gemacht werden, nur so konnten die Kinder zufriedenstellend betreut werden. Unterstützung fanden sie vor allem bei Pfarrer Steinhübl, der immer für ihre Wünsche und Anliegen großes Verständnis zeigte. Frl. Gerti Poppe hatte den wirtschaftlichen Teil übernommen. Aus dem Dorf waren Frl. Emma und Hannerle Niklas behilflich und nicht zuletzt Paula Kropp (verh. Klug), die Turnlehrerin, die in ihrer Freizeit immer tatkräftig mithalf; denn helfende Hände wurden immer gut gebraucht, besonders am Waschtag im Kinderheim. Das Wasser dazu mußte aus einem Ziehbrunnen geholt werden, der sich im Nachbarhof auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand. Schon das Hochziehen des schweren Wassereimers aus Holz, der mit einer Kette an der Walze hing, war Schwerarbeit.
Das Kinderheim in Glaserhau bestand nur ein Jahr, hatte jedoch Modellcharakter und wurde zunächst nach Trentschin Teplitz und später nach Preßburg verlegt.
Die Tagesheimstätte (Kindergarten) wurde nach der Versetzung Frl. Bergers nach Oberstuben von Gerti Poppe, die Josef Jaklin („Tschokl") heiratete, bis zur Vertreibung weitergeführt.

Aus der Geschichte Glaserhaus
in der Zeit der Hussiten- und Türkenkriege

Kaum 100 Jahre nach der Gründung wurde das ruhige und geordnete Leben der Gemeinde durch den Einfall der Hussiten 1433 unterbrochen. König Sigismund, der seit 1410 auch deutscher Kaiser war, hat auf dem Konzil von Konstanz 1415 zugestimmt, daß der tschechische Reformator Ján Hus als Ketzer verbrannt wurde. Seine böhmischen Anhänger, die Hussiten, entfachten einen erbitterten Krieg gegen alles Deutsche. Sie drangen über Vrutky und St. Martin bis Kremnitz vor. Die Orte, die auf ihrem Wege lagen, wurden verwüstet. Auch St. Martin wurde damals von ihnen zerstört. Kremnitz, das mit einer Mauer umgeben war, konnten sie nicht einnehmen, dafür wurden die Dörfer in der Umgebung um so schlimmer heimgesucht. Sie plünderten die damals noch außerhalb der Stadtmauer gelegene Münzanstalt und zogen dann von Kremnitz über Glaserhau nach Priwitz, das ebenfalls zerstört wurde. Der Hussitenführer Johann Giskra von Brandeis trat im Sommer 1435 in die Dienste des Königs, und der überließ ihm das besetzte Gebiet in der Slowakei und die Städte Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Kaschau und Bartfeld. Der hussitische Unterführer Pongraz aber setzte seine Raubzüge gegen das Volk ungehindert fort. Am 23. April 1447 trafen sich Johann Giskra und Pongraz in Glaserhau und beschlossen, Frieden

zu halten und versprachen „mit Händereichen" (nach Matunak), den vereinbarten Friedensschluß auch schriftlich herauszugeben, damit jeder des Friedens sicher sein könne.
Aus einem Schreiben Giskras vom 28. 4. 1447 an die Städte Kaschau, Leutschau, Bartfeld und Preschau geht hervor, daß sich Pongraz nicht an die Vereinbarung gehalten hat, sondern schon am nächsten Tag, dem 24. 4., Glaserhau anzündete, einige Untertanen gefangen nahm und tötete. Weiter heißt es in dem Schreiben: „Was Pongraz hier getan hat, kann er in nächster Zeit auch anderen antun." Giskra forderte darin die Städte auf, sich bei Leutschau zu sammeln, um gegen Pongraz zu Felde zu ziehen und den Frieden zu sichern.
Erst 1462 gelang es König Mathias Corvinus, die hussitischen Anführer, die das Plündern und Rauben nicht aufgeben wollten, zu bezwingen. Ihre Hinrichtung war das Ende der hussitischen Schreckensherrschaft in der Slowakei.
Auch im kommenden 16. und 17. Jahrhundert war unserem Dorf keine ruhige Entwicklung beschieden. Zunächst waren es die Türken, die mit ihren Raub- und Plünderungszügen unser Hauerland erschütterten und dann die Reformation, die in der Slowakei zu mehreren Aufständen und heftigen politischen Machtkämpfen führte.
Die Türken besiegten 1526 in der Schlacht bei Mohacs das ungarische Heer. König Ludwig II. fiel in der Schlacht. Aufgrund eines Erbvertrages wurde der österreichische Kaiser Ferdinand auch König von Ungarn. Seitdem blieb Ungarn mit Österreich unter einem Herrscher verbunden, der zugleich auch bis 1806 deutscher Kaiser war. Die Türken drangen 1529 bis Wien vor und besetzten zwei Drittel Ungarns, das bis 1699 unter ihrer Herrschaft stand. Die Habsburger beherrschten nur den westlichen und nördlichen Teil Ungarns, also auch die Slowakei.
Teile der türkischen Grenztruppen fielen des öfteren in die Slowakei ein. Nach den Bestimmungen einiger „Friedens"- und Waffenstillstandsverträge galten solche Streifzüge, wenn sie von Horden unter 4000 Mann und ohne Geschütze unternommen wurden, nicht als Friedens- oder Vertragsbruch.
Im Jahre 1530 drangen sie zum erstenmal bis Priwitz vor, verwüsteten das umliegende Land, machten überall reiche Beute und schleppten Tausende Menschen in die Sklaverei. Anscheinend ist Glaserhau dank seiner versteckten Lage von diesem Zug nicht betroffen gewesen.
Wie es bei einem solchen Raubzug zuging, erfahren wir aus der Chronik der Stadt Dobschau aus dem Jahre 1535, die uns Vilmos Dobay in seinem Buch „Bergstadt Dobschau" auf Seite 28 schildert: „Man duldet hin und wieder gewisse Zusammenkünfte der Mädchen, die zum Spinnen zusammenkommen, ‚Rockenstuben' heißt man sie. Auf diese geschah der erste Überfall und eine große Zahl Mädchen, welche hier gefangen genommen wurden, waren des Fein-

des erste Beute. Zugleich wurden alle übrigen Gebäude durch hinzubestellte Haufen überfallen. Thore und Thüren wurden allenthalben aufgebrochen. Männer und Weiber, Knaben und Mädchen halbnackend aus den Betten und Häusern herausgeschleppt. Alle Winkel mit Lichtern durchsucht und die Kinder in der Wiege nicht geschont, welche auch herausgerissen und in türkische Taschen eingefüllt wurden. Die Wut des Feindes war durch diese Menge an Gefangenen noch nicht befriedigt gewesen. Sie merkten, daß sich viele unter die Dächer ihrer Häuser und Ställe gerettet hatten, so wurde Befehl erteilt, solche anzuzünden. Schnell verbreitete sich die Feuersbrunst über die Gebäude, wodurch viele, welche die Finsternis verborgen hielt und die sonst unter ihren Dächern in Sicherheit geblieben wären, entdeckt und in türkische Gewalt geraten. Die Gefangenen zusammen 352 Personen wurden gebunden und sogleich nach Fülek gebracht, wo sie als Sklaven verteilt und verkauft wurden. Kleinasiatische und jüdische Sklavenhändler haben sie gekauft."

1537 stellte die Stadt Kremnitz eine 700 Mann starke Truppe zusammen, die aus 400 Kremnitzer und 300 Männern aus den umliegenden Dörfern bestand. Die Stadt verpflichtete sich, diese Truppe durch einen monatlichen Betrag von 2800 fl. zu erhalten. Das vordere untere Tor mit Außenwerken wurde gebaut und auch die Stadtmauer verstärkt.

Im Jahre 1556 begannen die Türken wieder einen Angriff auf die Bergstädte. Plündernd und mordend kamen sie bis Kremnitz, ohne es jedoch einnehmen zu können.

Schlimm wurde das Hauerland 1559 heimgesucht. Der türkische Feldherr Ibrahim eroberte und zerstörte Deutsch-Proben, Priwitz, Krickerhau und die umliegenden Ortschaften. Aus der Krickerhauer Chronik erfahren wir, daß die Bewohner von Krickerhau beim Herannahen der Türken in die Wälder flüchteten. Zu Hause blieben nur die Alten und Kranken. Nach dem Abzug der Türken kehrten die Geflüchteten wieder zurück und fanden die Häuser ausgeraubt und niedergebrannt. Die Kirche war zerstört und die Daheimgebliebenen waren ermordet worden. Sicher ist auch Glaserhau, von dem wir über die Türkenkriege keine schriftlichen Unterlagen besitzen, nicht verschont geblieben.

In Ungarn entstand damals eine neue Art von Kriegsvolk, die Heiducken. Das waren zunächst Leute, die vor den Türken flüchten mußten, sich aber später bei den Auseinandersetzungen zwischen dem kaisertreuen und „nationalen" Ungarn auf die Seite der Aufständischen stellten und die Infanterie der siebenbürgischen Truppen bzw. der Kuruzzen, wie sich die Truppen der aufständischen Führer nannten.

Das starrsinnige Vorgehen Rudolf II. in den Glaubensfragen löste 1604 einen Aufstand unter der Führung Stephan Bocskays gegen den Kaiser aus. 1605 wurde Dilln von den Heiducken Bocskays zerstört und Neusohl niedergebrannt.

Sein Hauptmann Martin Nagy zog gegen Kremnitz und besetzte alle Dörfer in der Umgebung. Er forderte die Stadt auf, sich zu ergeben, ansonsten sie mit Feuer und Schwert vernichtet würde. Da die Kremnitzer ihre Bergwerke und Häuser erhalten wollten, übergaben sie dem Hauptmann ein Huldigungsschreiben an Bocskay, mußten aber binnen 3 Tagen 3000 Gulden Buße zahlen, weil sie sich nicht gleich unterworfen hatten.
Am 11. April 1605 (Ostermontag) drangen die Heiducken in Glaserhau ein. Der Pfarrer Scholio wurde in der Kirche festgenommen und verschleppt. Sie setzten an seine Stelle den evangelischen Pfarrer Christian Tostius ein.
Als 1618 der Dreißigjährige Krieg ausbrach, herrschte in Siebenbürgen der Fürst Gabor Behlen, der dreimal ins kaiserliche Ungarn einfiel und eine Wendung zugunsten der Evangelischen herbeizuführen suchte. 1620 ließ er sich in Neusohl zum König der Ungarn wählen und konnte sich 1621, 1623 und 1624 in den Bergstädten gegen Kaiser Ferdinand II. behaupten.
Kremnitz mußte in den wechselvollen Kämpfen einmal die aufständischen, dann wieder die kaiserlichen Truppen, wer eben in der Stadt gebot, mit Soldaten und Geld unterstützen, bis der Friede 1624 wieder Ruhe brachte. Bethlen entführte aus Kremnitz nicht nur Gold, sondern auch Bergfachleute nach Siebenbürgen. Er starb 1629, bevor sein Schwager, König Gustav Adolf von Schweden, als Retter der evangelischen Sache in Deutschland auf den Plan trat.
1644 mußte sich Kremnitz und seine umliegenden Dörfer abermals dem aufständischen Führer Georg Rakoczy I. unterwerfen, um ihre Bergwerke, Stadt und Dörfer vor der Vernichtung zu schützen. Rakoczy wurde aber noch im gleichen Jahr von den Kaiserlichen zurückgedrängt und die Kremnitzer kehrten wieder in Treue zum Kaiser zurück.
1675 übernahm Graf Emmerich Thököly den Oberbefehl über das siebenbürgische Heer und marschierte mit 10 000 Mann Kuruzzen, Tataren und Franzosen über Sillein in das Deutsch-Probener und Kremnitzer Gebiet ein. Die Protestanten schlossen sich ihm überall an. In allen Dörfern wurde Feuer gelegt, in Deutsch-Proben verbrannten Schule und Kirche. Auch in Priwitz brannte die Kirche und das Rathaus samt dem Archiv nieder. Thököly wollte sich an dem Schloßherrn von Weinitz (sl. Bojnice) rächen, der seine Untertanen Jahre zuvor gezwungen hatte, wieder katholisch zu werden. 1681 zerstörten sie auch die Turzer Burg Zniov oberhalb von Kloster.
Im gleichen Jahr griffen auch die Türken wieder ein und belagerten unter Mithilfe französischer Offiziere und Mineure zum zweiten Male Wien. Die Türken wurden 1683 in der Schlacht am Kahlen Berg vor Wien geschlagen und von Prinz Eugen aus Ungarn vertrieben.
Die Banden Thökölys hatten auch Kremnitz und Glaserhau besetzt. Sie nahmen 1680 den katholischen Pfarrer Mikenbach in Glaserhau gefangen und setzten

den evangelischen Schröck, der aus Breslau stammte, ein. Glaserhau mußte 500 Taler an Thököly zahlen, wollte es nicht ganz vernichtet werden. Es war eine hohe Summe für die kleine, in den schweren Kriegsjahren hart mitgenommene Gemeinde.

Am 9. November 1687 wurden die Kuruzzen von den kaiserlichen Truppen des Generals Georg Stephan Graf zu Wrbna und Freudenthal geschlagen und aus dem Bergstädterland vertrieben.

Als 1701 der Krieg mit Frankreich ausbrach, entfachten französische Agenten wieder einen Aufstand in Ungarn. An die Spitze setzte sich 1703 Franz Rakoczy II. Da der Großteil des kaiserlichen Heeres die Westgrenze Deutschlands gegen den französischen „Sonnenkönig" Ludwig XIV. verteidigen mußte, konnten die Scharen Rakoczys ungehindert einen Mordbrennerkrieg führen. Sein Kuruzzenführer Ladislaus Zabreczky besetzte Kremnitz. In Glaserhau wurde der kath. Pfarrer Zlinsky von den Aufständischen gefangen genommen, mißhandelt und durch den ev. Pfarrer Korvin ersetzt.

Nach der Niederlage der Kuruzzen 1708 bei Trentschin und 1709 bei Altsohl (Zvolen) wurde Rakoczky II. von dem kaiserlichen General Schlick endgültig aus dem Gebiet der Bergstädte vertrieben. Rakoczy starb als Flüchtling in der Türkei.

Durch den Szatmarer Frieden von 1711 wurde Ungarn bis 1918 mit den österreichischen und böhmischen Ländern unter einem Herrscher verbunden.

Bei all diesen Kämpfen ging es einmal darum, Oberungarn (Slowakei) den Habsburgern zu entreißen und zum anderen auch um die religiösen Auseinandersetzungen jener Zeit.

Dieser wirre Wechsel der kriegerischen Ereignisse schadete vor allem dem Deutschtum in diesem Raum. Unzählige Male wechselten die Dörfer und Städte ihre Herren, dabei gab es zwischen Feind und Freund kaum einen Unterschied. Die kaiserlichen Truppen, die zum Schutz ausgesandt waren, bestanden meist aus Söldnern aus verschiedenen Ländern, denen das fremde Land und die Menschen, deren Sprache sie oft nicht verstanden, völlig gleichgültig waren; wenn sie ihren Sold und ihre Verpflegung nicht regelmäßig bekamen, plünderten und raubten sie genau so wie die Türken.

So verloren viele Menschen, hauptsächlich Deutsche, im Bereich der Bergstädte ihr Leben oder wanderten in die Sklaverei. Die menschliche Beute wog für die Plünderer oft viel mehr als die armselige Habe, die sie in den besiedelten Bauerndörfern noch vorfanden; denn im Hinterland warteten schon die Sklavenhändler auf die lebendige Ware, die fast jeder Streifzug mitbrachte.

Seit 1709 ist Glaserhau von weiteren Kriegsereignissen verschont geblieben.

In den Mitteilungen des ungarischen statistischen Zentralamtes Budapest finden wir die ersten Zahlen über die Größe unseres Dorfes.

Denkmal an der Straße Unterturz—Johannesberg

1715 lebten in Glaserhau 66 Familien, davon 45 leibeigene und 21 andere (Häusler). Die landw. Nutzungsfläche betrug 253,27 ha.
1720 gab es 62 Familien, davon waren 50 leibeigene und 12 andere mit einer Nutzungsfläche von 279,67 ha.
Die Einwohnerzahl geht daraus noch nicht hervor, eine genaue Zahl erfahren wir erst 64 Jahre später. Im Jahre 1784 hatte Glaserhau 1270 Einwohner und 104 Häuser.
In den Revolutionsjahren 1848—1849 kam es erneut zum Kampf der Ungarn gegen die Hasburger. Mit russischer Unterstützung gelang es Österreich, die Revolution in Ungarn niederzuschlagen. Im November 1949 erschienen russische Soldaten in Glaserhau und beschlagnahmten Lebensmittel und Vieh.
Beim Kampf um Kremnitz kam es zu einer Schlacht im Raum zwischen Unter-

turz und Johannesberg. Eine kaiserliche Brigade unter dem Befehl von Götz besetzte das Turzes Komitat und schlug in Moschnitz (Mošovce) sein Lager auf. Ihm stand auf ungarischer Seite Honvedgeneral Görgey gegenüber. Er hatte tags zuvor Kremnitz besetzt. Gegen Abend des 16. Januar 1849 schickte Götz seinen Major Lewartowski mit einem Truppenteil nach Turz (sl. Turček). Dieser stieß dort auf die Feldwachen der Honved, brachte sie zum Weichen und besetzte den Ort Turz. Görgey ließ durch seinen Offizier Aulich am nächsten Morgen die kaiserlichen Truppen in Turz angreifen. Es entwickelte sich zu beiden Seiten der Straße südlich von Turz eine Schlacht. Aulich drängte die Kaiserlichen zurück und Lewartowski mußte sich bis Oberstuben zurückziehen. Aulich zog sich nach diesem Kampf über die Skalka nach Neusohl zurück und Götz besetzte hierauf Kremnitz.
Dieser Kampf fand 6 km östlich von Glaserhau statt. Unser Ort wurde von ihm nicht berührt.
Ungarische Schüler der Kremnitzer Realschule errichteten im 50jährigen Jubiläumsjahr 1899 in Unterturz am Ortsausgang nach Johannesberg zur Erinnerung an diese Schlacht ein Denkmal, das heute noch steht.

Bevölkerung

Durch die Hussitenkriege, Türkeneinfälle sowie durch die langen Macht- und Glaubenskämpfe des ungarischen Adels gegen die Habsburger, aber auch durch die Seuchen, wie die Pest, die 1711 zum letzten Mal wütete, war die Bevölkerung in Glaserhau stark dezimiert worden. Nur so können wir verstehen, daß 1720, also 360 Jahre nach der Gründung des Ortes, nur 62 Familien in Glaserhau lebten.
Die nächste statistische Angabe vom Jahre 1784 zeigt, daß in den 64 Jahren bis 1784 die Einwohnerzahl auf 1270 gestiegen ist und in 104 Häusern lebte. Sicher ist dieser Anstieg auch darauf zurückzuführen, daß im Zuge der Binnenwanderung neue Siedler aus den benachbarten Dörfern nach Glaserhau gekommen sind.

Die Einwohnerzahlen lauten weiter:

Im Jahre	1828	1562	in 122 Häusern
	1850	1830	Einwohner (1780 kath. u. 50 ev.) in 127 Häusern
	1880	1886	davon 1783 Deutsche u. 103 Slowaken
	1900	2296	in 201 Häusern
	1910	2880	davon 2555 Deutsche, 120 Sl., 201 Ung., 4 Juden
	1921	2733	davon 2638 Deutsche, 74 Sl., 1 Ung., 8 Juden

Im Jahre	1930	3254	davon 2848 Deutsche, 391 Sl., 1 Ung., 14 Juden
	1938	3342	in 324 Häusern
	1940	3171	in 487 Häusern

Diese Zahlen sind zwar der amtlichen Volkszählungsstatistik entnommen, zeigen aber, daß sie mit Vorbehalt aufzunehmen sind. Der ungarische Bevölkerungsanteil 1910 mit 201 Ungarn ist ebenso von den jeweiligen Staatsbehörden zweckentsprechend gestaltet worden, wie 1930 der slowakische Anteil mit 391 Slowaken. Wenn auch 1930 slowakische Arbeiter beim Tunnelbau mitgezählt wurden, so stehen die beiden Zahlen in keinem Verhältnis mit den wirklichen Ungarn und Slowaken in der Gemeinde. Oder haben Deutsche bei den Volkszählungen sich als Ungarn oder Slowaken zählen lassen? Mit Sicherheit können wir aber sagen, daß an den Volkszählungstagen viele Glaserhauer auswärts in Österreich und Deutschland auf Arbeit waren und nicht mitgezählt wurden; denn die Einwohnerzahl von Glaserhau stand 1945 schätzungsweise bei 4000 und wohnte in 515 Häusern.
Erfreulich ist die starke Bevölkerungszunahme von 1850 bis 1910. In diesen 60 Jahren ist die Einwohnerzahl um rund 1000 gestiegen.
Mit dem Anwachsen der Einwohner wuchsen auch die Sorgen um das tägliche Brot. Vielen wurde es in der Heimat zu eng und sie suchten ihr Glück in der Auswanderung. Nach der Jahrhundertwende und nach dem 1. Weltkrieg wurden viele Glaserhauer vom Amerikafieber erfaßt. Die begehrtesten Auswanderungsziele waren Kanada, Argentinien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Einige kehrten mit dem ersparten Geld zurück und bauten sich eine neue Existenz auf. Die meisten aber blieben und fanden in der Fremde eine neue Heimat.
1922 zogen 8 Glaserhauer Familien (72 Personen) nach Klein Fajkurt. Nach der Vertreibung wanderten viele Glaserhauer zu Verwandten und Bekannten nach Kanada und den USA aus. Allein im Staate Pennsylvania sollen 40 Familien leben, ebensoviele in Kanada.

Familiennamen

Eine Zusammenstellung der Familiennamen, die 1945 vor der Aussiedlung in Glaserhau vorkamen, zeigt, daß neben den deutschen Namen auch Namen slowakischen und madjarischen Ursprungs vertreten sind. Aufgrund des jahrhundertelangen Zusammenlebens kamen ihre Träger durch Einheirat oder Zuwanderung nach Glaserhau und gingen in der deutschen Gemeinde auf und waren Deutsche geworden, aber der Name blieb.

Die Zahl hinter dem Namen (in Klammer) gibt die Zahl der Familien an. Es sind dies:

Agrikola	(2)	Kasper	(9)	Pischko	(2)
Antoni	(26)	Koretz	(3)	Pittner	(17)
Balla	(2)	Kotjan	(2)	Reichel	(10)
Bielesch	(51)	Krohlas	(8)	Rusnack	(2)
Blinzer	(3)	Latzko	(71)	Rusko	(11)
Bukowi	(2)	Lehner	(14)	Schmidt	(2)
Daubner	(47)	Lichtner	(26)	Schnürer	(7)
David	(3)	Macho	(13)	Schwarz	(41)
Derer	(7)	Maier	(2)	Stanzel	(2)
Drexler	(14)	Matschek	(3)	Straka	(5)
Franz	(2)	Medwed	(6)	Tienes	(11)
Großmann	(14)	Megeth	(3)	Tomala	(5)
Herchel	(4)	Metzele	(21)	Tonhäuser	(9)
Hikl	(12)	Michele	(29)	Turzer	(3)
Hösl	(3)	Neußer	(3)	Wagner	(29)
Jantschik	(35)	Nikles	(3)	Weiß	(3)
Kabas	(8)	Oswald	(2)	Novotny	(1)
Kappl	(16)	Palesch	(5)	Pisch	(1)
Nepala	(1)	Perlak	(11)	Paldauf	(1)

Je einmal kamen folgende Familiennamen vor: Durkowitsch, Powazan, Schuler, Deutelbaum, Ferentschik, Frindt, Fulek, Greisinger, Grelnet, Gröbl, Grosch, Grünärmel, Hacaj, Hartmann, Höfner, Jaklin, Kamian, Klein, König, Kolik, Kruppa, Lang, Lauterbach, Lenhard, Lindenhof, Lindner, Pfeiffermann, Pöss, Stefan, Stric, Tänzer, Wollner, Wolny, Zeisel, Priwitzer, Sonnenschein, Schalatek. Darunter sind die Namen von Handwerkern, Geschäftsleuten sowie die Namen der vorübergehend ansässigen Beamten (Lehrer, Notare) und Angestellten bei der Bahn und Post enthalten.

Nicht nur kriegerische Ereignisse hemmten die Aufwärtsentwicklung des Dorfes, sondern auch Naturkatastrophen aller Art suchten es allzuoft heim. Am häufigsten und fürchterlichsten wütete das Feuer. 1868 vernichtete ein Waldbrand den Mutniker-Wald und den Wald im Haugrund, so daß die Holznutzung auf Jahre hinaus ausfiel. Am 4. Juli 1874 zerstörte ein Großfeuer, ähnlich wie in den Jahren 1933 und 1934, einen großen Teil des Dorfes.
Aber auch wolkenbruchartige Gewitter und Überschwemmungen richteten große Schäden an. Von den Unwetterkatastrophen sollen hier die Überschwemmungen in den Jahren 1875 und 1940 erwähnt werden.

Außerdem wurde die Ernte wiederholt durch Hagelschlag vernichtet. Von großen Hagelschäden wird aus den Jahren 1688 und 1875 berichtet. Im Juni 1922 mußte das Eis von den Ähren mit dem Rechen heruntergekämmt werden.
Schlimmer als die materiellen Einbußen wirkten sich die Verluste an Menschen aus, die den Seuchen zum Opfer fielen. 1615 und 1711 wütete die Pest und 1836 die Cholera in Glaserhau. Am 3. September 1880 berichtete der Bezirksarzt der Komitatsbehörde über „eine unbekannte Krankheit" (Durchfall mit Blut), die in Glaserhau ausgebrochen war, an der hauptsächlich Kinder erkrankten. Die Ärzte von Bad Stuben wurden angewiesen, dreimal wöchentlich nach Glaserhau zu gehen und die Kranken zu behandeln. Auch drei Franziskaner-Mönche aus Kremnitz weilten in Glaserhau, pflegten die Kranken und überwachten diese Krankheit.
In den folgenden Jahrzehnten, bis zur Jahrhundertwende, beschränkte sich das öffentliche Leben auf das Lösen der Bindungen zur Herrschaft und auf die Bewältigung der Aufgaben, die sich aus der Übernahme der Verwaltung und des Urbarialbesitzes ergaben.
1893 tauschten die beiden Müller, Ignaz Agrikola und Franz Turzer, ihre Mühlen, die sie 1888 von der Stadt Kremnitz gekauft hatten. Den Tauschvertrag schrieb Lehrer Hrdina. Als Zeugen unterzeichneten diesen Vertrag Richter Palesch und Kassier Johann Daubner (Hiklpal).

Die große Überschwemmung zu Pfingsten 1875

Bericht von Hanni Würch, geb. Nikles

Laut mündlicher Überlieferung hatte der wolkenbruchartige Regen binnen kurzer Zeit den ganzen unteren Ortsteil überflutet und sehr großen Schaden angerichtet. Schweineställe, Schuppen, Scheunen und sogar zwei Wohnhäuser wurden aus den Fundamenten gehoben und abgetrieben. Viele Kleintiere, vor allem Hühner, Ferkel und sogar junge Kälber, kamen im Wasser um, aber Menschenleben waren Gott sei Dank nicht zu beklagen.
Die geographische Lage des unteren Ortsteiles war wie geschaffen für so eine Katastrophe. Der Dorfbach, der auf seinem Weg vom Ober- in den Unterort mehrere kleine Seitenbäche aufnahm, hatte unterhalb des Kirchenhügels schon bei normaler Witterung eine respektable Wassermenge aufzuweisen. Hier stieß außerdem in der Nähe des Gasthauses Paldauf der Grundbach, der vom „Grund" herkam, dazu. Das Gelände blieb dann ab der Einmündung des Grundbaches eben. Außerhalb des Ortes floß der Turzfluß vorbei. Über ein Wehr wurden von diesem Fluß erhebliche Wassermengen durch den Mühlgraben über die beiden Mühlen des Ortes geleitet. Vom Gelände her und der Tat-

sache, daß auf engstem Raum von drei Seiten das Wasser zusammenfloß, bot sich hier der Ort regelrecht als Staubecken an.
Frau Anna Rusko, geb. Jantschik (Diarendis), schilderte folgende Begebenheit:
Es war zu Pfingsten. Die Glaserhauer waren auf dem Heimweg von der Kirche. Kaum hatten die Unterörtler ihre Haustür hinter sich geschlossen, als der Himmel seine Schleusen öffnete und ein wolkenbruchartiger Regen auf die Erde niederprasselte. In allerkürzester Zeit stand der Unterort unter Wasser. Bei der Familie Kabas ('s Strohnis), die an der Stelle wohnte, wo der Grundbach in den Dorfbach mündete, stürzte das Wasser sofort zur Türe herein. Mit Schrecken dachte die junge Frau, die das erste Jahr verheiratet war, an die Henne mit den Küken und lief zum Hühnerstall. Sie sah nur noch, wie die Tiere vom Wasser abgetrieben wurden. Mittlerweile war die Flut so sehr angestiegen, daß die junge Frau ohne die Hilfe ihres Mannes gar nicht mehr in das Haus hineingekommen wäre. Vater Kabas und seine Tochter waren inzwischen auf den Speicher gestiegen und das junge Paar flüchtete ebenfalls hinauf. Das Wasser stieg immer weiter, sogar die Kammer auf dem Speicher begann sich damit zu füllen. Kurz entschlossen öffnete der Wetta Kabas das Dachfenster und kletterte auf das Dach. Anschließend zog er auch die Tochter nach. In diesem Augenblick wurde das Holzhaus von den Wassermassen aus dem Fundament gehoben und abgetrieben. Dem jungen Paar gelang es nicht mehr, auf das Dach zu kommen, denn das Gefährt schaukelte bedrohlich. Der nächste Windstoß hob dann auch noch das Dach von der Kammer ab, und so fuhren sie nun getrennt: der Vater und die Tochter auf dem Dach und das junge Paar in der offenen Kammer in Richtung Turztal. Auf den „Nieden Wiesen", wo sich das Wasser in die Breite verteilen konnte, blieb das Dach mit den beiden Fahrgästen auf einer kleinen Anhöhe hängen. Nachdem das Wasser etwas abgelaufen war, kamen aus der Nachbargemeinde Oberstuben hilfsbereite Menschen und holten sie vom Dach. Das war gerade noch einmal gutgegangen. Viel schlimmer erging es den beiden jungen Leuten. Die offene Holzkammer wurde vom Sturm auseinandergerissen. Die Frau klammerte sich an einen Holzbalken und konnte sich so vor dem sicheren Tod durch Ertrinken retten, denn schwimmen konnte damals kaum jemand. Sie wurde mit dem Balken auch auf die „Nieden Wiesen" abgetrieben. Trotz großer Angst und Gefahr behielt sie einen klaren Kopf, und als der Balken mit ihr an einem Weidenbaum vorbeitrieb, gelang es ihr, sich an einem Ast festzuhalten. An den Baum geklammert, von dem treibenden Holz im Wasser am ganzen Leib zerschunden und nur noch ein paar Fetzen am Körper, überlebte sie das furchtbare Unglück. Nachdem das Wasser sich etwas verteilt hatte und sie festen Boden unter den Füßen spürte, watete sie schutzsuchend in das nahe, etwas höher gelegene Schindler Wäldchen. Vollkommen erschöpft wurde sie hier von einem älteren Mann aus der Nachbargemeinde Oberstuben gefun-

den, mit einem Mantel notdürftig bekleidet und nach Glaserhau zu ihren Angehörigen gebracht. Auch ihr Mann hat die Katastrophe überlebt. Aber auf welche Art und wo es ihm gelungen war, aus den Fluten herauszukommen, ist nicht erhalten geblieben.

Jede Familie, die von der Überschwemmung betroffen war, hatte, je nach Lage, die verschiedensten Probleme zu bewältigen. Die Idee, den großen Holztrog, den es in jeder Familie gab, als Boot zu benutzen, rettete vor allem den kleineren Kindern das Leben. Niemand konnte später sagen, wer diesen genialen Einfall hatte. Plötzlich entstand ein reger Bootsverkehr, denn alle Holztröge aus den umliegenden Häusern wurden von den Männern aus dem ganzen Ort zum Einsatz gebracht. Nachdem die Kinder und das noch vorhandene Kleinvieh in Sicherheit gebracht waren, wurden auch noch die allernotwendigsten Habseligkeiten wie Bettzeug, Brot, Mehl, Speck und Rauchfleisch aus der Gefahrenzone herausgepaddelt.

In diesem Zusammenhang fällt mir auch noch eine Begebenheit ein, die meine Mutter immer erzählte, wenn man auf die große Überschwemmung zu sprechen kam. Unsere Mutter war eine geborene Kabas vom Jank'la „Kabas", also direkt unterhalb des Kirchenhügels. Sie selbst wurde erst einige Jahre nach der Überschwemmung geboren, aber ihre Großmutter hatte das große Wasser selbst erlebt und ihren Kindern erzählt:

Es wurde von einer Minute zur anderen stockfinster. Das Wasser fiel vom Himmel, als ob alle Engel und Heiligen mit Scheffel und Kannen heruntergießen würden. „Mei Goot 'm Himmel, helf! Etza kemmt ja dj zbeita Sintflut' ", dachte die Großmutter und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, denn sie war eine sehr fromme Frau. Sie schaute durch das Küchenfenster und sah, wie das Wasser den Kirchenhügel herunterschoß und sich auch schon über die Schwelle ins Vorhaus ergoß. Das Haus hatte vier Stuben, und in jeder Stube wohnte eine Familie mit Kindern. „Wir müssen alle aus dem Haus raus", rief der Großvater und nahm die kleinsten Kinder auf den Arm, die größeren ergriff die Großmutter an der Hand, und so kämpfte man sich den zwar kurzen, aber recht steilen Hügel auf die Dorfstraße hinauf. Hier brachte man die Kinder bei den Nachbarn, deren Häuser außerhalb der Gefahrenzone lagen, unter. Dann machten sich die Großeltern noch einmal auf den Weg, um aus dem Haus das Bettzeug und etwas Eßbares zu retten. Der Großmutter fielen plötzlich die jungen Ferkel ein. „Die muß ich aus dem Stall holen, sonst ersaufen sie noch, und dann gibt es im Winter weder Fleisch noch Speck und auch kein Schmalz aufs Brot", dachte sie und kämpfte sich durch das Wasser in den Stall. Sie konnte gerade noch die zwei Ferkel, die schon jämmerlich quiekten, auf den Arm nehmen und so vor dem Ersaufen bewahren. Aber zurück konnte sie nicht mehr. Das Wasser war in der kurzen Zeit sehr angestiegen und hatte eine so starke Strömung, daß sie sich

gegen den Türpfosten stemmen mußte, um nicht von der reißenden Flut weggespült zu werden. Sie rief nach dem Großvater, aber ihr Rufen ging im Sturm und in dem allgemeinen Geschrei unter.
Das Wasser stieg und stieg. Mit den Ferkeln auf dem Arm hatte die Großmutter einen schlechten Stand. Die zwei großen Schweine konnten auch nur noch mit Mühe ihre Rüssel aus dem Wasser halten. Alles Schreien um Hilfe blieb ohne Erfolg. Die Großmutter mußte selber etwas unternehmen. Da sah sie ein Brett auf den Stall zutreiben. Sie langte danach und schob es in die Ecke des Verschlages zwischen die Balken. (Der Verschlag ist eine Trennwand aus Balken, die mit etwas Abstand übereinander an Holzpfählen befestigt sind.) Die jungen Ferkel setzte sie auf das Brett. Hier waren sie für eine Weile vom Wasser noch sicher. Die großen Schweine stellte sie aufrecht mit den Vorderfüßen gegen die Querbalken des Verschlages, so daß die Rüssel wieder gut über Wasser waren. Dieses aber stieg noch weiter. Der Großmutter gingen allerlei Gedanken durch den Kopf. Sie sah keine Möglichkeit mehr, sich aus eigener Kraft aus dieser Lage zu befreien. So faltete sie ihre Hände und bat den lieben Gott um Hilfe. Und siehe da, die Hilfe kam — und zwar in Gestalt des Großvaters, der im großen Holztrog hockte und mit einem schmalen Stück Brett den Trog auf den Schweinestall zusteuerte. Er lud erst die beiden großen Schweine in seinen Kahn und brachte sie in Sicherheit. Dann holte er seine Frau und die beiden Ferkel.
„Es war schon ein harter Schlag für alle Familien, die vom Unglück betroffen waren, aber mit Gottes Hilfe haben wir alles gut überstanden", pflegte die Großmutter immer ihre Erzählung zu beenden.

Eisenbahnbau Oberstuben—Krickerhau

In den Jahren 1929—1931 wurde die 19 km lange Bahnstrecke vom Bahnhof Oberstuben über Glaserhau nach Krickerhau gebaut. Dieser Bahnanschluß brachte verkehrsmäßig für Glaserhau große Vorteile. Zwischen Glaserhau und Krickerhau mußten mehrere Tunnels gebaut werden, darunter der damals längste in der ČSR mit 3,1 km. Bei diesem Tunnelbau wurden mehrere unterirdische Wasserläufe, die den Dorfbach und auch Hofbrunnen speisten, durchstoßen. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Der Dorfbach führte bald weniger Wasser und war in den trockenen Sommermonaten nur noch ein Rinnsal. Hofbrunnen versiegten. Das Wasser, das früher den Dorfbach anreicherte, kommt jetzt als Bach auf der Krickerhauer Seite aus dem Tunnel und fließt in Richtung Krickerhau weiter. Die Verantwortlichen in der Gemeinde wollten den Wassermangel im Dorf durch den Bau einer Wasserleitung beheben. Bei den zwei Brandkatastrophen 1933 und 1934 wirkte sich der Wassermangel verhee-

Bahnhof Glaserhau (Sklene)

rend aus. Die Notwendigkeit einer Wasserleitung sahen auch die Behörden ein. Das Eisenbahnministerium verpflichtete sich, 10% der Kosten zu übernehmen und überwies der Gemeinde für die Vorbereitungsarbeiten 94 000 Kronen Auch das Landwirtschafts- und Schulministerium erklärte sich bereit, den Bau der Wasserleitung zu unterstützen. Vom Landespräsidium in Preßburg wurden die Ingenieure Riha und Zoruch nach Glaserhau geschickt, um das Projekt der Wasserleitung auszuarbeiten. Nach zwei Monaten konnte bereits der fertige Plan dem Landwirtschafts- und Gesundheitsministerium sowie dem Ministerium für Soziale Fürsorge zur Genehmigung vorgelegt werden. Der Plan wurde auch genehmigt, doch in Glaserhau hatten die verantwortlichen Herren inzwischen die 94 000 Kronen für das Graben von Privatbrunnen verbraucht und die Wasserleitung wurde ad acta gelegt.

Die Elektrifizierung

Von 1927—1928 wurde die elektrische Überlandleitung von Sillein nach Krickerhau fertiggestellt. Sie führte durch die Glaserhauer Markung, und so bot sich eine günstige Gelegenheit, auch in der Gemeinde das elektrische Licht einzuführen. Die Angst der Bevölkerung, der elektrische Strom könnte die Blitze anziehen, führte zu öffentlichen Protesten und machte es den Verantwortlichen sehr schwer, mit den Vorbereitungsarbeiten zu beginnen. Erst nach mehreren Aufklärungsversammlungen konnte Ing. Weiß aus Neusohl die Vermessungsarbeiten vornehmen. Das nötige Material dazu lieferten die Škoda-Werke in Pilsen. Die Gemeinde bekam für die Dorfbeleuchtung (160 Lampen) 40% Staatszu-

schuß. Auch Privathaushalte erhielten Subventionen, und so ließen sich viele Familien sofort an das Stromnetz anschließen. Ebenso wurde in den Schulen, Ämtern und in der Kirche das elektrische Licht installiert. Am 1. Oktober 1929 brannte zum ersten Mal das elektrische Licht in Glaserhau.

Manöver

Von 1927—1932 fanden jedes Jahr im August in Glaserhau Artilleriemanöver statt. Diese Manöver hatten eine alte Tradition, die noch aus der alten Österreich-Ungarischen Monarchie stammte und sich in Abständen von etwa 20 Jahren wiederholten. Sie dauerten zwei bis drei Wochen. Dabei wurde abwechselnd an einem Tag der nordwestliche Teil der Gemarkung (Heuberg, Tiefengrund, Frühstöckl) und am anderen Tag der südöstliche Teil (Krönelstein, Schindelhengst und Hua) von Oberstuben und Altstuben täglich zwei bis drei Stunden beschossen. Die Zeit wurde immer rechtzeitig durch Austrommeln bekanntgegeben. Während dieser Zeit durfte sich niemand auf dem jeweiligen Flurteil aufhalten. Am Rande des Sperrgebietes standen Militärposten und überwachten das Gelände. Diese Manöver fielen immer in die Erntezeit und richteten auf den noch nicht abgeernteten Getreidefeldern große Schäden an. Die Schäden wurden nach den Manövern der Militärbehörde gemeldet, und jeder Bauer wurde nach der Zahl und Größe der Krater auf seinen Äckern entschädigt.

Bergstadt Kremnitz

Von 1405 bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft und der Erbuntertänigkeit 1848 gehörte Glaserhau zur Bergstadt Kremnitz. Dort saß die Grundherrschaft und die Hauptverwaltung unserer Gemeinde.
Die Stadt verdankt ihre Entstehung den reichen Bodenschätzen und dem Bergbau. In Kremnitz wurde hauptsächlich nach Gold gegraben. Die Erträge waren so reichhaltig, daß es bald den Beinamen „goldenes Kremnitz" erhielt. Gegenüber dem „silbernen Schemnitz" *) und dem „kupfernen Neusohl" **).

*) Der Bergbau in Schemnitz war so ertragreich, daß Maria Theresia die Ausgaben für den Siebenjährigen Krieg durch die Erträge des Schemnitzer Silberbergbaus decken konnte.
**) „In Neusohl erreichte der Kupferbergbau seinen Höhepunkt, als das Haus der Augsburger Fugger die Förderung in die Hände nahm. Die Abrechnung der ersten 10 Jahre von 1495—1505 zeigte eine Produktion von 190 000 Zentner Kupfer. Dem gegenüber steht ein Reingewinn von 1 064 499 Gulden" (Nach Dr. Josef Kalbrunner im Karpatenjahr 1941/2).

Über die Entdeckung des Goldvorkommens in Kremnitz erzählt eine Sage, daß ein Jäger auf dem Berge „Volle Henne" ein Haselhuhn geschossen und beim Zerlegen des Tieres in seinem Magen Goldkörner gefunden habe.
Goldkörner fand man auch im Sand des Kremnitzer Baches, und so begann man, nach Goldadern zu suchen. Wann die ersten Siedler mit der Bergwerkstätigkeit begannen und den Ort gegründet haben, ist nicht bekannt. Sicher schon lange vor der Erhebung zur Stadt.
Im Jahre 1301 starb in Ungarn das Herrscherhaus der Arpaden, das im 12. und 13. Jahrhundert viele deutsche Bergleute und Siedler ins Land geholt hatte, aus. Nach mehrjährigen Machtkämpfen und Thronstreitigkeiten wurde 1309 Karl-Robert aus dem französischen-italienischen Herrschergeschlecht der Anjou König in Ungarn. Das Land war von Parteihader zerstritten, am Rande der wirtschaftlichen Zerrüttung. Seine vordringlichste Aufgabe war der Aufbau der Wirtschaft, die Förderung des Städtewesens und des Bergbaus. In seiner Regierungszeit bis 1342 entstanden die 3 Bergstädte Pukkanz 1324, Kremnitz 1328 und Königsberg 1340. Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Stadt Kremnitz mit ihrem Goldvorkommen.
Auf seinem Kriegszug gegen Böhmen kam er bis Kuttenberg und lernte dort das Bergwesen und die Münzprägeanstalt kennen. In dieser Zeit verdrängte in Europa die Goldwährung die bisherige Silberwährung. Ausgangsort der Goldwährung war die italienische Stadt Florenz. Der Florentiner Gulden, abgekürzt fl. war ein beliebtes Zahlungsmittel. In Ungarn waren auch die Finanzen in Unordnung geraten. Bei der Reform des Geldwesens sollte nun Kremnitz eine entscheidende Rolle spielen.
Der König berief Kuttenberger Berg- und Münzfachleute nach Kremnitz und gab ihnen die Freiheiten ihrer Vaterstadt (Kuttenberger Recht), um durch sie den Reichtum der Goldbergwerke erschließen zu lassen und eine Münzstätte nach der Prägungsweise von Kuttenberg einzurichten. Er erließ 1327 die sogenannte „Bergfreiheit", die das Suchen und Schürfen nach Gold auch Privatpersonen erlaubte.
Im November 1328 erschien Karl Robert in Kremnitz und erhob die Bergbausiedlung zur königlich „Freien Bergstadt" und zur Münzstätte Ungarns. Die „Kremnitzer Golddukaten" wurden ein bekanntes und geschätztes Zahlungsmittel in ganz Europa. Sie werden sogar von dem norddeutschen Dichter Theodor Storm in seiner Novelle „Pole Poppenspäler" erwähnt. Viele europäische Staaten ließen damals in Kremnitz ihre Münzen prägen. Kremnitz ist auch heute noch die Münzstätte in der ČSSR.
Die Stadt gewann, dank der Ergiebigkeit der Gruben, immer mehr an Bedeutung, so daß sie von den damaligen Bergstädten in Oberungarn (also in der heutigen Slowakei) zur „Freien Hauptbergstadt Kremnitz" gewählt wurde.

Kremnitz: Marktplatz mit Dreifaltigkeitssäule und Schloßkirche

Aus den Namen der Stadtrichter und den Bürgerverzeichnissen geht eindeutig hervor, daß Kremnitz eine deutsche Stadt war. Nach dem Bürgerverzeichnis von 1442/43 zählte Kremnitz 3500 Einwohner, davon 250 Nichtdeutsche.
Die königliche Kammer wurde aus Schemnitz in die neue Goldstadt Kemnitz verlegt. An der Spitze der Kremnitzer Kammer (oberste Bergbaugerichtsbarkeit und Münzgerechtigkeit) stand der Kremnitzer Kammergraf. Er war den nord-

ungarischen Bergstädten und auch dem Kremnitzer Stadtrichter übergeordnet, hatte aber keine Befehlsgewalt über die Bergleute und Stadtbürger. Diese unterstanden nur dem von den Bürgern gewählten Stadtrichter (Bürgermeister), dem 12 Geschworene (Räte) zur Seite standen. Der Kammergraf wurde vom König ernannt und war dem König für seine Tätigkeit verantwortlich. Er hatte ein vertragliches Pachtverhältnis auf ein Jahr, das aber verlängert werden konnte. Als Jakob Fugger das Amt des Kremnitzer Kammergrafen pachtete, zahlte er für dieses Amt jährlich 14 000 Gulden. Diese ungeheure Summe zeigt, wie hoch sich dessen Einnahmen belaufen mußten. Als später um 1552 die Thurzos die Stadt beherrschten, wuchs die Bedeutung von Kremnitz noch mehr, da diese mit den Fuggern verbunden waren und ein Jahrhundert lang einen recht entscheidenden Einfluß auf den Bergbau ausübten.

Die Stadt nahm nicht nur wirtschaftlich einen unerhörten Aufschwung, sondern entwickelte sich dabei auch in baulicher Hinsicht zu einem Musterbeispiel einer mittelalterlichen kolonialdeutschen Stadt. Sie war planmäßig angelegt und mit Mauer und Graben umgeben. Das enge Tal zwang die Stadtplaner, den weiträumigen, rechteckigen Marktplatz (Ring) auf einer Hanglage anzulegen. In der Mitte des Platzes steht die mächtige, barocke Dreifaltigkeitssäule. Sie erinnert an die in der Stadt und Umgebung 1711 ausgebrochene Pest und wurde in den Jahren 1765—1772 von den Bildhauern Stanetti, Martin Vögele und Anton Mayer aus Wien errichtet. Sie ist fast 20 m hoch (die größte Pestsäule Europas) und birgt außer der hl. Dreifaltigkeit noch mehrere Heilige und Engel sowie Reliefs mit religiösen Themen. Die Reliefs auf dem unteren Teil sind schon sehr beschädigt und symbolisieren die drei Leiden der Menschheit: den Hunger, die Pest und den Krieg.

Am oberen Ende des Ringes wurde die Burg errichtet, deren Anlagen auch heute noch zum großen Teil erhalten sind. Sie war sehr stark befestigt und diente als Aufbewahrungsort des gewonnenen Goldes und der geprägten Münzen. Dort hatte auch der Kammergraf seinen Herrensitz. Alles aber überragte die im gotischen Stil erbaute Schloßkirche.

Kirche

Unsere Vorfahren hätten keinen schöneren und würdigeren Platz für die Kirche wählen können als diesen 600 m hohen Hügelvorsprung (Hiebl) im unteren Ortsteil der Gemeinde. Aufgrund dieser erhöhten Lage kann sie von allen Seiten der Dorfgemarkung und auch von vielen Nachbardörfern im Turztal gesehen werden. Sie ist das Wahrzeichen von Glaserhau.

An der Südseite der Kirche schließt sich der Friedhof an, der von einer 2 m hohen, 50 cm breiten und 400 m langen Mauer umgeben ist. 6 große Linden säumen die Außenseiten der Friedhofsmauer, die vormals mit Schindeln gedeckt war. Um den Friedhof führt ein schmaler Weg, der früher am Ostersamstag bei der Auferstehungsprozession gegangen wurde. Im Friedhof stehen noch ein paar schmiedeeiserne Kreuze aus dem 19. Jahrhundert. Heute bietet er ein jammervolles Bild der Verwahrlosung. Die Gräber sind von Gräsern und Sträuchern überwuchert. In Bälde zum Einebnen verurteilt.

Die jetzigen Bewohner von Glaserhau haben einen neuen Friedhof außerhalb der Ortschaft, hinterm „Sochl", angelegt. Dort stehen auf den Grabsteinen keine deutschen Namen mehr. Auch auf diese Weise versucht man, die deutsche Vergangenheit auszulöschen.

Vor der Kirche steht auf einem ebenen Platz eine etwa 400jährige, 20 m hohe Linde mit einem Umfang von 685 cm.

Von dem Kirchplatz führt in südlicher Richtung (zum Raaz, Schulahansl und Jantschik) eine Treppe den steilen Abhang hinab bis zur Straße. Ein Teil der Straße heißt zum „Kolichüfnala" (Kalköfchen). Nach überlieferten Berichten soll hier der Kalk für den Bau der Kirche gebrannt und der gelöschte Kalk in großen Löchern (Gruben) aufbewahrt worden sein. Diese Gruben wurden bis zur Vertreibung von den benachbarten Bewohnern, die keinen Keller hatten, als Kartoffelmieten benutzt.

Über den Bau der ersten Kirchen in Glaserhau besitzen wir keine urkundlichen Belege. Wahrscheinlich begann der Bau der ersten Kirche zugleich mit der Gründung der Gemeinde. Denn bei der christlichen Einstellung der ersten Siedler können wir annehmen, daß sie, nachdem sie ihre eigenen Behausungen gebaut hatten, bald darangingen, auch ein einfaches Bet- oder Gotteshaus zu errichten, um den Gottesdienst und bei den wichtigen Ereignissen im Leben, wie Taufe, Eheschließung, Tod und Beerdigung, den Segen Gottes nicht lange entbehren zu müssen.

Auch aus der Gründungsurkunde von 1360 erfahren wir, daß der erste Erbrichter, Peter Glaser, das Recht erhielt, in Glaserhau eine Kirche und ein Pfarrhaus zu bauen. So wurde sicher schon bei der Planung der Dorfanlage auch der

Platz bestimmt, auf dem die Kirche, der Friedhof und das Pfarrhaus zu stehen kamen. Nachdem zur Pfarrei bis 1945 ein landwirtschaftlicher Besitz (37 Joch = 27³/₄ ha) in der Größe eines Bauernhofes gehörte, dürfte bei der Dorfgründung auch die entsprechende Landzuteilung (Hufe) als wirtschaftliche Voraussetzung für den Pfarrherrn vorgenommen worden sein.
Die Gründungsurkunde von Glaserhau schrieb, wie eingangs schon erwähnt, der Probst Paul aus dem Kloster Kühhorn*), das ab 1800 kurz Kloster genannt wurde.
Das Kloster grenzte mit seinen Besitzungen an die Ländereien der Grundherren von Mutnik (Mutnyanszky). Diese unmittelbare Nachbarschaft läßt die Annahme zu, daß das Kloster, das 1251/52 erbaut und bis 1530 dem Prämonstratenserorden gehörte, auch die seelsorgerische Betreuung der jungen Gemeinde Glaserhau übernommen und die ersten Seelsorger gestellt hat. Leider sind uns aus dieser Zeit keine Namen und schriftlichen Aufzeichnungen darüber bekannt. Die ersten urkundlichen Namen der Priester in Glaserhau kennen wir erst aus der Zeit der Reformation. Die neue Lehre Martin Luthers fand auch in unserer alten Heimat bald begeisterte Anhänger und Verkünder.
Schon 1521 trat in Kremnitz und Umgebung der lutherische Prediger Konrad Hertz (= lat. Kordatus) auf. Er fand Unterstützung durch den Ofener Lutheraner Johann Kresling. 1523 sah sich der ungarische Landtag gezwungen, strenge Gesetze gegen die Anhänger Luthers zu erlassen. Aber diese Gesetze blieben anfangs wirkungslos und die Lehre Luthers verbreitete sich nicht nur in den Städten, sondern auch beim ungarischen Adel und in den Dörfern.

*) Unter Kühlhorn ist wohl ein Berg oder Felsvorsprung zu verstehen. Heute trägt der Ort den Namen Klaštor pod Zniovom, deutsch: Kloster unter dem Zniov.

Am 21. 5. 1525 lud der Graner Erzbischof Ladislaus Szalkai die katholischen Pfarrer von Kremnitz, Neusohl und Schemnitz zu sich ein, damit sie ihm über die „ketzerischen" Predigten der Priester Kordatus und Kresling berichteten. Kordatus hatte damals die Prädikatur in Kremnitz inne. Die Prädikatur (= Predigerstelle) war eine religiöse Einrichtung der Städte im Spätmittelalter. Die Prädikanten hielten theologische Vorträge nicht nur für die gebildeten Kreise in den Städten, sondern predigten auch auf den Dörfern und ergänzten so den Meßpriester, der nur die Messe zu feiern hatte. Die Prädikanten waren es auch, die die neuen reformatorischen Gedanken Luthers aufnahmen und verbreiteten.

Kordatus und Kresling wurden 1525 in Haft genommen, nach 38 Wochen wieder entlassen und des Landes verwiesen. Kordatus ging nach Wittenberg zu seinem Freund und Berater Luther. Kresling begab sich zuerst nach Schlesien, kam aber 1545 als Pastor nach Schemnitz zurück, wo er noch 4 Jahre wirkte.
Bis 1556 hatten die Bergstädte Kremnitz, Schemnitz und Neusohl die neue Lehre angenommen und waren evangelisch geworden. Aufgrund des Augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555 hatten die Reichsstädte das Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen. Die Einwohner von Glaserhau mußten sich damals mehr als 100 Jahre lang nach dem jeweiligen Bekenntnis der Stadt Kremnitz richten und nach dem Grundsatz „Cuius regio, eius religio" (= wessen Land, dessen Religion) des öfteren den Glauben wechseln.
Der Protestantismus war bestrebt, überall Schulen zu errichten, in denen neben Lesen und Schreiben vor allem biblischer Unterricht im Sinne der evangelischen Lehre vermittelt wurde. Aus dieser Zeit besitzen wir auch die ersten geschichtlichen Aufzeichnungen und Namen der Pfarrherren von Glaserhau.
Dr. Šikura, ein geschätzter slowakischer Geschichtsforscher, schreibt in seinem Buch „Geschichte der Orte der Turzer Landschaft" über die Kirche in Glaserhau: „Die Kirche in Glaserhau wird um 1560 erwähnt. Damals war dort ein Pfarrer Michael Polonus. Man kann davon ausgehen, daß er Protestant war, denn zu dieser Zeit waren im ganzen Turztal protestantische Prädikanten tätig. Bei der engen Verbindung zwischen Glaserhau und Kremnitz ist das fast selbstverständlich ... Vom Jahre 1711 ist die Kirche in den Händen der Katholiken."
Zu diesen Ausführungen von Dr. Sikura muß gesagt werden, daß er die Geschichte der Glaserhauer Kirche wahrscheinlich nur aus evangelischer Sicht kennt. Denn, wie schon eingangs erwähnt, muß in Glaserhau schon ungefähr 200 Jahre vorher irgendeine Kirche vorhanden gewesen sein. Auch in der Urkunde der Verleihung des Erbrichteramtes an Johann Lang im Jahre 1409 steht wieder, daß die Obrigkeit der Gemeinde Glaserhau ihren Pfarrer selbst wählen könne. Die Stadt Kremnitz als Patron müsse über die Wahl benachrichtigt werden.
Michael Matunak, ein Kremnitzer Archivar und Geschichtsforscher, behauptet, die erste Kirche in Glaserhau sei aus Holz gewesen. Die jetzige Kirche wurde Anfang des 17. Jahrhunderts auf gotischen Fundamenten im Renaissancestil gebaut. Die Erlaubnis zur Sammlung von Spenden für den Bau der Kirche erteilte die Stadt Kremnitz am 13. März 1626 einem gewissen Johann Czestnik, dem sie außerdem eine besondere Empfehlung mitgab. Nach Durchführung der Sammlung schloß die Stadt Kremnitz Anfang Juni 1626 einen Vertrag mit einem Maurermeister, der mit dem Bau der Kirche sofort begann. Den Grundstein legte der Richter von Kremnitz Jakob Mazko am 5. Juni 1626. Der Bau wurde 1627 vollendet. Die Benediktion (Segnung) der Kirche wird allerdings

erst am 19. November 1647 erwähnt. Sie wurde vom Stadtpfarrer von Kremnitz, Urlsberger, vollzogen. In diesen Jahren stand die Kirche unter evangelischem Einfluß.
Es ist bedauerlich, daß wir auch keine näheren Angaben über den Bau der zweiten Kirche (im gotischen Baustil) und über die Bauarbeiten und Baukosten der jetzigen Kirche besitzen. Entweder wurde auf den Dörfern nicht alles schriftlich festgehalten oder es ging in den andauernden Kämpfen, die mit wechselndem Erfolg zwischen den protestantischen und katholischen Machthabern geführt wurden, verloren.
Wie schnell sich damals die geschichtlichen Ereignisse änderten und die Bevölkerung den Glauben wechseln mußte, zeigt, daß schon 4 Jahre später, am 8. September (Mariä-Geburt) 1651 die Kirche in Glaserhau wieder geweiht wurde. Diesmal von dem katholischen Bischof Nataly aus Belgrad, der vor den Türken geflüchtet war und in Kremnitz lebte. Bei der Weihe wirkten mit: Die Priester aus Kremnitz, Johannesberg, Kuneschhau, Krickerhau und aus Glaserhau. Seitdem trägt die Kirche den Namen „Mariä-Geburt". Der 8. September wurde so zum Gedenktag und jedes Jahr am Sonntag nach dem 8. September, das war in der Regel der 2. Sonntag im September, wurde das Kirchweihfest groß gefeiert.
Als Kaiser Rudolf II. im Jahre 1604 den katholischen Glauben als einzig erlaubtes Bekenntnis im Lande erklärte, löste er damit harte und langjährige Glaubenskämpfe zwischen den kaiserlichen Soldaten und den Truppen der evangelisch-ungarischen Fürsten Bethlen, Thököly und Rakoczi aus. Durch dieses Gesetz ermutigt, verstärkte die katholische Kirche ihre Bemühungen, die zum evangelischen Glauben übergetretenen Bürger wieder durch Missionen zum Katholizismus zurückzuführen. Als eifrige Kämpfer dieser Gegenreformation traten im Raum von Neusohl und Priewitz die Jesuiten und bei uns in der Kremnitzer Gegend die Franziskaner auf. 1710 war die Rekatholisierung im Kremnitzer Raum abgeschlossen.
Die erste Notiz über einen Pfarrer in Glaserhau finden wir im Stadtarchiv in Kremnitz aus dem Jahre 1551, also vor 1560! Es handelt sich dabei um einen Beleg über eine Zahlung der Stadt als Patron für die „Verköstigung des Pfarrers von Glaserhau". Der Name ist dabei nicht angegeben.
1559 war ein Johannes aus Deutsch-Proben Pfarrer in Glaserhau. Von ihm wird berichtet, daß er noch jung, aber schon verheiratet war. Auch die Sakramente spendete er nicht nach den Vorschriften der Kirche. Deshalb bezeichnete ihn der kirliche Visitator als Rebelanten und Häretiker (= Ketzer).
Im nächsten Jahr, 1560, wirkte in Glaserhau der auch von Dr. Sikura erwähnte Priester Michael, sein Nachname Polonus weist auf polnische Herkunft hin. Auch er war verheiratet und spendete die Kommunion unter beiden Gestalten. Mehr wissen wir nicht über ihn. Aufgrund der Informationen des kirchlichen

Visitators können wir ihn nicht ohne weiteres als Protestanten bezeichnen. Dr. Sikura versucht zwar, einen solchen aus ihm zu machen, kann das aber nicht beweisen. Es ist auch nicht richtig, daß „1560 im ganzen Turztal evangelische Prädikanten tätig waren". Das ist eindeutig aus den kanonischen Visitationen von 1559 und 1560 zu ersehen. Nur der Einfluß der Stadt Kremnitz könnte als Argument für eine protestantische Haltung des Priesters Michael Polonus als Beweis angeführt werden.

Priesterheirat und Kommunionsspendung unter beiden Gestalten waren zu dieser Zeit in diesem Lande gewissermaßen umstrittene Fragen.

Ich denke, wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir die Anfänge des protestantischen Bekenntnisses in Glaserhau vom Jahre 1556 verlegen. Erst vom Jahre 1605 an sind uns die protestantischen Prädikanten in Glaserhau dem Namen nach bekannt. Es sind dies Christoph Tostius, Johann Nikel, Kaspar Rügner, Zacharias Schöpfer und Johann Neff.

Die Behauptung Dr. Sikuras, die Glaserhauer Kirche sei erst seit 1711 wieder katholisch, ist auch nicht ganz richtig. Es muß hinzugefügt werden, daß sie zwischendurch mehrfach von katholischen Pfarrern betreut wurde. So 1651 bei der Kirchweihe durch Bischof Nataly. Zum zweiten Mal 1673. Da beauftragte der Erzbischof von Gran den Oberstübner Pfarrer Gregor Mikenbach, ein Jesuit, mit der Verwaltung der Pfarrei Glaserhau. Oberstuben blieb von dieser Zeit an bis 1787 eine Filiale von Glaserhau. Den Fußweg, den die Oberstübner nach Glaserhau in die Kirche gingen, hieß bis zur Aussiedlung „Stu(b)msteig". Über die Tätigkeit dieses Pfarrers sind uns zahlreiche Belege im Stadtarchiv von Kremnitz erhalten. Pfarrer Mikenbach erlebte viele Unannehmlichkeiten und Verfolgungen in Glaserhau, wo er auch wohnte. Besonders während des Thököly-Aufstandes erlitt er vielerlei Bedrängnis. Am 11. Juni 1680 wurde er von den Kuruzzen vom Bett heraus verschleppt und in das Gebirge gebracht, wo er unbarmherzig geschlagen wurde. Nur durch das Versprechen, 800 Goldgulden

Lösegeld zu zahlen, rettete er sein Leben. Da er selbst nicht so viel Geld erspart hatte, wandte er sich an die Stadt Kremnitz mit der Bitte um ein Darlehen. In einem Brief schreibt er wörtlich:

„Ich kann mein Haupt nur mit der Zahlung von 800 Gulden retten, aber ich kann nur etwa 400 Gulden zusammenbringen. Meine Pfarrkinder wollen sie nicht als Bürgen annehmen, so erhalte ich täglich dreimal unbarmherzige Stockschläge. Ich bitte Euch um der Barmherzigkeit Gottes und um der 5 Wunden Jesu Christi willen, wollet mir durch die Leihung der fehlenden Summe helfen. Ihr könnt die ganze Ernte auf dem Pfarrfelde schätzen lassen und als Pfand nehmen und wenn es nicht reicht, so erweiset mir Barmherzigkeit. Nach meiner Freilassung werde ich mich bemühen, in Tyrnau oder an anderen Stellen das Geld zu beschaffen, um die Schulden zu bezahlen. Um Jesu Christi willen erbarmt Euch meiner!"

Die Stadt Kremnitz lieh dem Pfarrer Mikenbach das notwendige Geld und verhalf ihm so zur Freiheit. Er konnte aber nicht nach Glaserhau zurückkehren, denn dort war unterdessen ein protestantischer Prädikant, Michael Schröck. Mikenbach wurde Pfarrer in Drexlerhau. Im Jahre 1681 wurde der Kremnitzer Bürger Franz Felmer zu ihm nach Drexlerhau geschickt, um das gelichene Geld von ihm entgegenzunehmen. (Anmerkung: Daß Pfarrer Mikenbach sich an Tyrnau wenden wollte, hängt damit zusammen, daß zu dieser Zeit Tyrnau [sl. Trnava] Sitz des Erzbistums Gran war, zu dem damals die ganze Mittelslowakei gehörte. Unser Bistum Neusohl wurde erst später, 1776, gegründet.)

Glaserhau war nach dem Weggang Mikenbachs nicht lange im Besitz der Protestanten, denn schon am 27. Mai 1688 wird als Pfarrer dieser Kirche der katholische Priester Georg Johannes Mitiz erwähnt, der später die Pfarrei Krickerhau verwaltete. Von dieser Zeit an gibt es wieder katholische Pfarrer in Glaserhau bis in die Zeit der Aufstände des Fürsten Rakoczi.

1703 wurde der katholische Pfarrer Johannes Ignatius Zlinsky gefangengenommen und von den Aufständischen bastonadisch mißhandelt. (Bastonade = Prügestrafe, bei der die Gefangenen mit Stöcken auf die Fußsohlen geschlagen wurden.)

Auch er konnte sein Leben nur durch Zahlung eines Lösegeldes von 200 Gulden retten, aber nicht gleich in seinen Pfarrort Glaserhau zurückkehren, denn wieder hatten die Protesanten sich der Kirche und des Pfarrhauses bemächtigt. Er wurde zunächst Pfarrer in Spania Dolina (= Herrengrund), der Ort liegt zwischen Altgebirg und Neusohl, und dann in Gaidel bei Deutsch-Proben. Erst nach der Niederschlagung des Aufstandes und nach der Vertreibung des evangelischen Prädikanten Korvin am 5. Dezember 1709 konnte er von neuem seine Pfarrei in Glaserhau übernehmen und nicht, wie Dr. Sikura meint, daß Kirche und Pfarrei erst von 1711 an katholisch waren.

Von 1709 bis zur Aussiedlung 1945/46 blieb Glaserhau eine gläubige katholische Pfarrgemeinde. Wie stark und ungebrochen die Glaubenskraft und Frömmigkeit der Glaserhauer Einwohner, trotz des mehrmaligen Glaubenswechsels, geblieben waren, bezeugen nicht nur das reiche religiöse Brauchtum im Laufe des Jahres, sondern auch die stete Bereitschaft, für die Erhaltung und den Ausbau der Kirche beträchtliche Opfer zu bringen. Der prozentuale Anteil der Nichtkatholiken (Evang. und Juden) lag unter 1 Prozent.
Im Schematismus der Diözese Neusohl aus dem Jahre 1928 lesen wir über die Pfarrkirche von Glaserhau folgende Angaben:

„Pfarrkirche ‚Mariä Geburt' erbaut 1627
selbständige Pfarrei seit 1500 — Sprache: deutsch
Patronat: Freie Bergstadt Kremnitz
Von den 3084 Einwohnern sind 3058 katholisch, 12 evang. (AB) und 14 Juden."

Namen der Priester in Glaserhau

katholische:			evangelische:	
1559	?	Johannes aus Deutsch Proben		
1560	?	Michael Polonus		
1590		Johann Scholio		
			1604	Christian Tostius
			1622	Johann Nikel
			1627	Kaspar Rügner, † 1635
			1635	Zacharias Schöpfer
1650		Samuel Francisci		
			1657	Johann Neff, ging 1672nach Brieg/Schlesien
1673		Gregor Miechenbach		
			1680	Michael Schröck aus Breslau
1688—1691		Johann Mitiz		
1691—1694		Johann Langner		
1694—1700		Nikolaus Ackermann		
1700		Joh. Ignatius Zlinsky		
			1703	Pfarrer Korvin, war der letzte evangel. Priester
1709—1711		Joh. Ignatius Zlinsky		
1711—1717		Andreas Millik		

1717—1719 Matthias Langholzer
1719—1737 Gottfried Schmauchler
1737—1739 Michael Kiovszky
1739—1748 Tobias Großschmied, 1748 Michael Kraus
1748—1750 Johann Herczog, 1750 Paul Pieritsch, Administrator
1750—1782 Johann Petrovich
1782—1807 Alexander Rusbcky, 1807 Stefan Szenstandrassy und P. Gerald Kovalik OFM, Administrator
1807—1815 Anton Tenzer, 1815 P. Basilius Polakowitsch OFM, Administrator
1815—1848 Franz Bendik, 1829 besuchte Bischof Josef Belansky anläßlich einer Visitation die Kirchengemeinde Glaserhau
1848—1884 Ludwig Sartorius (deutsch = Schneider)
1884—1886 Paul Petrak, kaufte eine neue Orgel in Deutsch Proben
1886—1888 Karl Turek, Administrator
1888—1891 Silvester Roman
1891—1892 Ludwig Holbay
1892—1925 Karl Turek, er starb im Januar 1925
1925—1935 Dr. Dr. Karl Bitterer. Pfarrer Bitterer war Volksdeutscher aus Ungarn, studierte an mehreren Universitäten und beherrschte 6 Sprachen in Wort und Schrift. Aufgrund seiner Sprachkenntnisse wurde er 1904 Sekretär beim Bischof Wolfgang Radnai in Neusohl. Mit der Gründung der Tschechoslowakischen Republik 1918 begann auch auf dem Gebiet der Kirche eine neue Ära in der Slowakei. Die Bistümer wurden mit slowakischen Bischöfen besetzt.

Radnai wurde entlassen und kehrte nach Ungarn zurück. Dr. Bitterer erhielt die kleinste Pfarrei der Diözese: Blaufuß. Von dort kam er nach Glaserhau. Er war durch seine Hilfsbereitschaft und medizinischen Kenntnisse in Glaserhau sehr beliebt. Er hatte im Pfarrhaus einen Sanitätsraum eingerichtet und leistete, da im Ort kein Arzt war, bei Unfällen „Erste Hilfe", versorgte die Kranken und schreckte nicht zurück, in einfachen und eiligen Fällen, wie Blutvergiftung u. a., auch nach dem Skalpell (Operationsmesser) zu greifen.

Unter seiner Tätigkeit als Pfarrer in Glaserhau wurde 1926 der Kirchturm neu gebaut. Die alte, morsche Holzempore in der Kirche wurde 1926 durch eine Betonempore ersetzt. Ebenso wurden die Bänke auf den Emporen und im Mittelschiff der Kirche neu angeschafft. 1927 ließ er das barocke Pfarrhaus so renovieren, wie es uns bis heute in Erinnerung geblieben ist. 1928 wurde auf seine Anregung hin das Kriegerdenkmal gebaut. Früher stand an

dieser Stelle ein Holzkreuz zwischen zwei großen, dicken Linden, vergleichbar mit der Linde vor der Kirche.

Als 1934 die Pfarrstelle in Oberstuben frei wurde, ließ sich Dr. Bitterer nach Oberstuben versetzen, wo er im Mai 1942 bei der Begrüßung des Bischofs, der zur Firmung nach Oberstuben gekommen war, einen Gehirnschlag erlitt und starb.

1935—1940 Josef Steinhübl. Nach dem Weggang Dr. Bitterers wurde der Wunsch laut, Pfarrer Steinhübl nach Glaserhau zu bekommen. Pfarrer Steinhübl hatte sich als Mitgestalter des Deutschen Katholikentages 1934 in Deutsch-Proben große Verdienste erworben und war den Glaserhauern von dort in guter Erinnerung. Eine Abordnung der Kirchengemeinde besuchte Pfarrer Steinhübl in seinem Wirkungsort Münnichwies und bat ihn, sich um die freigewordene Pfarrstelle in Glaserhau zu bewerben. Ein Bittgesuch der Gemeinde an Bischof M. Blaha in Neusohl trug mit dazu bei, daß Pfarrer Steinhübl schon im Frühjahr 1935 nach Glaserhau versetzt wurde. Hier entfaltete er in den 5 Jahren eine vielseitige und segensreiche Tätigkeit. Er intensivierte das religiöse Leben in der Gemeinde, beseitigte herrschende Mängel im kirchlichen Alltag, indem er u. a. auch ein einheitliches Gebet- und Gesangbuch für den Gottesdienst einführte. Neben seinen seelsorgerischen Pflichten galt seine Hauptsorge vor allem der Jugend- und Volkstumsarbeit. Er gründete den deutschen Turn- und Sportverein und verstand es mit Geschick, die Dorfjugend, die in 2 Lager, „Oberörtler" und „Unterörtler", gespalten war, im Turn- und Sportverein zusammenzuführen. Ihm verdankten die Glaserhauer auch den Bau des Kulturheimes und die Errichtung einer Kinderheimstätte. Auch die Errichtung der Bürgerschule ging hauptsächlich auf seine Initiative zurück.

Pfarrer Steinhübl gehörte zu jenen Geistlichen, die sich auch politisch für die sozialen, kulturellen und völkischen Belange der Deutschen in der Slowakei energisch einsetzten. Durch seine unermüdliche Volkstumsarbeit bekannt, wurde er 1938 als deutscher Abgeordneter in das Slowakische Parlament gewählt.

Anfang Juli 1940 verließ er Glaserhau und nahm die Pfarrstelle Krickerhau an, wo er bis zur Aussiedlung der Deutschen 1945 tätig war.

Wegen seiner Tätigkeit als Abgeordneter wurde er im Sommer 1945 in Asch/Sudetenland von den Kommunisten verhaftet und von einer Krickerhauer Partisanengruppe nach Krickerhau zu-

Pfarrhaus erbaut 1769, renoviert 1927

rückgebracht, von diesen geschlagen und unmenschlich gefoltert und mißhandelt. Ein Volksgericht in Preßburg verurteilte ihn am 18. März 1946 zum Tode. Nach 2 Jahren Aufenthalt in der Todeszelle wurde er zu 30 Jahren Haft begnadigt, aber schon 1955 aus der Haft entlassen und nach Deutschland ausgewiesen. Diesen Leidensweg schildert er in seinem Buch „Mein Leben" *). Er fand in Stuttgart, St. Fidelis, wieder eine Anstellung als Pfarrer. Seit seiner Pensionierung wohnt er in Stuttgart-Hofen, Hartwaldstraße 119. Trotz der Beschwerden seines hohen Alters (80 Jahre), ist er für den Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken immer noch aktiv tätig.

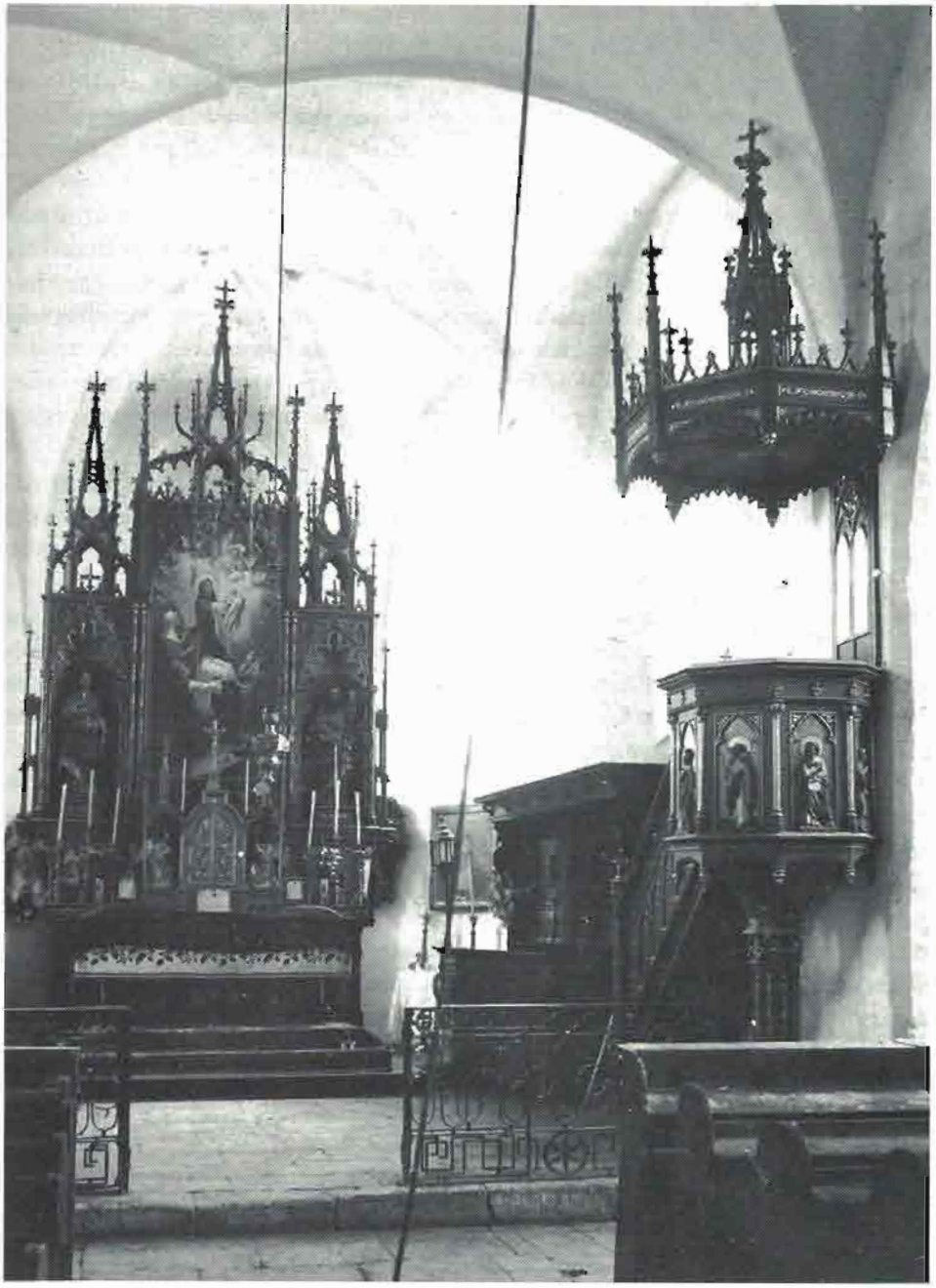
1940 wirkte in Glaserhau Pfarrer Warchol aus Drexlerhau als Administrator.

1941—1945 Josef Pöss. Er war der letzte deutsche Pfarrer in Glaserhau. Ihm ist auch dieses Buch gewidmet. Über sein tragisches Schicksal in Glaserhau und seinen Lebensweg wurde bereits eingangs ausführlich berichtet.

*) Das Buch kann beim katholischen Hilfsbund Stuttgart, Stafflenbergstraße 44, bestellt werden.

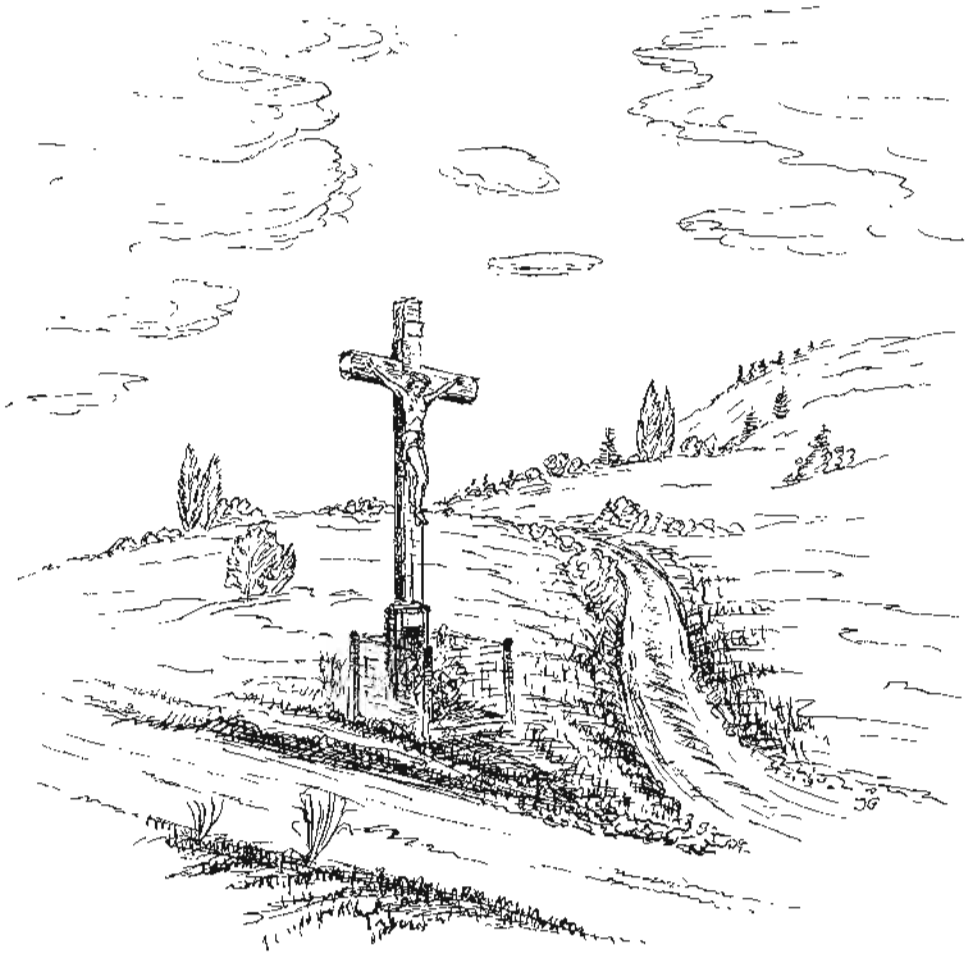
Erste Hl. Kommunion am Weißen Sonntag 1944 mit Pfarrer Josef Pöss

Wer die innere Ausstattung der Kirche mit Statuen, Bilder, Gestühl, Lampen und Fahnen gesehen hat, war von der Vielfalt und geschmackvollen Anordnung angenehm überrascht. Besondere Beachtung verdiente der kunstvoll geschnitzte Hochaltar im neugotischen Baustil aus der Zeit um 1900. In der Mitte glänzte das vergoldete von zwei betenden Engeln flankierte Tabernakel. Das Altarbild darüber stellte, dem Namen der Kirche entsprechend, die Geburt Mariens dar. Dieses Bild wurde in der Fastenzeit durch ein Schmerzensbild, Jesus am Kreuz, ausgewechselt. In den beiden nischartigen Seitenflügeln des Altares standen in Lebensgröße aus Holz geschnitzt, links der hl. Petrus und rechts der hl. Paulus. Sehenswert war auch die neugotische Kanzel rechts vor dem Hochaltar. Die Außenseite der Kanzel zierten vier Plastiken der Evangelisten Johannes, Matthäus, Lukas und Markus mit ihren Attributen (Sinnbildern) in den Händen.
Rechts neben dem Hochaltar stand ein geschnitztes Chorgestühl für den Richter (Bürgermeister) und den Geschworenen der Gemeinde. Auf der linken Chorseite befanden sich zwei ebenfalls geschnitzte Chorstühle für die Kirchenväter (Mesner), dazwischen hing ein großes Kreuz, das an die Mission 1930 erinnerte. Auf dieser Seite führte auch die Tür in die Sakristei.
Das bogenförmige Kirchengewölbe wurde von vier Mauerpfeilern getragen. Je zwei Pfeiler standen links und rechts in Abständen von 10 m hintereinander und grenzten die beiden Seitenschiffe vom Mittelschiff der Kirche ab.



Hauptaltar, Chorgestühl und Kanzel, Aufnahme 1916

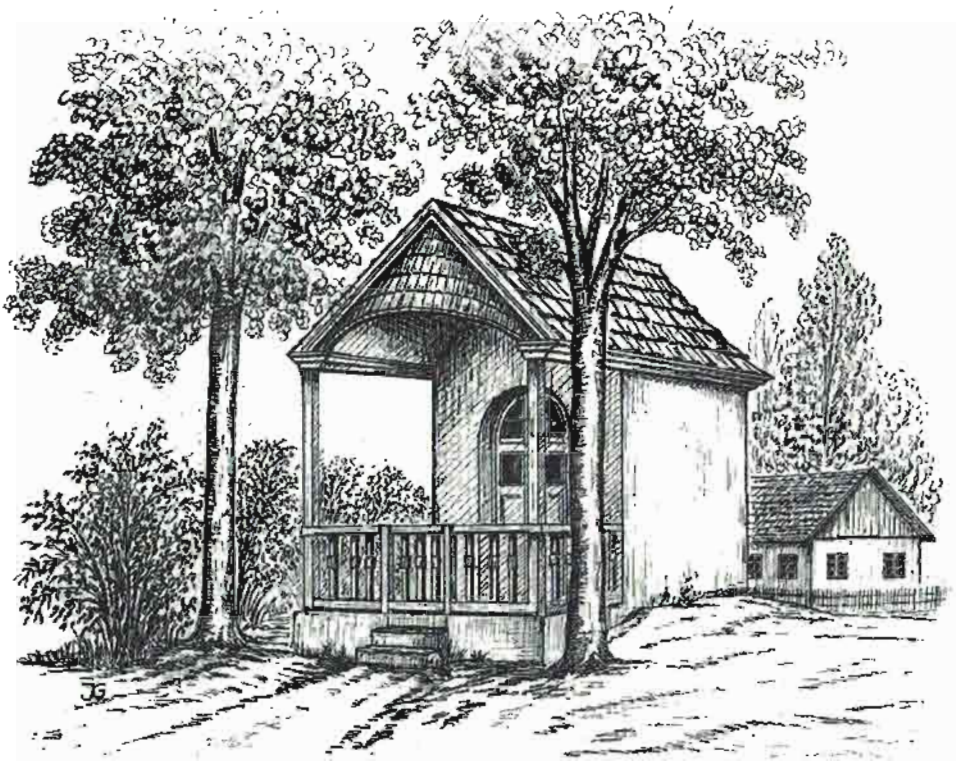
Beim Betreten des Gotteshauses standen rechts und links an der Rückwand eine lange Bank, eine Art Chorgestühl. Vor ihnen führte nach rechts ein Durchgang zur Wendeltreppe, auf welcher man zur Orgelempore, irrtümlich „Chor" bezeichnet, gelangte und zu den kurzen Bänken an der rechten Längswand, die bis zur Seitentür reichten. Auf diesen Bänken, wie auf den kurzen Bänken an der linken Längswand, saßen meistens ältere Männer. Die anderen Männer und Burschen saßen auf den Emporen. Die Orgelempore nahm die ganze Breitseite der Kirche ein und reichte bis zu den beiden hinteren Pfeilern vor. In der Mitte stand die Orgel, deren Blasebalk noch getreten werden mußte (Riemasoppn).
Die Seitenempore befand sich an der Längswand des linken Kirchenschiffes und reichte von der Orgelempore bis zur Sakristei und ins Kircheninnere bis zu den beiden linken Mauerpfeilern. Die Empore zu beiden Seiten der Orgel, sowie der hintere Teil der Seitenempore, war den verheirateten Männern und der vordere Teil bis zur Sakristei den Burschen vorbehalten.
Den Frauen gehörten die langen Bankreihen zu beiden Seiten des Mittelganges. Diese Bankreihen waren durch einen Quergang unterteilt, der nach rechts durch einen zweiten Ausgang auf den Friedhof führte. Vor dieser Seitentür wurden zu Weihnachten die Krippe und in der Karwoche das heilige Grab aufgebaut.
In der Kirche herrschte eine bestimmte Sitz- und Stehordnung. Die großen Mädchen standen an der rechten Außenwand vor dem Seitenaltar (= Wendelinaltar), die kleineren Mädchen (Schulmädchen) hatten ihren Platz vor den langen Bankreihen im vorderen Quergang bis zur Kommunionbank vor. Die Knaben standen im Chorraum vor dem Altar.
1928 wurde in der Kirche die elektrische Beleuchtung installiert und die Wachskerzen durch elektrische ersetzt. In der Mitte erstrahlte ein großer, wunderschöner Luster mit geschliffenen Glasgehängen.
An Sonn- und Feiertagen wurde früher am Vormittag nur eine heilige Messe gehalten, aber die steigende Bevölkerungszahl und der damit verbundene Platzmangel in der Kirche veranlaßten Pfarrer Dr. Bitterer, 1930 um 8 Uhr eine Frühmesse einzuführen, um allen Gläubigen die Möglichkeit der Teilnahme am Meßopfer zu geben, denn vielfach mußte eine Person wegen der kleinen Kinder oder aus Angst vor einem Feuerausbruch daheim bleiben.
Der Haupteingang der Kirche war unter dem Glockenturm. Bis zur eigentlichen Kirchentür ergab sich ein langer, gewölbter Vorraum. In diesem Vorraum befand sich rechts der Aufgang zu den Glocken. Es war eine dunkle, steinerne Wendeltreppe bis zur Turmuhr, dann zwei Holztreppen bis zur Glockenstube.
Im Turm war auch die „Schnarr" untergebracht. Am Gründonnerstag und Karfreitag wurde nicht mit den Glocken geläutet sondern „geschnarrt". Die Schnarr war ein hohler Kasten, der wie eine längliche, rechteckige Kiste aussah. Am vorderen Ende des Kastens war eine Walze angebracht, die mit einer Kurbel gedreht



Kreuz im Oberort

werden konnte. Die Walze war mit spiralförmig versetzten Stiften versehen. Am anderen Ende des Kastens waren Holzfedern (schmale Hartholzplatten) befestigt, die vorne mit einem Holzhammer endeten. Beim Drehen der Walze hoben die Stifte eine Holzfeder nach der anderen, spannten sie, und beim Weiterdrehen schlugen die Hämmerchen nacheinander auf eine Eisenschiene und erzeugten so das „Schnarren". Da die Kirche auf einem Hügel stand, konnte man dieses Schnarren weithin hören.

An der linken Wand im Vorraum war das in Öl gemalte Bildnis eines Mannes zu sehen, das den Grundherren Kares darstellte, der im Oberort einen Meierhof besaß. Kares schenkte nach 1865, da er kinderlos war, sein halbes Grundver-



Kapelle beim „Temala" / Oberort

mögen der Kirche. Für diese Schenkung hatte sich die Kirche verpflichtet, für die Familie Kares jedes Jahr eine Fundationsmesse zu lesen. Außerdem ließ sie zur Erinnerung das o. g. Ölbild malen. In Unkenntnis der Sachlage wurde in letzter Zeit beim Tünchen das Bildnis jedesmal überstrichen, aber die Ölfarbe drang immer wieder durch.

Die andere Hälfte überließ Kares seinen ehemaligen Bediensteten (Biarischn), den Familien Johannes Michele (Flintenmacher), Johann Bielesch (Benkö), Josef Bielesch (Klaarechta), Johann Schwarz (Maschka) bzw. seinem Vorgänger.

Neben der linken Turmseite wurde in der Kirchenmauer eine Tür ausgebrochen, durch die die Männer über eine breite gedeckte Holztreppe auf die Orgelempore gelangten. Unter dieser Treppe waren die Tragbahren für die Beerdigungen und die Bahre (Tumba) für die Totenmessen (Requiem mit Libera) aufbewahrt. Diese Tumba wurde bei einem Requiem vor dem Altar aufgestellt und mit einem schwarzen Tuch bedeckt. Darauf stellte man ein Kreuz und legte einen präparierten Totenkopf und zwei Menschenknochen dazu. Der Totenkopf soll von einem Angehörigen der Familie Isak beim Hickl stammen. Dieser soll

auch das Schmerzensbild Mariens, das rechts vom Altar neben dem Chorgestühl hing, gestiftet haben.

Wegkreuze und Bilder in der Gemeinde

Auf verschiedenen Stellen im Dorf, so beim Dorfeingang „Sochl", auf der Emt, Scheib und am Dorfausgang nach Krickerhau, waren Kreuze zur Ehre Gottes aufgestellt und an Baumstämmen oder Hauswänden Heiligen- und Marienbilder angebracht. Es waren Zeichen der dörflichen Frömmigkeit. Sie wurden bis zuletzt von der Bevölkerung in Ehren gehalten. Die Männer zogen beim Vorbeigehen den Hut und die Frauen schlugen das Kreuzeszeichen.

Statue des Hl. Wendelin

Auf dem Marktplatz, gegenüber der Raiffeisenbank, stand auf einer kleinen Anhöhe zwischen zwei großen, alten Linden eine Statue des Hl. Wendelin. Der Hl. Wendelin wurde von den Bauern als Feld- und Viehpatron verehrt. Beim Ausbau und Verbreitern des Marktplatzes wurde die Statue 1939 entfernt und im Hof der Raiffeisenbank aufbewahrt.

Kapelle

1880 wurde im Oberort beim „Temala" zu Ehren der Mutter Gottes die „Sieben-Schmerzen-Mariä-Kapelle" errichtet. Sie hat einen kleinen Altar und zeigt Maria mit dem Leichnam Jesu, flankiert von 2 Engeln. Die Kapelle wurde 1903 renoviert. Nach dem 1. Weltkrieg wurde sie neu gedeckt und das Vordach angebaut.
Die Gläubigen des Oberortes versammelten sich hier zu Maiandachten, Rosenkranzgebeten und bei besonderen Anlässen, wie Wallfahrten, zum gemeinsamen Gebet.

Wallfahrten

Zum religiösen Leben des Dorfes gehörten auch jedes Jahr die drei Wallfahrten zu den Gnadenstätten der Heimat. Jeder Glaserhauer trachtete, wenigstens eine der drei Wallfahrten mitzumachen. Für viele waren sie auch die einzige Gele-

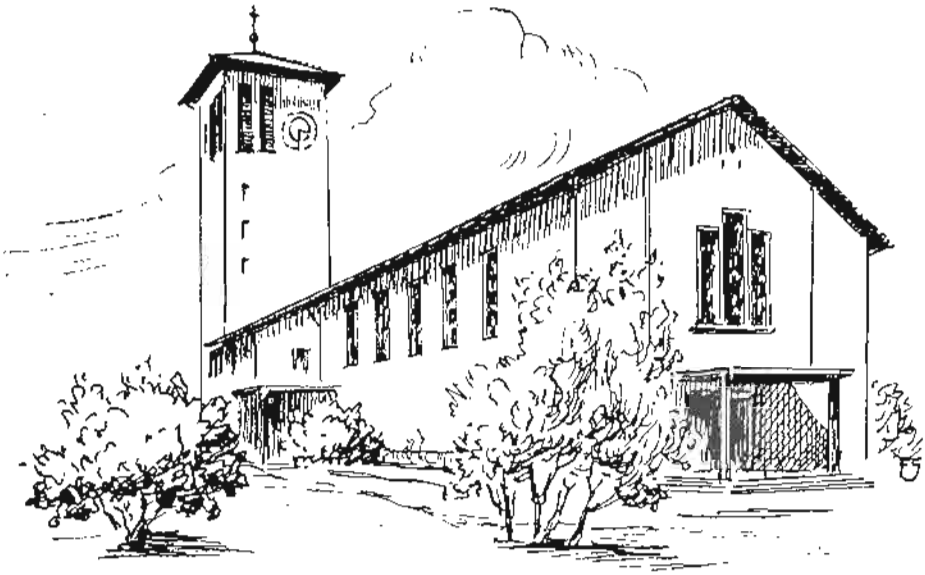
genheit, einmal im Jahr dem einsamen Dorf den Rücken zu kehren, um etwas von der Welt zu sehen.
Auf den Sonntag nach Johanni (24. Juni) fiel die Wallfahrt nach Johannesberg zur Johanniskirche. Diese Wallfahrtskirche stand außerhalb der Ortschaft auf einer hügeligen Wiese. An diesem Tag feierten die Johannesberger ihr Kirchweihfest. Die Wallfahrer nahmen an dem feierlichen Gottesdienst teil und erhielten den Johannesberger Ablaß.
Am 2. August pilgerten die Glaserhauer nach Kremnitz und besuchten dort die Andachten in der Schloß- oder Franziskanerkirche, um den Portiunkula-Ablaß zu gewinnen.
Die beliebteste und anstrengendste Wallfahrt der Glaserhauer war die 3tägige Pfingstwallfahrt nach dem 30 km entfernten Altgebirg. Dieser Wallfahrtsort lag in den Bergen zwischen der Großen Fatra und der Niederen Tatra, etwa 20 km nördlich von Neusohl (Banska Bystrica). Altgebirg (Staré hory) war das meist aufgesuchte Marienheiligtum in der Mittelslowakei. Die Wallfahrtskirche wurde 1448 zu Ehren der Mutter Gottes erbaut. Viele wundersame Heilungen und Gnadenerweise waren seitdem von der Mutter Gottes und vom Gnadenbrünnlein von Altgebirg bekannt geworden und wurzelten tief im Glauben der Menschen. Das Interesse an dieser Wallfahrt war daher sehr groß. In jeder Familie beriet man, wer heuer mitgehen dürfe und wer zu Hause bleiben müsse, denn Haus, Hof und Vieh konnten nicht 3 Tage allein gelassen werden.

Am Pfingstsamstag um 6 Uhr früh versammelten sich die oft bis 200 Teilnehmer mit dem Vorbeter, Fahnen- und Kreuzelträger bei der Kirche. Das Kreuz wurde mit Blumen und Rosmarinzweigen geschmückt. Den nötigen Proviant für die 3 Tage trugen die Frauen in Tücher gewickelt auf dem Rücken („Pial"), die Männer in einem Rucksack. Nachdem sie den Reisesegen erhalten hatten, gab der Vorbeter, er war auch der Wallfahrtsleiter, das Zeichen zum Aufbruch. Der Kreuzelträger trat an die Spitze des Zuges, die Fahnenträger folgten. Vom Turm läuteten die Glocken und mit einem Gebet setzte sich die Wallfahrt in Bewegung. Beim Kreuz auf der Emt wurde, wie bei jedem Wegkreuz, haltgemacht und ein Vaterunser gebetet. Diese kleine Rast benützten viele, sich die Schuhe auszuziehen und über die Schultern zu hängen. Über Feld- und Waldwege ging es in Richtung Oberstuben und dann weiter über dichtbewaldete Hügel und Berge bis nach Altgebirg. Litanei und Gebet wechselten mit Marienliedern. Dann kam der Rosenkranz: Perle um Perle glitt durch die Hände. Nur zweimal gab es eine kurze Rast, die dazu benutzt wurde, sich aus dem „Pial" und Rucksack für den Weitermarsch zu stärken. Wenn es steil bergauf und bergab ging, unterblieb das Singen. Auf dem Gipfel des höchsten Berges „am Gschad" lag manchmal noch Schnee. Endlich tauchte gegen 5 Uhr nachmittags

Altgebirg:
Kapelle am Gnadenbrünnl

der Turm der Wallfahrtskirche von Altgebirg auf. Die vergoldete Turmspitze glänzte im Sonnenschein, als hätten Engel eine große Kerze angezündet. Jetzt überkam die Wallfahrer erst die richtige Frömmigkeit. Die Erstlinge fielen auf die Knie und küßten die Erde. Die Fahnenträger zogen die Schutzhüllen von ihren eingerollten Fahnen. Der Wind trug ihnen schon das Glockengeläute entgegen. Niemand hatte den Glöckner bestellt. Es war der Tag der Glaserhauer und er wußte, daß sie auch heuer pünktlich ankommen würden. Mit Gesang und flatternden Fahnen zogen sie in die Wallfahrtskirche „Zur Mutter Gottes" ein. Nach einer kurzen Andacht wurden die Nachtquartiere aufgesucht. Es waren immer die gleichen. Viele schliefen in einem Saal nur auf Stroh. Die älteren

Leute versuchten, noch am Abend zu beichten und im Gebet der Mutter Gottes ihre besonderen Anliegen und Sorgen darzubringen und von ihr Hilfe und Schutz zu erflehen.
Am nächsten Vormittag fanden mehrere Gottesdienste statt und auch die letzten Teilnehmer nutzten die Gelegenheit, ihre Sünden zu beichten. Nachdem sie auch die Hl. Kommunion empfangen hatten, durften sie sich wieder den weltlichen Dingen zuwenden und daran fehlte es in Altgebirg nicht. Viele Verkaufsstände („Schäta") standen rings um die Kirche und boten schöne und begehrenswerte Sachen feil: Rosenkränze, Gebetbücher, Heiligenbilder, auch eingerahmt in allen Größen, seidene Tücher für Mädchen und Frauen, für die Männer und Burschen gab es herrliche Tabakpfeifen, Messer, Uhrenkettchen, geschnitzte Stöcke (Balaschken) u.a. Andenken mehr. Nur der Geldbeutel war bei den meisten zu klein. Es reichte kaum für ein Mitbringsel für die Daheimgebliebenen. Das Bestaunen und Anschauen nahm kein Ende.
Neue Wallfahrten trafen ein. Die slowakischen Frauen und Männer trugen buntgestickte, malerische Trachten. Es war ein erhebender Anblick, wenn am Nachmittag alle Wallfahrten mit ihren Fahnen an der Prozession zur Kapelle am Gnadenbrünnlein und zum Kreuzweg teilnahmen.
Nach der Abendpredigt wurde noch mit dem Organisten für den nächsten Morgen eine deutsche Messe vorbereitet, denn die Glaserhauer waren Pfingsten die einzige deutsche Wallfahrt in Altgebirg.
Montag morgen um 6 Uhr war die deutsche Messe. Nach einem kurzen Frühstück hieß es wieder Abschied nehmen von diesem heiligen Ort. Vor dem Weggehen kauften sich die Erstlinge noch ihre Kerzen. Auch für den Pfarrer daheim wurde ein Mitbringsel besorgt, es war meist eine Schleife für das Predigthemd. Wer ein Fläschchen dabei hatte, nahm Wasser vom Gnadenbrünnlein mit. Es sollte gegen Augenleiden helfen.
Gegen 7 Uhr ging es wieder zu Fuß auf dem gleichen Weg zurück nach Glaserhau. Vor Oberstuben wartete schon die Glaserhauer Blaskapelle. Mit Musik und Gesang zog die Wallfahrt ins Dorf und in die Kirche ein. Die Oberstübner hatten mit ihrer Nachmittagsandacht auf die Wallfahrt gewartet. Diese Andacht war eine willkommene Erholung, denn bis Glaserhau war immer noch ein Fußweg von 6 km zurückzulegen.
Indessen wartete man in Glaserhau schon gespannt auf die Rückkehr der „Altgebirgler". Der Pfarrer zog ihnen mit einer ansehnlichen Gruppe der Daheimgebliebenen bis zum Kreuz auf der Emt entgegen. Am späten Nachmittag trafen sie ein. Die Frauen und Kinder küßten das Wallfahrerkreuz und die Fahnen. Jeder wurde begrüßt mit: „Einen schönen Gruß von der Mutter Gottes von Altgebirg." Die Erstlinge zündeten ihre Kerzen an und in einer feierlichen Prozession mit dem Pfarrer und den Ministranten an der Spitze zogen sie durch das



Elisabethkirche (Wallfahrtskirche) in Ehningen

Heimatdorf in die Kirche, wo zum Abschluß das „Tedeum" gesungen wurde. Auch daheim begrüßte jeder Wallfahrer die Angehörigen und Bekannten ebenfalls mit: „A schen Gruß fei Mutta Gottis vom Altgepiag." Dieser Gruß war wohl das schönste Mitbringsel für alle. Für die Kinder gab es noch andere Geschenke, wie Rosenkranz, Heiligenbildchen, Zuckerpfeifchen oder Lebkuchenherzen. Auch das nicht aufgegessene Brot, das man als Wegzehrung mitgenommen hatte, wurde aufgeteilt und es schmeckte besonders gut, weil es bei der „Mutter Gottes" in Altgebirg war.

Die St.-Elisabeth-Wallfahrt in Ehningen

Der letzte deutsche Pfarrer in Glaserhau, der inzwischen verstorbene Dekan Msgr. Josef Pöss, baute in Ehningen bei Stuttgart die erste karpatendeutsche Wallfahrtskirche in Deutschland, die St.-Elisabeth-Kirche. Sie ist die katholische Pfarrkirche von Ehningen, wo Msgr. Pöss nach der Vertreibung bis zu seinem Tode als Pfarrer wirkte. In dieser Kirche wurde eine Kapelle zum Gedächtnis der 187 deutschen Männer von Glaserhau, die im September 1944 von Partisanen erschossen wurden, geweiht. Dieses Gotteshaus ist inzwischen zu einer Gedächtnisstätte der Karpatendeutschen geworden und jedes Jahr im September findet dort die Glaserhauer St.-Elisabeth-Wallfahrt statt.

Turmbau

Über den Turmbau 1926 schreibt Oberlehrer Josef Stric in seinen „Lebenserinnerungen":
Das Holz im oberen Turmteil war verfault. Das Turmgerüst drohte einzustürzen und mußte ganz erneuert werden. Den Bau leitete der Baumeister Paul Bello. Mit den Arbeiten wurde im März 1926 begonnen. Sie wurden von den Glaserhauer Zimmerleuten Johann Tienes mit Sohn, Haus-Nr. 2, und Bruder Josef Tienes, Haus-Nr. 331, ausgeführt. Die beiden unteren zwiebelartigen Kuppeln erhielten einen kleineren Durchmesser, dadurch bekam der Turm eine schlankere Form. Das Turmdach wurde mit Blech gedeckt und mit einem Blitzableiter versehen.
In der Blechkugel unter dem Kreuz befand sich eine silberne Dose, in der zwei Schriftstücke hinterlegt waren. Auf einem war das Baujahr der Kirche angegeben, das zweite Schriftstück enthielt die Renovierung des Turmes im Jahr 1866, wonach er neuerdings mit Schindeln durch Zimmermann Josef Szolosany aus Weinitz (Bojnica) gedeckt wurde.
Wir legten ein drittes Schriftstück mit dem Jahr der Renovierung 1926 und den Namen der Beteiligten bei:
Baumeister Paul Bello, Pfarrer Dr. Karl Bitterer, Lehrer Josef Stric und die Zimmerleute Johann Tienes mit Sohn und Bruder Josef Tienes.
Bei diesem Turmbau wurde auch das kleine Türmchen auf dem Kirchendach abgerissen. In diesem Türmchen, das dem großen Turm ähnlich sah, hing bis zum 9. September 1916 die kleine Glocke, mit der bei jedem Gottesdienst zur Wandlung geläutet wurde.
Es war die erste Glocke der Glaserhauer Siedler, die Peter Glaser aus seiner Heimat mitgebracht hatte und beim Bau der Kirche 1626/27 in diesem Türmchen sozusagen einen Ehrenplatz erhielt. Der Glockenstrang zum Läuten endete unten im Mittelgang der Kirche und wurde an einer Bank befestigt.

Übersetzung der nachfolgenden Urkunde vom Turmbau

Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit.
Der alte Turm, mit hölzernen Schindeln gedeckt, war im Laufe der Zeit so sehr verwittert, daß er schon einzustürzen drohte. Daher beschloß der Gemeinderat (= senatus repraesentativus?) der Gemeinde Skleno-Glaserhau die Wiederer-richtung der ganzen Spitze des Turmes. Zu diesem Zweck wurde von mehreren Angeboten das Angebot des Michael Ballo aus Mally Čepčin und des Zimmermanns Johannes Tienes aus Skleno angenommen, die sich verpflichteten, den Turm für 75 000 Kronen zu bauen.

Einweihung des Turmkreuzes 1926

Die Arbeiten wurden im März 1926 begonnen, die Zimmermannarbeiten führte Johannes Tienes aus Skleno Nr. 2 aus, ein sehr kundiger Zimmerermeister, dem sein jüngerer Bruder Josef Tienes behilflich war.
Das Kreuz selbst wurde am 27. Juli 1926 am Festtag des Hl. Pantaleos nach der Meßfeier dem Turm aufgesetzt, bei welcher Gelegenheit der Ortspfarrer Dr. theol. Karl Bitterer beim treuen Volk, das aus eigenen Mitteln den Turm errichtet hatte, bei der Einweihung eine Versammlung hielt. Ich halte es für wichtig noch anzuführen, daß der Patron, die Stadt Kremnitz, auf Betreiben der Mitglieder der Kommunisten und Sozialdemokraten, uns zur kostenlosen Stellung von 65 cbm das Holz verneinte, und deshalb erbauten die treuen Seelen aus ihren eigenen Mitteln den Turm; ihnen sei für diese Großherzigkeit zusammen mit dem reichlichen Segen Gottes der tiefe Dank der künftigen Generationen!

Zu dieser Zeit waren in Skleno-Glaserhau:
Gemeinderichter: Johann Bielesch, Nr. 231
Vizerichter: Johann Bielesch, Nr. 143
Tempelhüter (wohl Mesner): Josef Daubner („Schützel") und Franz Lichtner („Jiaglhones")
Organist: Lehrer Emil Gröbl

Skleno-Glaserhau, 27. Juli 1926

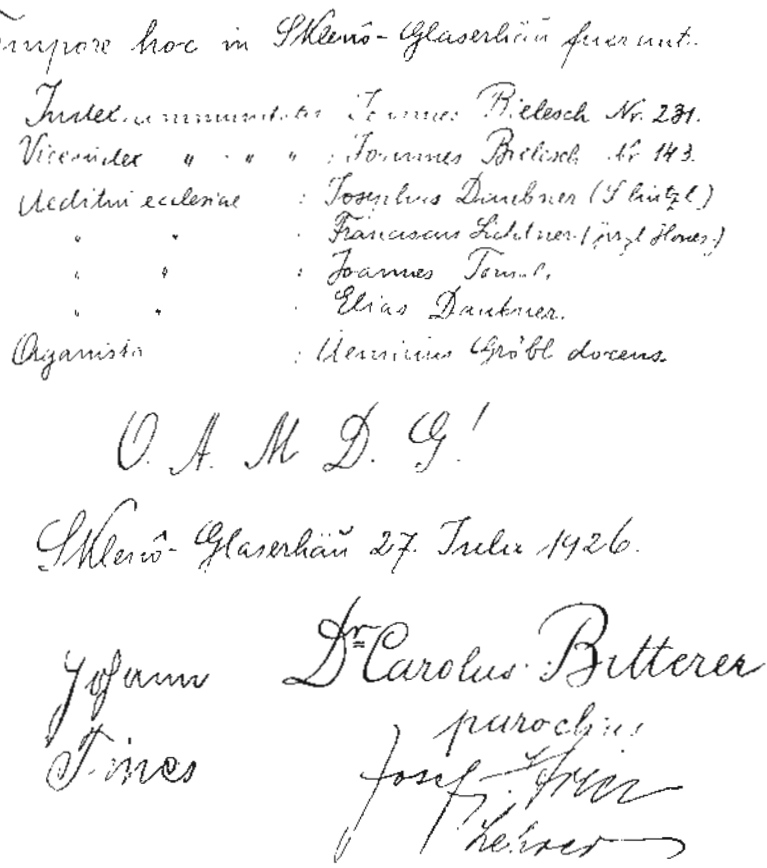
A M! + L. J. Ch!

(1) In nomine Sanctissimae Trinitatis!

Turris antiqua, scandulis lignis tecta successu temporis adeo corrosa erat, quod iam corruere minaretur. Ideo anno Domini 1926 senatus repraesentationis communitatis Sklenô-Glaserhäu decrevit reaedificationem totius cacuminis turris. Hunc in finem ex pluribus praeliminaribus acceptatum est praeliminare Michaelis Ballo ex Malý Čepčín et Joannis Tienesz asciarii Sklenôensis, qui se deobligarunt turrim pro 75000 (septuagintaquinque millia) coronarum praetio esse confecturos.

Labores inchoabantur mense Maii a. 1926, labores asciarios perfecit Joannes Tienesz ex Sklenô Nr. 2., magister asciarius peritissimus, cui adiutorem manum praebuit eius frater natu minor Josephus Tienesz.

Crux ipsa die 27-a Julii a. 1926. in festo Sti Pantaleonis post S. Missae sacrificium turri apposita est, qua occasione ipsam parochus Localis Doctor Theologiae Carolus Bitterer crucem benedicendo ad populum fidelem, ex propria pena sumptus ferentem, concionem habuit. Memoria dignum censeo adnotare, quod patronus, Civitas Cremnicium, ad gratis dandum materiale 65 m³, agentibus membris communistis et socialdemocratis, nobis ligna aedilia praestare denegavit, et ideo fideles ex propriis sumptibus aedificarunt turrim, quibus sit pro hac liberalitate una cum larga Dei benedictione simul profunda gratitudo futurarum generationum!



Tempore hoc in Sklenô-Glaserhäu fuerunt.

Indexmunitatis Joannes Bielesch Nr. 231.
Vicesindex " " " : Joannes Bielesch Nr. 143.
Aeditui ecclesiae : Josephus Daubner (Schützl)
" " : Franciscus Lichtner (Jürgl Hones)
" " : Joannes Tomsch.
" " : Elias Daubner.
Organista : Aemilius Gröbl docens.

O. A. M. D. G.!

Sklenô-Glaserhäu 27. Julii 1926.

Johann Tines

Dr. Carolus Bitterer
parochus
Josef Stric
Lehrer

Dokument vom Turmbau 1926; verfaßt von Pfarrer Dr. Bitterer am 27. Juli 1926 in lateinischer Sprache. Dieses Dokument wurde bei der Renovierung des Turmes 1981 der Blechkugel unter dem Kreuz entnommen und von S. Stric fotokopiert.

Die Glocken

Peter Glaser und seine Siedler sollen aus ihrer Heimat eine kleine Glocke mitgebracht haben, die vom Turm der ersten Kirche zum Gebet läutete und die Gläubigen zum Gottesdienst rief.
Wann nach dem Bau der jetzigen Kirche die drei anderen Glocken gekauft wurden, wissen wir nicht.
Am 9. September 1916 erschien der Oberstuhlrichter (Landrat) aus Bad-Stuben

in Glaserhau und forderte den Pfarrer Karl Turek auf, die Glocken, bis auf eine, für Kriegszwecke zu übergeben. Die größte Glocke, die man nicht durch das Turmfenster brachte, blieb so den Glaserhauern erhalten. Die zwei anderen und auch das 1. Glöckchen der Glaserhauer wurden abmontiert, zur Station Oberstuben in einen Waggon verladen und nach Pilsen (zum Guß von Geschützen) abtransportiert.
Erst 1937 kaufte die Gemeinde drei weitere Glocken, so daß die Glaserhauer Kirche bis zur Aussiedlung ein Geläute von 4 Glocken hatte:

1. Die größte, 1916 nicht beschlagnahmte Glocke, wurde 1838 von Wilhelm Bernhard in Schemnitz gegossen. Sie trägt die Inschrift:

   GLORIA IN EXELSIS DEO
   DA HONOREM B. MARIE NATAE
   REGINAE ANGELORUM

   Dieser lateinische Text hat übersetzt folgenden Wortlaut:

   „Ehre sei Gott in der Höhe,
   gib Ehre der glückseligen Maria,
   der geborenen Königin der Engel."

   Unter dem lateinischen Text stehen einige Verszeilen aus Schillers „Lied von der Glocke":

   Hoch auf des Turmes Stube
   da wird es von mir zeugen laut
   noch dauern wird's in späten Tagen
   und rühren vieler Menschen Ohr
   und wird mit den Betrübten klagen
   und stimmen zu der Andacht Chor.

2. Die mittlere Glocke wurde von den Urbarialisten in Glaserhau gestiftet und von Richard Herold, Komotau, 1937 gegossen. Sie trägt folgende Inschrift:

   Es walte Gott und der heilige Wendelin!
   Der Name des Herrn sei gebenedeit
   von nun an bis in Ewigkeit.

   Heiligstes Herz Jesu
   erbarme dich unser!
   Jede gute Gabe und jedes vollkommene

3. Auf der dritten Glocke können wir folgenden Text lesen:

   Geschenk kommt von oben, vom Vater
   der Lichter. Jak. 1. 17
   mich goß Richard Herold, Komotau, 1937.

4. Die vierte und kleinste Glocke:

Bitte für uns hl. Florian,
daß uns das Feuer nicht schade.
Feuerbrände 1933—34

Komotau, 1937.

Priester aus Glaserhau

Am 3. Juli 1977 feierte Priester Peter Daubner in Esch seine Primiz. Viele Glaserhauer Landsleute sowie ein großer Teil der Einwohner von Esch, in deren Mitte der Neupriester aufwuchs, nahmen an der Feier ergriffen Anteil.
Seine Eltern, Johann und Helene Daubner, stammen aus Glaserhau. Sie wurden 1946 in die DDR ausgesiedelt. Die Familie kam über das Lager Uelzen nach Növenthin/Niedersachsen, wo Peter Daubner als zweites von vier Kindern am 13. Juni 1949 geboren wurde. In der Not jener Zeit erkrankte das Kind schwer und mußte über ein Jahr in der Universitätsklinik Göttingen und im Landeskinderkrankenhaus Bad Sachsa zubringen, während die Eltern bereits im Zuge der Binnenwanderung nach Esch im Rheinland kamen, wo sie ansässig wurden und eine neue Heimat fanden.
Lassen wir den Priester selbst über seine Jugend und seinen Weg zum Priestertum und Ordensstand berichten:
„Ostern 1955 wurde ich in die Katholische Volksschule in Esch eingeschult, die ich erfolgreich mit dem achten Schuljahr schloß. Da ich weiterstudieren wollte, besuchte ich von Ostern 1963 bis Ostern 1965 in Jammelshofen/Eifel eine von den Salvatorianern geleitete Aufbauschule. Von dort wurde ich 1965 in die Untertertia des Hermann-Josef-Kollegs in Steinfeld/Eifel eingestuft. In diesem altsprachlichen Gymnasium absolvierte ich 1970 erfolgreich mein Abitur.
Da meine Eltern sich bemühten, meine Geschwister und mich im römisch-katholischen Glauben und in sozialer Ausrichtung zu erziehen, wollte ich schon von klein auf einen Beruf im Dienste der Mitmenschen ergreifen und beschloß, Ordenspriester zu werden. So trat ich nach dem Abitur am 10. Oktober 1970 als Novize in den Orden der Salvatorianer ein. Im Wintersemester 1971/72 begann ich an der Phil.-theol. Hochschule Passau meine Studien. Nach dem Vordiplom ging ich im Sommer 1973 für ein Jahr an die Universität Innsbruck und danach wieder zurück nach Passau. Dort wurde mir am 26. Juli 1976 der akademische Grad ‚Diplomtheologe' verliehen. In diesem letzten Jahr bereitete ich mich auf die Priesterweihe vor, die ich am 26. Juni 1977 durch die Handauflegung und das Gebet des Bischofs Antonius von Passau empfangen habe.
Nach meiner Primiz wurde ich als Ordenspriester entsprechend eingesetzt.

Der erste Priester aus Glaserhau: Pfarrer Peter Daubner

Meine erste Stelle war in Münster/Westfalen, wo ich in einer von den Salvatorianern geleiteten Pfarrei vorwiegend in der Schule und in der Jugendseelsorge tätig wurde."

Ordensschwestern aus Glaserhau

Daubner Paula, Sr. Adelis, geb. 14. 10. 19 in Glaserhau Nr. 266, eingetreten bei den Armen Schulschwestern Unserer Lieben Frau im Februar 1936 in Neu Oder-

Glaserhauer Ordensschwestern, links Klara Wollner

berg/CSR. Einkleidung erfolgte am 4. 6. 41 in Breslau. Ewiges Gelübde abgelegt am 5. 8. 48 in München.

Turzer Ludmila, Sr. Cordula, geb. 27. 2. 23 in Glaserhau Nr. 7, eingetreten bei den Boromäusschwestern im Juli 1934 in Olbersdorf/CSR, Ablegung der Gelübde 1946, ist in Jägerndorf/CSR als Krankenschwester im Altersheim für ehemalige Ordensleute in der medizinischen Betreuung tätig.

Latzko Magdalena, Sr. Margarete, geb. 28. 7. 35 in Glaserhau Nr. 67, eingetreten bei den Ritaschwestern in Würzburg im April 1953, eingekleidet am 21. 4. 56

in Würzburg. Ewiges Gelübde abgelegt am 26. 4. 61 in Würzburg im Mutterhaus der Ritaschwestern. Sie ist als Krankenschwester in 8702 Gramschatz tätig.

Michele Edith, Sr. Eleonore, geb. 27. 9. 35 in Glaserhau Nr. 116, eingetreten bei den Armen Franziskanerinnen vom hl. Franziskus am 7. 12. 54. Ewiges Gelübde abgelegt 1962 im Mutterhaus Aachen.

Metzele Maria, Sr. Callestene, geb. 20. 1. 40 in Glaserhau Nr. 345, eingetreten bei den Armen Schulschwestern Unserer Lieben Frau im September 1952 in München, eingekleidet am 20. 8. 60 in München. Ewiges Gelübde abgelegt am 21. 8. 66 im Mutterhaus in München. Jetzt Lehrerin in Schwarzenfeld.

Kappl Ursula, Sr. Camilla, geb. 21. 3. 49 in Neukirchen, Niedersachsen, eingetreten in den Boromäusorden am 8. 3. 77 im Mutterhaus Trier. Ist zur Zeit Krankenschwester in Ahrweiler.

Wollner Klara, Sr. Maria Claresis, geb. 7. 1. 28 in Blaufuß, wohnhaft in Glaserhau, wo ihr Vater Direktor der Bürgerschule war. Sie ist am 3. 1. 55 in das Säkularinstitut der Schönstätter Marienschwestern eingetreten. Das ewige Gelübde abgelegt am 8. 12. 63 im Mutterhaus Berg Schönstatt, 5414 Valendor/Rhein. Sie ist als Rektorin für körperbehinderte Kinder im Haus Bergfeld, 5561 Eisenschmitt/Eifel tätig.

Kirchliches Brauchtum

Advent

Mit dem ersten Adventsonntag, vier Wochen vor dem Weihnachtsfest, begann das Kirchenjahr. Es war die Zeit der Vorbereitung und Erwartung der Geburt Christi. Entsprechend ernst war auch das Leben im Ort. Während der Adventszeit fanden weder Tanzvergnügungen noch Hochzeiten statt. Die täglichen Roratemessen wurden schon um 6 Uhr früh gefeiert und von vielen Andächtigen, auch von den entferntesten Oberörtlern, gern besucht. Noch schlaftrunken, trippelten wir Kinder mit der Mutter oder mit den älteren Geschwistern in den kalten Morgenstunden durch den Schnee zur „Rorate". Gelblich flackerten die Kerzenlichter im Halbdunkel der Kirche. Betend saßen die Leute in den Bänken vor ihren aufgestellten Wachsstöckchen oder Kerzen und feierlich klangen die Adventslieder „Tauet Himmel den Gerechten . . .", „Herr send' herab uns deinen Sohn . . ." und andere, in denen die Sehnsucht nach dem Erlöser zum Ausdruck kam.

Um diese Zeit war meistens schon der Winter eingekehrt. An den langen Abenden rückten die Menschen in den warmen Stuben zusammen. Es wurde fleißig gestrickt, gesponnen und viel erzählt. Es war die Zeit der langen Nächte, wo im Volksglauben die Hexen und Gespenster ihr Unwesen trieben.
Um Geld zu sparen, wurden die Geschenke für die Kinder selber gebastelt. Die alten Holzpuppen bekamen neue Kleidchen und Hauben, die Holzpferdchen mit Wagen wurden neu angestrichen, und auch die kaputtgegangenen Teile wurden bis Weihnachten ausgebessert und hergerichtet.

Nikolaustag

Dem heiligen Nikolaus wurde in den früheren Jahren in Glaserhau kaum Beachtung geschenkt. Erst nach dem Ersten Weltkrieg brachten die sudetendeutschen Lehrer den Brauch der Nikolausfeier aus ihrer Heimat nach Glaserhau. Eine Schülerin aus der Klasse des Lehrers Kurzka berichtet von dem ersten Nikolausbesuch in ihrer fünften Klasse: Der Nikolaus erschien als Bischof mit einem dicken Buch unter dem Arm, in welchem unsere guten und schlechten Eigenschaften und Taten niedergeschrieben waren. In seiner Begleitung befand sich der Krampus, als Teufel verkleidet, mit einer Kette und Besenrute. Er trug einen gefüllten Sack auf dem Rücken, aus dem er für die braven und fleißigen Schüler Äpfel und Nüsse verteilte, die faulen und frechen bekamen eine Kartoffel und den Rutenbesen zu spüren. Nikolausfeiern wurden dann auch im Turnverein und in anderen Vereinen durchgeführt. Später war der Nikolaus für die Kinder, wie auch heute, der gute, gerngesehene Mann und Freudenbringer.
Am 12. Dezember war der Tag der heiligen Luzia. Viel Brauchtum rangte sich um diese Gestalt. Obwohl die hl. Luzia eine Märtyrerin war, die bei der Christenverfolgung um das Jahr 303 hingerichtet wurde, hat der Volksglaube aus ihr im Laufe der Zeit, unverständlicherweise, eine Schreckensgestalt gemacht, die vor Weihnachten Unruhe und Schrecken verbreitete.
Mit dem Tag der hl. Luzia hatte folgender, früher geübter Brauch, sicher auch nichts zu tun. Im Unterort beim Hikl führte über das Wehr am Mühlbach ein Steg aus Baumstämmen. In den Steg wurde an diesem Tag mit einem Schlag ein Nagel hineingetrieben. Am Heiligen Abend mußten ihn die Hexen mit den Zähnen herausziehen, wobei man glaubte, die richtigen Hexen sehen und erkennen zu können.
Der Luziatag war einst für den Stierwärter der große Zahltag. Er ging mit einer Trompete von Hof zu Hof, um von den Bauern sein Deputat an Getreide und Kartoffeln abzuholen. Er bedankte sich in jedem Hof mit einem Ständchen auf

seiner Trompete. In letzter Zeit kam dieser Brauch außer Übung. Die Bauern mußten ihren Ablieferungsanteil für die Stierhaltung dem Wärter ins Haus liefern.

Weihnachten

Weihnachten war das große Fest der Familie. Alle Angehörigen, wenn sie noch so weit entfernt auf Arbeit waren, kamen heim, um das Weihnachtsfest im Kreise der Familie zu verbringen. Wir erlebten noch eine Weihnachtsstimmung, die sich unsere heranwachsende Jugend von heute wohl kaum mehr vorstellen kann. Es war nicht allein die prächtige Winterlandschaft, sondern mehr der Glaube an das Wunder der Weihnacht und die wahrlich, noch kindlich reine Freude bei jung und alt über die Geburt des Heilands und Erlösers, die diese Stimmung um die Weihnachtstage so schön machten.
Wir kannten noch keine, durch raffinierte Geschenkreklame angepriesenen Wunschzettel für besondere Geschenke wie heutzutage, sondern wir bastelten in den Wochen vor Weihnachten die kleinen Weihnachtsfreuden für die Kinder selbst. Die Mädchen fertigten aus Bunt- und Kreppapier Blumen, Rosen, Sterne und anderen Schmuck für den Christbaum, den der Vater schon im Sommer oder Herbst im Wald ausgesucht hatte, und nun vor dem Heiligen Abend heimholte.
Die Tage vor dem Heiligen Abend waren besonders für die Frauen mit viel Arbeit ausgefüllt. Es mußte gewaschen, die Wohnung geputzt und die Weihnachtsbäckerei wie „Striezel" (zopfartig geflochtener Weihnachtsstollen), die „Mohhänela", „Pokanzl", „Loketschen" und „Pläzla", gebacken werden. Jede Hausmutter versuchte, auch mit wenigen Mitteln das Weihnachtsfest so schön wie möglich zu gestalten.

Der Heilige Abend

Die Mutter war am Vormittag noch mit dem Backen der letzten „Peltschn" (Quark- und Mohnkuchen) und Plätzchen beschäftigt. Die Kinder waren heute braver als sonst und durften dafür die ersten Süßigkeiten verkosten. Die größeren mußten schon mithelfen, Haus und Hof in Ordnung zu bringen. Für die Feiertage mußte ein Vorrat an Viehfutter geschaffen werden. Man wollte an diesem Tag mit den täglichen Arbeiten bis Mittag fertig sein, um sich am kur-

zen Nachmittag ganz den letzten Vorbereitungen auf den Heiligen Abend widmen zu können.
Der Christbaum wurde aufgestellt. In manchen Familien wurde er über dem Tisch mit dem Gipfel an einen Deckenbalken gehängt. Das Schmücken übernahmen die älteren Mädchen oder die Mutter. Der Vater versorgte heute früher als sonst das Vieh im Stall. Nach altem Brauch bekam jedes Rind ein Stück Gebäck (Peltschn oder Loketschn) mit verschiedenen Gewürzpflanzen und Kräutern garniert. Auch das Vieh sollte merken, daß es sich heute um einen besonderen Tag handele. Danach kam der Vater mit einem Tontopf, in dem sich auf glühender Holzkohle einige Stangen Johanniskraut und andere geweihte Kräuter befanden, die für kurze Zeit Rauch entwickelten, und mit diesem rauchenden Gefäß schritt er durch den Stall. Der Rauch sollte das Vieh vor Krankheit und Unfall schützen.
Bei Einbruch der Dunkelheit läuteten die Glocken den Heiligen Abend ein. Während des Gebetläutens eilten Vater, Großvater und die erwachsenen Kinder in den Garten und schüttelten die Obstbäume, damit sie im kommenden Jahr reichlich Obst tragen. Um die Stämmchen der jüngeren Bäume wurde zusätzlich ein Strohseil gebunden.
In der Stube wurde inzwischen der Tisch gedeckt. Alles, was auf den Tisch kam, hatte im Volksglauben der Familie eine besondere Bedeutung und wurde seit Jahrhunderten von einer Generation an die andere weitergegeben. Zuerst wurde der Tisch mit einem aus eigener Erzeugung gewonnenen leinernen Sätuch gedeckt, damit der neugeborene Sohn die neue Saat gut gedeihen lassen und das Getreide vor Hagel und Unwetter schützen solle. Über das Sätuch wurde eine Tischdecke gebreitet. Auf den Tisch, meist auf der äußeren Ecke der Tischplatte, wurde ein Getreidesieb (Raita) gestellt, in das ein Laib Brot, Obst, Zwiebeln, Knoblauch und ein paar Stangen geweihter Kräuter gelegt wurden. Nachdem sich alle gewaschen und Sonntagskleider angezogen hatten, versammelten sich die Familienmitglieder nach und nach in der Stube und nahmen am Tisch Platz.
Als letzte kam die Mutter mit einer brennenden Kerze aus der Küche und begrüßte die Familie mit „G'lobt zesis Christis emara Jesula." (Gelobt sei Jesus Christus um ein neues Jesulein.) Alle antworteten: „Nebigkeit em zwa" (in Ewigkeit um zwei). Dann stellte die Mutter die Kerze in einen Kerzenhalter auf den Tisch. Nun entzündete man die Kerzen auf dem Christbaum. Die Mutter brachte inzwischen das Essen auf den Tisch. Es gab Äpfel, Nüsse, Käspeltschn (Quarkkuchen), Pokanzln oder Loketschn, dann Striezel. Oblaten und Honig, eine Flasche „Prampai" (Schnaps). So reichlich wurde der Tisch nur am Heiligen Abend gedeckt. Vor dem Essen erhoben sich alle zum Tischgebet, das der Hausvater laut vorbetete, für alle Gaben auf dem Tisch dankte und auch der Verstorbenen gedachte.

Nach dem Beten schenkte sich der Großvater als erster ein Gläschen Prampai ein, erhob das Glas mit dem Wunsch: „Helf Gott, dos ba ach dja nächstn Beinochtn bida medananda sei" (Helfe Gott, daß wir auch die nächsten Weihnachten wieder beisammen sind) und trank es aus. Dann wanderte das „Stamperl" (Schnapsglas), immer wieder neu gefüllt, von einem Erwachsenen zum anderen. Alle erhoben das Glas mit einem „helf Gott", die anderen antworteten „sengs Gott". Wir Kinder mußten zuerst ein Stück „Käspeltschn" essen, damit uns im Sommer beim Viehhüten die Mücken und Brehma nicht stechen. Erst dann gab es das Beste, die Oblaten mit Honig. Das Hauptessen bestand aus Pokanzln oder Loketschn, die mit einer Mohngieß oder Quarkgieß angerichtet waren. Alle langten kräftig zu, denn der Hunger war groß. Der Heilige Abend war ein strenger, fleischloser Fasttag, der eingehalten werden mußte, so daß seit dem Frühstück nichts mehr gegessen worden war. Nach den Pokanzn gab es noch verschiedene Striezeln zu verkosten. Der Großvater zerschnitt einen großen Apfel in so viele Teile als Angehörige zu Tische saßen. Er tat dies sehr vorsichtig, denn wenn er einen Kern zerschnitt, dann müßte man damit rechnen, daß im kommenden Jahr aus der Familie jemand sterben würde. Jedes Familienmitglied bekam ein Stück Apfel, damit die Familie auch weiterhin beisammen bleibt und einander beisteht.

Nun schloß sich Brauch an Brauch. Wer zuerst aufsteht und den Tisch verläßt, wird als erster sterben. Für alle opferte sich jedes Jahr die Großmutter und verließ als erste den Tisch. Auch wurde genau auf die Kerzenflamme geachtet. Wem sie sich zuneigte, sollte auch als erster sterben. Was beim Essen auf den Boden fiel, durfte nicht aufgehoben werden, sondern mußte für die armen Seelen liegen bleiben.

Nach dem Essen kam dann das „Jesela" (Christkind), dargestellt von einem erwachsenen Familienmitglied oder Nachbar. Es kündigte sich durch ein Gepolter an der Flurtür an, klingelte mit einer kleinen, hellen Glocke (Measchala) im Flur, klopfte an die Zimmertür, öffnete einen kleinen Spalt und begann mit verstellter Stimme: „Jesulein süß, mich wrais ei Wüß, i ko net lang steh', mu beit a geh", rief den Namen des Kindes und fragte: „Boast ach brav, konst ach betn?" Nachdem das Kind ein kleines Gebet aufgesagt hatte, schob das Christkind das Weihnachtsgeschenk durch den Türspalt ins Zimmer. Die Mädchen bekamen eine kleine Wiege mit einer Holzpuppe darin, die Buben ihre Holzpferdchen mit Wagen. Die größeren Kinder erhielten meist nur einen Apfel mit einem eingesteckten Geldstück. Mit einem nochmaligen Klingeln und einer Aufforderung an die Kinder, brav zu bleiben und fleißig zu beten, verabschiedete sich das Jesela. Die Freude der Kinder war groß und mit ihnen freute sich die ganze Familie. Ein gegenseitiges Beschenken der Erwachsenen, wie heute, war daheim nicht üblich.

In anderen Örteln der Gemeinde erschien das Jesela als ein verkleideter Kobold im Zimmer und trug neben den Geschenken auch eine Rute, die er aber nicht bei den Kindern, sondern aus Jux bei den größeren Mädchen und jungen Frauen anwendete. Er teilte die gleichen Geschenke aus, ermahnte die Kinder, brav zu bleiben und fleißig zu beten, und verließ das Zimmer. Heiratslustige Mädchen versuchten, ihr Glück für das kommende Jahr mit folgendem Brauch zu erkunden. Sie holten im Dunkel der Nacht von dem an der Hauswand aufgeschichteten Holz einen Armvoll Scheitel für die Küche. Kam beim Zählen der Holzscheite eine gerade Zahl heraus, waren die Heiratsaussichten gut — bei einer ungeraden Zahl nicht so rosig.

Den weiteren Abend verbrachte die Familie mit Warten und Essen von Äpfeln und Nüssen, bis endlich die Kirchenglocken erklangen und zur Christmette riefen. Die Oberörtler und alle, die einen weiten Weg bis zur Kirche hatten, mußten schon viel früher aufbrechen, um einen Platz in der Kirche zu bekommen; denn an diesem Abend wollte sich niemand das feierliche Amt entgehen lassen. Auch wenn wir Kinder noch so übernächtigt waren und froren — es war ein schönes Erlebnis, im tiefen Schnee durch das verschneite Dorf zu stapfen und zu sehen, wie von allen Seiten die Leute mit einer flimmernden Laterne durch die dunkle Nacht in die Kirche strömten, um die Geburt Christi mitfeiern zu können. Die mit Christbäumen geschmückte Kirche erstrahlte im festlichen Glanz. Kaum war der Priester vor den Altar getreten, zog der Organist alle Register der Orgel und leitete das feierliche Mettenamt ein. Ergriffen und frohen Herzens sang die ganze Kirchengemeinde die schönen alten Weihnachtslieder mit, und so manchem klang auf dem Heimweg das „Stille Nacht, heilige Nacht" im Herzen weiter.
Das erste Kind, das nach der Mette nach Hause kam, eilte zuerst zur Stalltür und rief: „Hui, hui an ham, benn da dich v'irrst, komm an ham", damit im kommenden Jahr das Vieh, sollte es sich im Wald verlaufen, wieder nach Hause fände. Nach der Mette durfte schon Fleisch gegessen werden, aber niemand dachte daran, denn die kalten Mohpokanzln schmeckten jetzt noch besser als am Abend. Der Tisch wurde an diesem Abend nicht abgeräumt, sondern erst am nächsten Morgen wurde alles, was an Speiseresten, Apfel- und Nußschalen übrig blieb, als „Bainochtsgeprekl" (Weihnachtsgebröckel) in einem Tuch aufbewahrt und damit bei Vieherkrankungen der Stall ausgeräuchert.
Ein weiterer Höhepunkt des Weihnachtsfestes war der erste Feiertag, der Heilige Tag. Er wurde um sieben Uhr mit dem Hirtenamt eingeleitet, bei dem die Kinder mit besonders eingeübten Liedern mitwirkten. Um 10 Uhr folgte das feierliche Hochamt mit Aussetzung des Allerheiligsten (Monstranz) und Predigt. Anschließend war das Aspergesme (Besprengung der Gläubigen mit Weihwasser).

Während des Gottesdienstes erklangen die Weihnachtslieder, welche die Leute von klein auf kannten:

1. Ihr Musikanten allzumal, lobt Gott im Himmelssaal;
   [: weil Christus heut geboren ist zu Bethlehem im Stall :]
   Kommt, modulieret groß und klein, kommt mit der Hirtenschar;
   [: kommt, triumphieret insgeheim, ihr Engel, kommet all! :]

2. Gloria, gloria, in excelsis Deo!
   Also singen die Engelein, welche dienen dem Kindelein.
   Gloria, gloria, in excelsis Deo!

3. Freud, über Freud, ja Freud verkünd ich euch:
   Christus ist uns heut geboren, von der Jungfrau, auserkoren.
   Freud, über Freud, ja Freud verkünd ich euch.

4. Ich grüße dich zu tausendmal, tausendmal, Jesus in dem kalten Stall.
   Oh holdseliges Kindelein, durch die Frost und Kälte dein,
   vergib mir die Sünde mein, oh du mein Erlöser, mein!

5. Ich war auf dem Feld, da alles geschlafen;
   verließ ich das Zelt und hüte die Schafe.
   Da schau, auf einmal da kam in den Stall
   ein glänzender Strahl.
   Ich sah hin und her, die Schäflein erwachen;
   was nun dieses wär, ich wollt mich aufmachen.
   Da kam bald gerennt ein Bote behend
   und sagt: Gottes Sohn lebt; und sagt: Gottes Sohn lebt!

6. Gestern abend bei der Nacht bei mein'n lieben Schäflein wacht.
   Kam ein schöner Bub zu mir, sagt mir etwas Hübsches für.
   Sagt zu mir, ich sollt aufstehn und nach Bethlehem hineingehn.

   Da hab ich mich sehr erschreckt, daß mich schier der Tod gestreckt.
   Ist mir das nicht g'fallen ein, daß es sollt ein Engel sein.
   Wie ich hab die Flüglein gesehn, tu ich gleich vom Bett aufstehn.
   Frag ihn, was er Neues hat gebracht, bei so kühler, finstrer Nacht.

Natürlich sang man auch die im ganzen deutschen Sprachraum bekannten Weihnachtslieder, wie:

Stille Nacht, heilige Nacht . . .
Zu Bethlehem geboren . . .
Es ist ein Ros entsprungen . . .
O du fröhliche . . .
Freue dich Erd und Sternenzelt . . .

Um 14 Uhr fand die feierliche Vesperandacht statt. Dazu wurden links vom Altar, unter dem Missionskreuz, auf einem Podium gepolsterte Stühle für den Priester und die Ministranten aufgestellt. Auf den Polsterstühlen zu sitzen, war der Stolz jedes Ministranten. Nun begann der Vespergesang. Es war ein lateinischer Wechselgesang zwischen Priester und Organist. Mit dem „Genitóri, Genitóque" und dem Segen wurde die feierliche Andacht beendet.
Für die männliche Jugend war der erste Feiertag ein besonders wichtiger Tag. Am Abend fand die Wahl des Altknechtes, des Tanzmeisters und des Kassiers für das folgende Jahr statt. Der Altknecht war meist ein Unterörtler, den Tanzmeister stellte der Oberort und der Kassier konnte auch aus dem Mittelort kommen. Alle drei mußten sich um die Organisation der Veranstaltungen kümmern und hatten bei der männlichen Jugend für Ordnung und Ruhe in der Kirche, bei den Tanzveranstaltungen und bei anderen Feierlichkeiten zu sorgen.
Am zweiten Feiertag, dem Festtag des heiligen Stephanus, wurden die Gottesdienste wie an einem Sonntag gehalten. Um 1/28 Uhr früh Schülergottesdienst und um 10 Uhr das Hochamt für die Erwachsenen.
Am Fest der Unschuldigen Kinder (28. Dezember) waren die kleinen Kinder, begleitet von ihren Müttern, zur Segnung in die Kirche geladen. Theatervorstellungen und Tanzvergnügungen bildeten den Abschluß der Weihnachtswoche.

Der Silvesterabend

Der letzte Abend im abgelaufenen Jahr wurde ähnlich begangen wie der Heilige Abend. Zeitig am Nachmittag wurde Haus und Hof in Ordnung gebracht, denn am Ende des Jahres durfte nichts, was zu erledigen war, mit ins neue Jahr genommen werden. Auch Schulden wurden bezahlt, soweit dies möglich war. Gewöhnlich um 6 Uhr abends wurde die letzte Andacht des Jahres in der Kirche gehalten. Sie war immer sehr gut besucht. Jeder wollte im alten Jahr nochmals für alles Gott danken. Die Blaskapelle der Feuerwehr verschönte mit musikalischen Einlagen die Silvesterandacht. Der Pfarrer gab einen Rückblick über das ganze Jahr. Es wurden alle Geburten, Sterbefälle, Hochzeiten und die Finanzlage der Pfarrei bekanntgegeben. Mit einem Dankgebet endete die Andacht.
Das Abendessen war in seiner Zusammensetzung etwas anders und einfacher als am Heiligen Abend, aber doch ein besonderes Festessen. Am Abend fand im Kulturheim der traditionelle Feuerwehrball statt. Man wollte die letzten Stunden des Jahres fröhlich verbringen. Schlag 12 Uhr drehte der Wirt das Licht für kurze Zeit aus und im Licht des neuen Jahres spielte die Musikkapelle einen Tusch, die Leute wünschten sich gegenseitig „a gleklichs nais Joa" (ein glückliches neues Jahr) und tanzten weiter in das neue Jahr hinein.

Der Neujahrsmorgen brachte den Kindern große Freude. Sie gingen in die Nachbarschaft und zu den Verwandten „Neujahrwünschen": „G'lobt zesis Christis, emara neis Joa. I binsch eich a g'sonds neis Joa" (Gelobt sei Jesus Christus um ein neues Jahr. Ich wünsche euch ein gesundes neues Jahr). Die erhaltenen Geldstücke wanderten in die Hosentaschen und wurden unterwegs immer wieder nachgezählt.
Auch die Dorfärmsten, für die die Gemeinde sorgen mußte, gingen von Haus zu Haus und sagten ihr Sprüchlein auf: „Binsch i, binsch i bos, hota bos, getma bos, hota nischt, getma nischt. A ida Eck nd Seit stieht a Krug wull Bei, dos Herr und Wrau selln lostig sein! G'lobt zesis Christis, emra neis Joa!" Geantwortet wurde darauf: „Nebigkeit em zba!" (Wünsch ich, weiß ich was, habt ihr was, gebt mir was, habt ihr nichts, gebt mir nichts, in jeder Ecke und Seite steht ein Krug voll Wein, daß Herr und Frau sollen lustig sein. Gelobt sei Jesus Christus um ein neues Jahr. In Ewigkeit um zwei.)
Nach diesem innigen Wunsch wurden die Leute in jedem Haus mit einem kleinen Geschenk bedacht. Es war dies keine Bettelei, sondern mehr Höflichkeitspflicht, eine Wertschätzung ihrer Gönner während des ganzen Jahres. Seit vielen Jahren war es auch Brauch, daß zu Beginn des neuen Jahres an drei ersten Sonntagen und am Dreikönigstag (6. Januar) jeweils nachmittags im ganzen Dorf die Häuserweihe (Kolleda genannt) vom jeweiligen Ortsgeistlichen vorgenommen wurde. Den Priester begleiteten drei Kirchenväter und vier Ministranten. Anfangs besuchte man jedes Haus, später nur mehr diejenigen, deren Familien es wünschten. Beim Betreten der Häuser wurden abwechselnd verschiedene Strophen folgender Lieder gesungen:

War ein neugeborenes Kind im Hause, sang man folgenden Vers:
Ein Kind geborn zu Bethlehem, dess' freuet sich Jerusalem,
drum freuet euch, ihr Christen all, zu diesem neuen Jahr.

Befand sich ein Kleinkind im Hause, sang man:
Hier liegt es in dem Krippelein, es freuet sich der Herrschaft sein,
drum freuet euch . . .

In einem alten Gebäude wurde folgender Vers gesungen:
Drei König' aus Saba kamen gar, sie brachten Gold und Myrrhen dar,
drum freuet euch . . .

In einem neuen Gebäude sang man schließlich:
Sie gingen in das Haus hinein und grüßten das liebe Jesulein,
drum freuet euch . . .

Im Hause angelangt, sprach der Priester die Weihegebete und weihte die einzelnen Räume. Ein Kirchenvater ging mit dem Rauchfaß durch die Räume, ein anderer schrieb die jeweilige Jahreszahl mit den Insignien der Hl. Drei Könige (19 - C + M + B - 38) an die Haustür.
Während sich der Pfarrer mit den Familienmitgliedern unterhielt, stellte einer der Kirchenväter oft einen Schabernack an. Da er auch meistens Gemeindediener war, kannte er alle Familien und wußte, bei welcher er sich einen Spaß erlauben konnte. So versteckte er Kleidungsstücke oder Schüsseln und Töpfe, in denen noch Essensreste waren, oder er goß sogar Wasser in herumstehende Stiefel u.a.m.
Nachdem das Familienoberhaupt einem der Kirchenväter eine Geldspende für kirchliche Zwecke überreicht hatte, ging die Gruppe in das nächste Haus weiter.

Maria Lichtmeß (2. Februar)

Maria Lichtmeß war ebenfalls ein Feiertag. Nach dem Gottesdienst wurden die Kerzen geweiht. An der anschließenden Lichterprozession beteiligten sich neben dem Pfarrer, den Ministranten und den Kirchenvätern auch der Organist und die Gemeinderäte. Die Prozession zog zum Seitenausgang hinaus und kehrte durch den Haupteingang wieder zurück. Am Nachmittag des folgenden Tages, dem Fest des heiligen Blasius, wurde nach der Messe den Besuchern der Blasiussegen erteilt. Zwei gekreuzte, brennende Kerzen wurden unter das Kinn gehalten. Der Blasiussegen sollte vor Halskrankheiten schützen.

Aschermittwoch

Mit dem Aschermittwoch begann die ernste Fastenzeit. Dieser Tag war ein halber Feiertag, und wie jeder Freitag während der ganzen Fastenzeit ein strenger Fast- und Abstinenztag. Nach der heiligen Messe weihte der Priester die Asche und zeichnete damit jedem zur Kommunionbank kommenden Gläubigen ein Aschenkreuz auf die Stirne mit den Worten: „Staub bist du und zu Staub wirst du wieder", die an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern sollte. In der Fastenzeit versammelten sich die Familien allabendlich beim Gebetläuten um den Tisch zum gemeinsamen Rosenkranzgebet. Die Dorfstraße schien zu dieser Zeit wie leer gefegt, da auch nicht ein Familienmitglied bei diesem Bußgebet fehlen durfte. In den meisten Fällen betete die Hausmutter oder der Vater vor und die anderen beteten nach. Zunächst kam die Litanei, in der die ganze Leidensgeschichte Christi durch kurze Gebetsformeln, die die Hausmutter auswendig

kannte, wachgerufen wurde. Das nachfolgende lange, schmerzhafte Rosenkranzgebet vertiefte dann die Leidensgeschichte, und das an jedem Abend von Aschermittwoch bis Karfreitag. Die Frömmigkeit im Dorf steigerte sich in der österlichen Zeit immer mehr. An Freitagen und in der Karwoche fügte man dem Rosenkranzgebet noch das Goldene Vaterunser hinzu.

Das „Goldene Vaterunser" (ein Gebet zur Fastenzeit aus Glaserhau)

Dieses Gebet war die Abhandlung der Erlebnisse Jesu Christi in der Karwoche in einem Zwiegespräch zwischen ihm und seiner Mutter Maria.
In Glaserhau betete man das „Goldene Vaterunser" mit folgendem Text:

A) Einleitung:

„Zur andächtigen Verehrung des bitteren Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesus Christus. Viel zu berichten und zu bedenken, wie Gott und Unsere liebe Frau in Lieb' und Leid voneinander geschieden sind."

B) Hauptteil:

1. Maria: „Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein am Palmsonntag?"
   Jesus: „Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen. Da werde ich ein großer König sein, werde einreiten in Jerusalem und werde predigen und lehren. Die Menschen werden meinen Glauben annehmen, aber nicht alle."

2. Maria: „Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein am heiligen Montag in der Marterwoche?"
   Jesus: „Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen. Da werde ich ein großer Wandersmann sein und werde wandern von einer Stadt zur andern, werde keine Nacht schlafen — eine wie die andere."

3. Maria: „Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein am heiligen Dienstag in der Marterwoche?"
   Jesus: „Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen. Da werde ich schwach und krank sein, niemand wird mich laben, niemand wird helfen, mich zur Kirche zu tragen."

4. Maria: „Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein am heiligen Mittwoch in der Marterwoche?"
   Jesus: „Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen. Da werde ich ein verkaufter Gott sein und werde verkauft werden von dem falschen Judas um dreißig Silberlinge."

5. Maria: „Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein am heiligen Gründonnerstag in der Marterwoche?"

Jesus: „Meine liebste Mutter, das will ich dir auch sagen. Da werde ich auf den heiligen Ölberg steigen und vor Angst Blut schwitzen, werde von einem Richter zum andern, von Annas zu Kaiphas, von Pontius zu Pilatus geführt werden."

6. Maria: „Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein am heiligen Karfreitag in der Marterwoche?"

Jesus: „Meine liebste Mutter, das will ich dir auch sagen. Da werde ich auf ein hohes Kreuz geschlagen, drei scharfe Nägel werden durch meine Hände und Füße gebohrt werden. Danach wird einer kommen mit einem Speer und wird meine Seite öffnen, daraus werden Blut und Wasser fließen. Dann wird mir Gott Vater zwei Boten senden, den heiligen Johannes und den heiligen Josef. Die werden mich wieder herunternehmen und werden mich auf deinen heiligen Schoß legen. Mit deinen heiligen Augen wirst du mich anschauen, mit deinen heiligen Tränen wirst du mich abwaschen, mit deinen heiligen Haaren wirst du mich abtrocknen. Danach werde ich liegen bis zum heiligen Samstag um die Vesperzeit."

7. Maria: „Mein liebster Sohn Jesus, was wirst du sein am heiligen Karsamstag in der Marterwoche?"

Jesus: „Meine liebste Mutter, das will ich dir bald sagen. Da werde ich in einem tiefen Grabe sein und liegen bis zum heiligen Ostertag. Dann werde ich wieder auferstehen und werde in die Vorhölle gehen, um die Sünder zu erlösen. Ich werde sie nehmen in meine rechte Hand und werde sie führen in meines Vaters Land. Da sollen sie leben alle zugleich in ewiger Freud' und Seligkeit."

C) Schlußgebet:

„Darauf tat Maria, die Mutter Gottes, sprechen, wenn sie einen Menschen hätte, der ihr das Goldene Vaterunser ein-, zwei- oder dreimal tät beten und dabei ihres lieben Kindes Marter und Pein gedächte, für den würde sie bitten, Gott wollte ihm seine Seele erlösen.
Wäre es noch nicht genug, er wollte ihm gewähren, was er auf Erden tät bitten und begehren — Amen."

Zwei Wochen vor Ostern, am Schwarzen Sonntag, wurden die Kreuze in der Kirche mit violetten Tüchern verdeckt. Es ging auf die Karwoche zu. Sie wurde auch Marterwoche genannt und wurde mit dem Palmsonntag eingeleitet.

Palmsonntag

Der Palmsonntag erinnerte an den feierlichen Einzug Jesus in Jerusalem. Während des feierlichen Gottesdienstes wurde die Matthäuspassion gesungen und die Palmweihe vorgenommen. Zu dieser Weihe trugen die Buben ein Bündel kätzchenreiche Weidenruten, die mit einer selbstgeflochtenen Peitsche des Hirtenbuben umwunden waren, in die Kirche. Nach der Palmenweihe zog der Priester mit einer kleinen Prozession (wie zu Maria Lichtmeß, die Teilnehmer trugen diesmal Palmenzweige) durch den Seitenausgang hinaus und kehrte beim Haupteingang wieder in die Kirche zurück. Nachdem der Organist mit den Chorsängern die Kirche betreten hatte, wurde vor dem Priester das Kirchenportal geschlossen. Erst nach einem Wechselgesang zwischen dem Priester und Chor und einem dreimaligen Klopfen des Priesters mit dem Kreuzende an die Kirchentür, wurde diese geöffnet und die Handlung der heiligen Messe fortgesetzt. Die geweihten Palmzweige wurden zu Hause aufgeteilt. Einige wurden im Zimmer hinter das Kreuz und hinter die Heiligenbilder oder zwischen die Deckenbalken gesteckt. Andere über der Stalltür angebracht, damit das Vieh vor Schaden bewahrt bleibe. Am Nachmittag ging der Vater mit Palmzweigen auf das Saatfeld und steckte in jeden Saatacker einen kleinen Palmenzweig, damit die Feldfrüchte vor Hagelschlag bewahrt bleiben. Auch die Gräber der verstorbenen Familienangehörigen wurden mit Palmzweigen geschmückt.

Gründonnerstag

In der Frühmesse verstummten nach dem Gloria die Glocken und die Orgel. Die Ministranten benutzten während des Gottesdienstes bis zum Karsamstag anstatt der Glöckchen die Klappern. Beim Gebetläuten trat auf dem Glockenturm die „Schnarre" in Tätigkeit. Nach dem Gottesdienst trug der Priester das Allerheiligste in die Sakristei. Das Tabernakel blieb offen und es folgte die Entblößung der Altäre.

Karfreitag

Jedes Haus war mit Trauer erfüllt. So nahe war Gott bei den Menschen im Dorf. Die Mutter duldete keine losen Reden, kein Scherzen und Lachen. Schwarz gekleidet besuchten die Leute den Gottesdienst, der schon um 9 Uhr begann. Während des Gottesdienstes wurde die Leidensgeschichte nach Johannes gesungen.

Bei diesem Gottesdienst wurde das Kreuz wieder enthüllt und unter feierlichen Gesängen vor das am Seitenausgang zum Friedhof errichtete heilige Grab gelegt. Die Grabeshöhle war von brennenden Kerzen und Öllämpchen erhellt. Sie warfen ein mattes Licht über den Leichnam, der ganz hinten auf der Erde lag. Den ganzen Tag strömten die Menschen in die Kirche, um im Gebet an den Opfertod Christi zu denken. Auf den Knien näherten sie sich dem heiligen Grab, wo das große Kreuz mit dem gekreuzigten Jesus lag. Die Leute beugten sich darüber und küßten die Wunden. Zuerst die auf den Füßen und dann die auf den Händen und verließen anschließend traurig die Kirche. Auch die Kreuzwegandacht am Nachmittag war mit ihren Trauergesängen eine rührende Trauerkundgebung.

Karsamstag

Die Karsamstagsriten begannen bereits um 6 Uhr früh mit der Feuerweihe außerhalb der Kirche. Man sagte, den Judas verbrennen. Aus diesem Feuer wurden Kohlen für das Rauchfaß entnommen und an dem Feuer eine Kerze entzündet. Beim Einzug in die dunkle Kirche wurde die erste Kerze an einem dreiarmigen Leuchter angezündet, in der Mitte des Gotteshauses die zweite und vor dem Altar die dritte. Nun wurden alle Lichter in der Kirche angezündet. Jetzt folgte die Weihe der Osterkerze, des Taufwassers und des Weihwassers. Beim Gloria der Messe setzte die Orgel wieder kräftig ein und auch die Glocken, die drei Tage verstummt waren, erklangen wieder. Auf diesen Augenblick warteten die Daheimgebliebenen. Sie eilten zum nahen Dorfbach und wuschen sich dort, damit man im Sommer keine Sommersprossen bekäme. Für die in der Kirche Weilenden wurde in einem Krug Wasser mit heim genommen, damit sie sich ebenfalls mit dem Wasser waschen konnten. Am späten Nachmittag fand die Auferstehungsprozession statt. Das ganze Dorf war in der Kirche versammelt. Unter feierlichem Gesang trug der Priester das Allerheiligste vom heiligen Grab zum Altar vor und stimmte dort das Lied „Der Heiland ist erstanden, befreit von Todesbanden . . ." an. Wie tief die Trauer am Karfreitag, so groß war jetzt der Jubel, der sich in der feierlichen Prozession ausdrückte. Die Frauen und Mädchen hatten ihre schönsten Kleider aus der Truhe geholt. Besonders hatten sie wieder helle Augen. Auch sie waren von Trauer und Mitleid befreit. So tief war die Frömmigkeit, daß jeder dies Geschehnis durchlebte. Singend, begleitet von der Blaskapelle und unter Böllerschüssen der Feuerwehr, setzte sich die Prozession mit sämtlichen Fahnen und der Statue des auferstandenen Heilandes in Bewegung. Sie zog früher um die Friedhofsmauer auf dem Hiebel, später bis zum Dorfplatz beim Spritzenhaus und kehrte mit dem Lied „Großer Gott wir loben dich . . ." in die Kirche zurück.

Am *Ostersonntag* wurde wieder ein feierliches Hochamt und nachmittags eine Vesperandacht gehalten.

Der *Weiße Sonntag* war der Ehrentag für die Schüler der dritten Klasse, der Tag der ersten heiligen Kommunion. Es war ein Familienfest ohne Gäste. Im Mittelpunkt stand das Kommunionkind. Dabei gab es keine großen Geschenke wie heute

Weitere Feste und Andachten

Am *Markustag* (25. April) und an den drei Bittagen vor Christi Himmelfahrt fanden Bittprozessionen zu einem Feldkreuz oder zur Kapelle im Oberort statt, um die Feldfrüchte zu segnen und um eine gute Ernte zu bitten.

Der nächste Feiertag war *Fronleichnam.* Im Mittelpunkt dieses Festes stand die große Fronleichnamsprozession, die ein Höhepunkt des kirchlichen Lebens der Gemeinde darstellte. An vier verschiedenen Stellen im Unterort wurde ein Altar zu Ehren der Evangelisten aufgestellt. Zu diesen, mit Blumen und jungen Birken geschmückten Altären bewegte sich die Prozession, an der die gesamte Bevölkerung der Gemeinde mit ihren Vereinen teilnahm. Der Himmel (Baldachin), unter dem der Geistliche mit dem Allerheiligsten schritt, wurde von den Gemeinderäten getragen.
Da unsere Kirche am Feste Mariä Geburt (8. September) geweiht worden war, feierte die Gemeinde am Sonntag darauf das Kirchweihfest. Am Abend fand ein Feuerwehrball statt.
Am Sonntag nach dem Wendelinstag (20. Oktober) fand als *Erntedank* eine Prozession zur Statue des heiligen Wendelin auf dem Dorfplatz mit Opfergang und Predigt statt.
Großer Beliebtheit erfreuten sich im Oktober die von der Rosenkranzbruderschaft eingeführten *Rosenkranzandachten,* die um 6 Uhr abends abgehalten wurden. Dabei wurde abwechselnd der Freudereiche, der Glorreiche und der Schmerzhafte Rosenkranz gebetet und mit einem Marien- oder Rosenkranzlied beendet.

Allerheiligen — Allerseelen

Schon in den Vortagen war ein Kommen und Gehen auf dem Friedhof. Die Gräber wurden neu hergerichtet, von wuchernden Gräsern befreit und mit

Moos, Tannenzweigen und Kerzen geschmückt. Der 1. November war der Feiertag Allerheiligen. Der Gottesdienst war allen Heiligen gewidmet. Am darauffolgenden Allerseelentag wurde in den drei Totenmessen aller Verstorbenen der Gemeinde gedacht. Am Nachmittag bewegte sich ein Trauerzug (Prozession) zum Friedhof. Beim Friedhofskreuz erfolgten die üblichen Trauerzeremonien des Priesters und die Segnung aller Gräber. Während dieser Andacht standen oder knieten die Gläubigen vor den Gräbern ihrer verstorbenen Angehörigen, zündeten Kerzen an und verharrten eine Weile im Gebet. Anschließend wurden auch die Gräber der Verwandten besucht und auch dort Kerzen angezündet und gebetet. Bis in die späten Abendstunden leuchteten auf allen Gräbern die brennenden Kerzen für die Abgeschiedenen, und sie deuteten auch hin auf die kommende Adventszeit.

Abendgebete:

Wenn wir Kinder am Abend zu Bett gebracht wurden, betete die Mutter mit uns viele schöne Abendgebete, so daß wir beglückt und frohen Herzens einschliefen.

1. Heut abend leg ich mich schlafen, auf Gott den Vater werd ich mich verlassen. 12 Engel werden bei mir sein, 2 zur Seiten, 2 zu Haupte, 2 zu Füßen, 2 werden mich decken, 2 mich wecken und 2 mich zum himmlischen Paradies führen.

2. Jesulein, mein Brüderlein, Schöpfer meiner Seele. Wohl komm zu mir, was schenk ich dir, was soll ich dir erzählen? Mein Hab und Gut, mein Fleisch und Blut will ich meinem herzliebsten Jesulein schenken. Es ist so klein, 's Christkindlein, o heiliges Kind aller Frommen. Wohne du in mir und ich in dir, laß mich zu dir kommen. Ach komm, ach komm, ich warte dein, herzlich gern wollt ich bei dir sein, bei meinem lieben Jesulein.

3. Ach lieber Gott, ich bitte dich, ein frommes Kind laß werden mich, wenn ich nicht soll frommer werden, nimm mich Gott von dieser Erden, führ' mich in den Himmel rein, wo die heiligen Englein sein.

Auch die Erwachsenen hatten neben den üblichen Gebeten noch besondere:

1. Komm mein Jesus zum Beschluß, wenn ich zeitlich sterben muß, wenn mich alle Welt verläßt, hält mich doch mein Jesus fest. Ach Jesus, Jesus spann mich aus, führe mich ins Himmelhaus, schick mir einen Engelwagen, daß ich kann zu Jesus fahren.

2. Heilige Mutter Gottes, du edle Braut, mein Leib und Seel' sind dir anvertraut. Ich will leben bis zum Tod, komm mir zu Hilf in meiner letzten Not. Ach hilf, daß ich vor meinem letzten End, empfang das hochheilige Sakrament, daß ich bei Gott soviel erwählt, daß mich seine Gnade stärkt. Böse Feinde treib von mir, mit deiner Hilfe stets bleib bei mir. Wenn sich die Seel vom Leibe trennt, nimm sie auf in deine Händ. Behüt sie vor der Höllenpein, führe sie in den Himmel ein, zu dem lieben Jesulein.

Jedes Gebet endete mit:

Jesus, dir leb ich, Jesus, dir sterb ich, Jesus, dein bin ich tot und lebendig, laß dein kostbares Blut an mir armem Sünder nicht verloren sein. Amen.

Der Kirchenvater

Die Hauptverantwortung und -arbeit in der Kirche trug der Kirchenvater (Mesner). Er war in der Gemeinde ein angesehener Mann, in der Kirche aber eine Respektsperson. Mit strengen Augen achtete er auf Ordnung und diszipliniertes Verhalten, vor allem bei den Knaben im Chorraum. So mancher Junge mußte sich von ihm ein „Ohrenziehen" oder gar eine „Backenpfeife" gefallen lassen, wenn er während des Gottesdienstes mit seinem Nachbarn schwätzte und nicht andächtig zuhörte. Er hatte neben dem Amt als Mesner auch noch seine Land- und Viehwirtschaft zu versorgen und mußte sich schon tüchtig schicken, wenn auch in der Kirche jeden Tag alles seine Ordnung haben sollte.
An Sonn- und Feiertagen hatte er besonders viel zu tun. Er mußte, bevor die Leute und der Pfarrer kamen, die Lichter anzünden, in der Sakristei die Kohlen für das Weihrauchfäßchen anblasen, das richtige Meßgewand für das betreffende Fest für den Priester herrichten.
Während des Gottesdienstes nahm er den Klingelbeutel, der an einem langen Stock hing, unten ein kleines, helles Glöcklein dran, und schob ihn durch die Bankreihen. Viele hatten ihr Opfergeld schon vorbereitet, andere taten, als ob sie nicht merkten, daß der Kirchenvater sammeln kam. Er fuchtelte aber jedem mit dem Beutel solange vor der Nase herum, bis er etwas spendete.
In der Sakristei, wo er den Inhalt ausschüttete und zählte, fand er oft Hosenknöpfe. Er hatte auch dafür sein „Bezahl's Gott" gesagt.
Es kamen für ihn aber auch gute Tage, besonders wenn es eine große Leiche oder Hochzeit gab. Da wurde jede Kerze und jeder Handgriff gut bezahlt. Er holte dann auch die schönsten Kerzen und Tücher hervor, damit er das Geld nicht umsonst bekomme.

Schulwesen

Wenn hier versucht wird, einen Überblick über das Schulwesen in Glaserhau zu geben, so können wir uns nur auf beschränkte Quellen und auf das Gedächtnis der noch lebenden Lehrer stützen, denn die historischen Quellen in den tschechoslowakischen Archiven sind uns Deutschen nicht zugänglich.
Aus der Geschichte des ungarländischen Schulwesens geht allgemein hervor, daß es vor der Reformation im 16. Jahrhundert nur in größeren Städten Schulen gab. Kremnitz hatte bereits 1530 eine höhere deutsche Schule.
Die ersten sicheren Daten über eine Schule in Glaserhau stammen aus der Zeit der Reformation. Ob es vor dieser Zeit schon eine Schule gab, konnte nicht festgestellt werden.
Der Reformator Martin Luther (1483—1546) wollte seine Bibel in die Hand des Volkes legen und forderte daher die evangelischen Pfarrer auf, überall Schulen in der Sprache des Volkes zu errichten. Anfangs waren die Pfarrer zugleich auch die Lehrer. Erst allmählich setzte sich der Lehrerstand von der Geistlichkeit ab. Die Schule blieb aber weiterhin unter der Leitung und Aufsicht der Kirche.
Der slowakische Historiker Paul Krizko, Archivar der Stadt Kremnitz, schreibt in seinem Werk „Schulwesen in den Jahren 1527—1674":
„Auch Glaserhau war schon im 16. Jahrhundert eine Pfarrei und neben ihr eine Schule vorhanden. In den damaligen Schriften erwähnte man sie nur im Jahre 1594 und 1 Jahr später bei der Wahl des Richters. Zu dieser Zeit war der Glaserhauer Lehrer ein Christoph Tostius, welchen 2 Jahre darauf die Leute aus Prochot zu ihrem Pfarrer wählten. Aber im Protokoll der Kurie von 1612 auf Seite 293 und 294 kann man nachlesen, daß noch vor Tostius zur Zeit, als ein gewisser Scholio Pfarrer war, Valentin Herschel Glaserhauer Lehrer war und höchstwahrscheinlich war auch er nicht der erste Lehrer.
Auf den frei gewordenen Platz nach Tostius kam Jakob Heider, der bis zum 30. November 1601 Lehrer in Glaserhau war. Der Kremnitzer Rat schickte ihn anschließend als Pfarrer nach Hochwies. Später war er Pfarrer in Hlohovec. Nach ihm wurde wieder Christoph Tostius Lehrer, welchen man nach einigen Jahren aus Prochot wegen der Religion — er war evangelisch — verjagt hatte. Sein Lehrerdasein dauerte nur etwa zwei Jahre, weil der Rat in Kremnitz ihn am 26. Juli 1604 vorläufig für 1 Jahr zum Glaserhauer Pfarrer ernannte. Er blieb aber auf dieser Stelle bis zu seinem Tode am 2. Juni 1622.
Man kann nicht feststellen, wer der Nachfolger von Tostius wurde. Erst im Jahre 1629 werden wieder Lehrer erwähnt. Der gewesene Lehrer Markus Schallmann bat den Rat in Kremnitz, ihn von neuem auf diese Stelle zu ernennen, weil der damalige Lehrer Jakob Fieritz nicht weiter in Glaserhau bleiben

Obere röm.-kath. Volksschule, davor die Lehrer Sager, Steiner, Fliegel

wollte. Aufgrund dieses Gesuches war Schallmann Lehrer bis zum Jahre 1660. Dann konnte er wegen seines hohen Alters seine schulischen Pflichten nicht mehr erfüllen. Er wurde in den Ruhestand versetzt und an seine Stelle wurde ein Krickerhauer Lehrer berufen. Den Namen seines Nachfolgers kann man in den Schriften des Kremnitzer Archivs nicht feststellen."

Soweit der slowakische Historiker Paul Krizko.

Nach der Redewendung im letzten Absatz „. . . von neuem . . ." muß also vor 1629 Jakob Fieritz und vor ihm schon Markus Schallmann als Lehrer in Glaserhau gewirkt haben, der dann diese Stelle von 1629—1660 innehatte.

Seit 1781 (Toleranzpatent Kaiser Josef II.) gab es in der Slowakei drei Schularten:

die Konfessionsschule (römisch-katholisch und evangelisch),
die Gemeindeschule und seit dem 19. Jahrhundert auch
die Staatsschule.

Sachaufwandsträger waren für die Konfessionsschule die Kirchengemeinde,
für die Gemeindeschule die politische Gemeinde
und für die Staatsschule der Staat.

Aus dem Jahre 1789 steht uns ein weiteres wichtiges Dokument zur Verfügung.

Untere rom.-kath. Volksschule

I. Cannonica visitatie Provokatum sub. No 15 Copia contractus inter Ludi-Rectorum et Communitatem Sklenensen init.

„Wir endesgefertigten Richter, Geschworenen und die ganze Gemeinde des Dorfes Glaserhäy sind darin übereingekommen, daß bey uns eine Schule mit einem Schulmeister und Gehilfen auf folgende Weise eingeführt und gegründet wird:

1. Das bestehende Schulhaus wollen wir einrichten, daß es sowohl nach der höchsten Vorschrift enthalte, wobei uns die Gnädige Grundherrschaft nach allerhöchster Verordnung in Materialien und baarem Gelde behilflich seyn wird.

2. Dieses Schulgebäude wollen wir dann immer in gutem Stande erhalten und mit allen erforderlichen Schulgeräten, als Bänk, Taffeln, Kästchen, für die Armen Bücher, Kraide u.d.g. mit Beihilfe der Gnädigen Grundherrschaft versehen.

3. Wir versprechen dem Lehrer zu eigenem Gebrauche 10, dem Gehilfen 4, für jede Schulstube 5, folglich zusammen 24 Klafter Brennholz jährlich aus herrschaftlichen Waldungen zu führen und zu spalten.

4. Die jährliche Besoldung des Schulmeisters wird bestehen aus 300 Gulden.

Dies alles bekräftigen wir zur unausweichlichen Befolgung.

Unterschrieben und im Siegel zu Glaserhäy, den 15. Juni 1789.

Richter:	Paul Großmann	Anton Harazlem, der königl. freien
Stellvertr.:	Georg Kabas	Hauptstadt
Geschworene:	Johann Bielesch	als Grundherr
	Matthias Antoni	hinzu deputirter
	Johann Hikel u.	Bürgermeister m.p.
Coramme Michael Nagy Hottns Thurocz		Bewilliget die Beysteuer der
Zoliens Ord Judlium/Zupan/m.p.L.S.		nötigen Materialien L.S.
		Coramme Joane Sklaniozay m.p.
		Rev. Visitatore /Schulinspektor/."

Dieses Dokument zeigt einmal, daß die Schule als Gemeindeschule gegründet war, und dann, daß der Schulbetrieb mehr als 100 Jahre so gut wie geruht hat.

II. Das zweite Dokument ist nur ein Fragebogen, der einer erneuten Canonica visitatio Skleno, im Jahre 1850, beigelegt war.

Beschreibung der Volksschulen, der Lehrer und ihre Einkünfte 1850:

1. Name der Ortschaft:	Skleno — Glaserhäy, Barscher Komitat Neusohler Diözese
2. Gesamtzahl der Einwohner:	1830
3. Religion:	Unter 1830 1800 katholisch, 30 evangelisch
4. Art der Schule:	Trivialschule (ganztägige Schule)

5. Schulhaus:
In einem sehr schlechten Zustand. Ein altes, hölzernes Stockhaus, dem Einfallen nahestehendes Gebäude, welches der Lehrer mit Lebensgefahr bewohnt.
6. Durch wen wurde das Schulhaus erbaut:
Unbekannt, da kein Dokument vorhanden. Wahrscheinlich vom löblichen Patronat und der Gemeinde.
7. Schülerzahl im Winter und Sommer: 79 Knaben und 96 Mädchen
8. Des Schullehrers Name, Alter, Sprachen, die er spricht:
Karl Sartorius (= Schneider), 49 Jahre, spricht lateinisch, deutsch und mittelmäßig ungarisch.

9. Zur Schule gehören Gründe:
   Hausgrund 1/4 Joch, Garten 1/2 Joch, Äcker 4 Joch, Wiesen 8 Joch.
10. Welche Einkünfte des Lehrers:
   Bargeld 32 Floren (Florentiner Gulden)
   Naturalien: Getreide 28 Metzen, Holz 40 und 10 Floren.
11. Mittelpreis der Metzen: 41 Floren 36 Kreuzer.
12. Aus welchen Quellen: Von der Gemeinde.
13. Unbestimmte Quellen: 70 Floren und 14 Kreuzer.
14. Aus welchen Quellen: Von den Begräbnissen und Schulkreuzern.
15. Zahl der mit Schulbüchern versehenen Kinder: 60.
16. In welcher Sprache wird unterrichtet: Deutsch.
17. Zahl der Schulgehilfen und Einkommen: 1 Gehilfe, 6 Floren Bargeld.
   Floren und Schulkreuzer der von jedem Schüler dem Lehrer zu zahlen ist.

Nachtrag:

Zu Rubrik 5 (Schulhaus) ist zu bemerken, daß das löbliche Patronat bereits vor 3 Jahren das nötige Baumaterial zum Bau der Schule reserviert habe, aber durch die ständigen Wirren nicht beginnen konnte.

Zu Rubrik 7 (Schülerzahl) ist zu bemerken, daß im Sommer die Eltern die Schüler zum Viehweiden benötigen und deshalb nur wenige die Schule besuchten.

Endesgefertigten bestätigen die Gläubigkeit dieser Beschreibung.

Zu Glaserhäy, den 2. September 1850.

Johann Zeiseisen, Bgm. als Patronat	Josef Antoni, Richter Johann Schwartz, Vormund	Ludwig Sartorius, Seelsorger Karl Sartorius, Schullehrer

Anmerkung des letzten Schulleiters und Kantors, Johann Häfner:

Diese Naturalien — Feld, Wiesen, Holz — standen dem Organisten noch vor der Vertreibung 1945 zu.

Die Schule in Glaserhau hat im Laufe der wechselvollen Geschichte auch im inneren Schulbetrieb bedeutsame Veränderungen mitgemacht, denn jeder Staat, besser gesagt das jeweilige Regime, griff zuerst nach der Schule und trachtete dieser seine Unterrichts- und Erziehungsziele vorzuschreiben, um die kommende Generation in seinem Sinne zu erziehen.

1868 wurde die sechsjährige Schulpflicht eingeführt. In den deutschen Orten wurde der Unterricht in der Muttersprache erteilt. Viele Kinder besuchten bis nach dem 1. Weltkrieg die Schule nur in den Wintermonaten, weil sie in den Sommermonaten Viehhüten, auf den Feldern arbeiten oder Kleinkinder beaufsichtigen mußten.
Ab 1886 trat neben die deutsche Sprache auch die ungarische. Der Unterricht wurde zu gleichen Teilen in deutsch und ungarisch gegeben.
Die erste und älteste Schule in Glaserhau war die untere röm.-kath. Volksschule neben der Kirche, 1789 erbaut, deren Leiter auch der Organist war.

Als Lehrer und Organisten an dieser Schule waren ab 1850 tätig:

Karl Sartorius von 1850—1862, Nandor Gerlach von 1862—1868, August Sartorius von 1868—1875, Hannibal Hrdina von 1875—1896, Anton Karlkbrenner von 1896—1899, Josef Szentgyörgyi von 1900—1904, Johann Lichtner von 1904—1907, Josef Hrdina (Sohn von Hannibal Hrdina) von 1907—1913 kein Lehrer.
Den Organistendienst versah der Staatslehrer Josef Stric, Emil Gröbl von 1913—1914, der bei Ausbruch des 1. Weltkrieges einrücken mußte und erst 1920 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrte. 1916 wurde Staatslehrer Josef Stric als Krieginvalide entlassen und versah bis 1920 wieder den Organistendienst.
Von 1914—1920 hatte die untere Schule keinen Lehrer. Den Unterricht versah aushilfsweise von 1916—1918 die Staatslehrerin Anna Balbataky, die bei Frau Gröbl im Schulhaus wohnte, und nach dem Umsturz 1919 August Palesch, der das Kreuz aus der Schule entfernte und deshalb vom Volke vertrieben wurde. Von 1919—1920 unterrichtete der Staatsdiener Leopold Sienel in der unteren Schule bis Emil Gröbl 1920 aus der russischen Gefangenschaft zurückkehrte.

Bei ihrer Gründung 1789 wurde dem Lehrer und Organisten ein Gehilfe zugeteilt. Wegen der Länge des Ortes war der Schulweg für die unteren Jahrgänge aus dem Oberort (3 km) besonders im Winter sehr beschwerlich. Deshalb entschloß sich der Schulsenat (Schulstuhl), auch im Oberort eine Schule zu errichten und den Gehilfen dort einzusetzen. Diese Schule wurde beim „Woolken" (ein Holzhaus) eingerichtet. Da dieses Haus aber weit von der Straße entfernt war, wurde in ein kleines Häuschen beim Schwarz-Maschka umgezogen. Der erste Gehilfe war Georg Koretz, Sohn des Müllers in Krickerhau (Müller = Möllna, Georg = Jiak). So bekam er den Namen Möllnajiak. Dieser baute sich ein Holzhaus unterhalb von „Blinzer". Seitdem hieß es dort zum Möllnajiak. Er war bis 1868 tätig. Sein Sohn (Schneider) von 1868—1875. Weitere Gehilfen waren: Anton Daubner, Urbarialschreiber, von 1875—1880 und Elias Derer, von Beruf

Schuster, der vorher beim Militär Zugführer war, von 1880—1896. Wegen des geringen Gehaltes mußte er das Schusterhandwerk weiter betreiben.

Bau der oberen röm.-kath. Schule 1885

Da der Kinderzuwachs immer größer und der Platz beim Möllnajiak zu klein wurde, baute man 1885 im Oberort die obere röm.-kath. Schule aus Holz mit zwei Klassenzimmern und einer Lehrerwohnung. Der Gehilfe bekam 1½ Joch Feld.
1896 wurde diese Stelle auch mit einem diplomierten Lehrer besetzt. Der Gehilfe Elias Derer wurde 1896 entlassen und zog sich mit seiner Familie in sein Häuschen beim Stutzl zurück. Die Lehrerstelle wurde ausgeschrieben und mit Gisela Schröder, Tochter des Realschuldirektors in Kremnitz, besetzt. Sie blieb aber nur ein Jahr.

Von 1897—1898 unterrichtete Margit Herau von Erlau.
Von 1898—1900 wirkte hier Josef Szentgyörgyi, der 1900 als Organist an die untere Schule kam.

Von 1900—1902 Ignaz Rosenkranz, von 1902—1904 war die Stelle nicht mit einem Lehrer besetzt, so daß wieder Gehilfen eingestellt wurden, so Johann Schwarz-Maschka, Josef Paldauf, von Beruf Kellner, und August Tienes.

Im Jahre 1896 wurde in Ungarn das tausendjährige Jubiläum der Besitzergreifung der ungarischen Tiefebene durch die Madjaren gefeiert. Aus diesem Anlaß wurden viele Staatsjubiläumsschulen gebaut (Oberstuben, Johannesberg, Honneshau, Blaufuß, Ober- und Untersturz). In Glaserhau stellte sich Pfarrer Turek dem Bau einer solchen vierklassigen Staatsschule entgegen, und dies wahrscheinlich mit Recht, denn diese Staatsschulen fielen in den folgenden Jahren den Madjarisierungsbestrebungen der ungarischen Regierung als erste zum Opfer.

1907 erließ der ungarische Unterrichtsminister Graf Apponyi das berüchtigte Apponyi'sche Schulgesetz. Nach diesem Gesetz wurde das Deutsche auf den Religionsunterricht und auf 2 Deutschstunden eingeschränkt. Während des 1. Weltkrieges (1914—1918) wurden vielerorts auch noch diese 2 Deutschstunden gestrichen und jedes deutsche Wort auch in der Pause und auf dem Schulweg verboten. In deutscher Sprache wurden nur die 2 Religionsstunden und der Gottesdienst gehalten. Weiter bestimmte dieses Gesetz, daß jedes Kind nichtmadjarischer Muttersprache nach Beendigung der 4. Klasse seine Gedanken in Wort und Schrift in ungarischer Sprache auszudrücken in der Lage sein müsse.
Durch diese staatlich eingeleitete Madjarisierung war das Deutschtum auf dem

besten Wege, im Madjarentum aufzugehen, was ja auch die Absicht der Regierung in Budapest war. Die deutschen Kinder konnten daher in der Schule so gut wie gar nicht gefördert werden. Sie verstanden ihre ungarisch sprechenden Lehrer nicht, denn zu Hause in den Familien wurde an der deutschen Mundart und dem angestammten Brauchtum festgehalten. Wundern wir uns daher nicht, wenn der geistige Kulturstand der deutschen Dorfbevölkerung ein sehr niedriger war. Die Mundart und das Brauchtum bildeten aber jenen Wall, hinter dem das Deutschtum überleben konnte. Die Mundart war auch das einzige Band zum Mutterland Deutschland, das scheinbar die deutschen Sprachinseln im Südosten abgeschrieben hatte oder kaum noch etwas von ihnen wußte.

In den letzten Jahren vor dem 1. Weltkrieg hatte die Madjarisierung ihren Höhepunkt erreicht. Leute, die es im Leben zu etwas bringen wollten, trachteten sich möglichst schnell in Sprache und Lebensart dem ungarischen Herrenvolk anzupassen. Das Ungarische war auch „die Sprache der Gebildeten". Die deutsche Intelligenzschicht, zu der sich auch die Geschäftswelt, die Angestellten und Unternehmer zählten, sprachen lieber ungarisch als deutsch. Viele Studenten schämten sich sogar ihres deutschen Namens und legten nach der Matura sich einen ungarisch klingenden zu. So wurde aus dem Weiss ein Varnayi, dem Müller ein Molnar, aus dem Groß ein Nagy, aus dem Pehm ein Mindszenty, aus Alexander ein Sandor, aus Heinrich ein Imredy, aus dem Erdmann ein Földiak usw. Die Schilder der öffentlichen Gebäude, der Lebensmittelgeschäfte, der Straßen in den deutschen Städten und Gemeinden trugen die ungarischen Bezeichnungen. Die Städte und Dörfer bekamen ungarische Namen. Glaserhau hieß Turocnemety.

Nach dem 1. Weltkrieg fand diese Entwicklung ihr Ende. Die Slowakei, und mit ihr auch unser Hauerland, kam zu der am 28. Oktober 1918 ausgerufenen Tschechoslowakischen Republik (ČSR). Aufgrund der in der Verfassung dieses neuen Staates der deutschen Minderheit (3,5 Millionen Sudetendeutsche) zugesicherten kulturellen Selbstverwaltung konnte auch in den deutschen Gemeinden der Slowakei in der Schule wieder Deutsch unterrichtet werden. Die tschechoslowakische Regierung kam dieser Verpflichtung in der Slowakei, vor allem in den ersten Jahren ihres Bestehens, gerne nach, um der vor dem Umsturz 1918 von den Ungarn betriebenen Madjarisierung entgegenzuwirken.

Welchen Erfolg die Ungarn mit ihren Madjarisierungsbestrebungen hatten, zeigte sich besonders in Kremnitz. Hier widersetzte sich 1920 die deutsche Bevölkerung der Errichtung einer deutschen Schule und forderte eine ungarische. Da sie diese nicht bekam, mußten ihre Kinder solange die slowakische Schule besuchen, bis der Deutsche Kulturverband aus eigenen Mitteln eine deutsche Schule in Kremnitz 1928 eröffnen konnte.

Da es bei uns an deutschen Lehrern fehlte und in der Slowakei auch keine deut-

Lehrer in Glaserhau 1932: Stehend von links: Karl Ziegler, Rudolf Klein, Josef Novotny, Julius Lumtzer, Anton Petruschka, Josef Stanovsky (slow.), Emil Sager; sitzend von links: Anna Kurzka, geb. Hannak, Herta Novotny, geb. Fuchs, Pfarrer Dr. Bitterer, Anton Kurzka (Schulleiter), Herta Sager, geb. Ticharsky, Paula Smrsch

sche Lehrerbildungsanstalt war, kamen vor allem junge, tüchtige Lehrer aus dem Sudetenland zu uns und halfen, das deutsche Volksbewußtsein wieder zu heben. Die Lehrer aus dem Sudetenland nützten die Beziehungen zu ihrer Heimat auch bei der Ausstattung der Schulen ihrer Wirkungsstätte mit Lehr- und Lernmittel aus. Obwohl einige dieser jungen Lehrer wegen des Lehrerüberschusses im Sudetenland eine Anstellung in den deutschen Sprachinseln in der Slowakei nur als Sprungbrett zur baldigen Rückkehr in ihre Heimat benutzten, so wurde aber vielen anderen ihre erste Wirkungsstätte zur zweiten Heimat. Sie gründeten dort eine Familie und setzten ihre ganze Kraft für den Aufbau des deutschen Schulwesens in der Slowakei ein.

Galt der Kampf der Tschechen, die auch in der Slowakei die führenden Stellen besetzt hatten, in den ersten Jahren nach dem Umsturz 1918 allem Madjarischen, so verlegte er sich ab der Mitte der zwanziger Jahre verstärkt gegen die deutsche Schule.

So konnte trotz stärkster Bemühungen nicht einmal in den größeren deutschen Gemeinden des Hauerlandes mit mehreren tausend Einwohnern wegen des staatlichen Widerstandes die Errichtung einer Bürgerschule, geschweige eines Gymnasiums erreicht werden. Durch Vermittlung und finanzielle Unterstützung des

Deutschen Kulturverbandes gelang es wenigstens, einige begabte Schüler in Bürgerschulen, Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten des Sudetenlandes unterzubringen.
In der Slowakei wurde erst nach der Gründung des selbständigen Slowakischen Staates im Jahre 1939 eine deutsche Lehrerbildungsanstalt (= Lehrerakademie) in Preßburg errichtet, die auch von einigen Glaserhauern besucht wurde.
In den vollausgebauten Schulen der großen Gemeinden wurde der Lehrplan dem Lehrstoff der Bürgerschule angeglichen und in vielen Gemeinden sogar das Fachlehrersystem eingeführt (auch in Glaserhau), so daß am Ende der 8. Klasse ein Teil der Schüler jedes Jahr unter Führung eines Lehrers an einer deutschen Bürgerschule im Sudetenland die Bürgerschulprüfung ablegen konnte. Auch Schülerinnen und Schüler aus Glaserhau erlangten so den Bürgerschulabschluß.
Das 8. Schuljahr wurde aber erst 1928 eingeführt. Bis dahin gingen die Kinder nur 6 Jahre in die Schule und 2 Jahre in die „Wiederholungsschule" oder „Denstigschule", weil in Glaserhau der Dienstag für diesen Unterricht freigehalten wurde. Diese Wiederholungsschule fiel ab 1928 weg.
Erst als sich die Slowaken von den Tschechen lossagten und am 14. März 1939 ihre selbständige Slowakische Republik gründeten, erhielt die deutsche Volksgruppe die Kulturautonomie. Das deutsche Schulwesen nahm nun einen erfreulichen Aufschwung. Die deutschen Gemeinden der Kremnitz- und Deutsch-Probnersprachinsel wurden zu einem eigenen Schulaufsichtsbezirk mit dem Sitz in Kremnitz zusammengeschlossen. Zum Bezirksschulinspektor (Schulrat) wurde Josef Bäuml aus Kuneschhau ernannt. Deutscher Landesschulinspektor in der Slowakei, mit dem Sitz in Preßburg, wurde unser ehemaliger Lehrer und Schulleiter in Glaserhau, Anton Kurzka, der vor seiner Pensionierung Ministerialrat im Kultusministerium in München war und jetzt seinen verdienten Ruhestand in München 19, Leonrotstraße 72, verlebt.
1904 wurde die obere Schule mit Lehrerwohnung vollkommen renoviert und aus Stein gebaut. Hier unterrichteten von 1904—1908 Josef Tielesch, der 1908 an der neugegründeten 1. Klasse einer Staatsschule zum Staatslehrer ernannt wurde. Josef Stric von 1908—1910, der jetzt ebenfalls an der 1910 eingerichteten 2. Klasse der Staatsschule zum Staatslehrer ernannt wurde. Von 1910—1918 hatte diese Obere Schule keinen Lehrer, deshalb konnte Josef Stric als Staatslehrer weiter in der Wohnung bleiben und auch in dieser Klasse weiter unterrichten. Er mußte aber, da auch die untere Schule bei der Kirche nicht besetzt war, den Organistendienst unentgeltlich versehen.
1912 wurde die 3. Lehrstelle der Staatsschule mit Staatslehrerin Frau Sarolta Tielesch besetzt. Untergebracht waren die 3 Staatsklassen beim Schwarz-Finko (Josef Tielesch). In der oberen katholischen Schule (Josef Stric) und bei Eduard Derer (Frau Tielesch). Im Hause Derer wohnte auch Familie Tielesch, denn man

Klassenbild der 7. Kl. 1933 mit den Lehrern: Petruschka, Sager, Kurzka, Ziegler

Klassenbild der 8. Kl. 1935/36 mit Lehrer Klein, im Hintergrund Lehrer Kölbl

Bürgerschule in Glaserhau (Nordwestseite)

hatte das ganze Haus angemietet. 1916 wurde die Staatslehrerin Elisabeth Biedl eingestellt, die in der oberen katholischen Schule unterrichtete und auch wohnen konnte, da Lehrer Josef Stric vorher 1912 bereits den „Krätschen" gekauft und dort eine eigene Wohnung hatte. Stric unterrichtete jetzt bei Derer. Herr und Frau Tielesch in den vom Staat gemieteten zwei Zimmern bei Johann Murar.

Beim Umsturz 1918 verließen alle Lehrer, außer Josef Stric, Glaserhau. Dieser unterrichtete wahrscheinlich noch bis 1919, quittierte dann aber den Dienst als Lehrer, da er den Diensteid auf den neuen Tschechoslowakischen Staat verweigerte. Er widmete sich nun ganz der Bewirtschaftung seiner Äcker und Wiesen, die zum „Krätschen" gehörten.

Ende der zwanziger Jahre hatte Glaserhau neben der staatlichen Volksschule mit 11 Klassen noch eine zwei-, ab 1930 eine dreiklassige röm.-kath. Volksschule.

Es bestanden also seit 1930 14 deutsche Klassen mit 14 Lehrern.

Bau der neuen Schule am Scheibenbusch

1930—1931 baute die röm.-kath. Kirchengemeinde die neue vierklassige Schule mit zwei Lehrerdienstwohnungen auf der Scheib. Die Baukosten beliefen sich

Bürgerschule (Südostseite) mit Dorfansicht

auf 265 000 Kronen. Die Einweihung der Schule fand am 11. Oktober 1931 statt. Zu den vier Klassenräumen kam durch einen späteren Umbau von Nebenräumen noch ein weiterer Unterrichtsraum und ein Handarbeitsraum mit Schulküche hinzu.

In diesem Gebäude wurde 1939 die neuerrichtete Bürgerschule in Glaserhau mit zwei 1. Klassen (6. Schülerjahrgang), einer 2. und einer 3. Klasse untergebracht.

Laut Verfügung der deutschen Abteilung im Unterrichtsministerium in Preßburg wurden ab dem Schuljahr 1941/42 alle deutschen Schulen (Gemeinde-, Konfessions- und Staatsschulen) in Gemeindeschulen umgewandelt bzw. zu Gemeindeschulen zusammengelegt.

Bei der ständig steigenden Schülerzahl reichten die Klassenräume in den vorhandenen drei Schulen nicht aus. Es mußten Schulklassen in gemieteten Privathäusern außerhalb der Schule unterrichtet werden. Die 14 Schulklassen mit rund 700 Kindern waren untergebracht:

a) In der röm.-kath. Schule bei der Kirche; hier wurde 1930 durch einen Anbau ein zweiter Schulsaal geschaffen,
b) im Gemeindehaus (deutsches Haus) bis 1937 in drei Räumen,
c) im Spritzenhaus eine Klasse,
d) in der alten röm.-kath. Schule im Oberort; hier wurde 1942 aus der Lehrerdienstwohnung ein zweiter Schulraum gewonnen,
e) in der neuen Schule vier, später fünf Klassen und

f) im Privathaus der Familie Derer (Stuzl) eine Klasse.
Das baufällige Gemeindehaus wurde 1937 abgebrochen und an der gleichen Stelle ein neues Gebäude mit Notariat, Gemeindekanzlei und Wohnung für den Notar errichtet. Dadurch gingen drei Schulräume verloren. Es mußte in einigen Räumen Halbtagsunterricht (Schichtunterricht) erteilt werden.
Auch das Spritzenhaus wurde während des 2. Weltkrieges abgerissen und die Schulklasse in das leerstehende Lebensmittelgeschäft Deutelbaum verlegt.

Verzeichnis der Lehrer, die nach dem 1. Weltkrieg in Glaserhau tätig waren (Irrtümer, auch hinsichtlich der Zeitangabe, sind nicht auszuschließen):

An der Staatsschule:
Josef Stric von 1918—1919, August Palesch von 1919 (nur kurze Zeit), Bozena Friebovavon 1919 (nur kurze Zeit), Maria Sienel geb. Hospodarsky von 1919—1932, Leopold Sienel von 1919—1932, Max Matzner von 1919—1926, Josef Steiner von 1928—1930, Hans Fliegel von 1928—1931, Anni Kolb von 1931 (nur kurze Zeit), Herta Sager geb. Ticharsky von 1928—1936, Anton Kurzka von 1928—1933, Anna Kurzka geb. Hannak von 1932—1933, Anton Petruschka von 1929—1935, Anna Fundschler von 1929—1931 (1931 verst.), Karl Ziegler von 1933—1935, Eduard Holubar von 1932—1935, Paula Smrsch nur kurze Zeit, Josef Nowotny von 1929—1938, Rudolf Klein von 1930—1938, Julius Limtzer von 1932—1934, Josef Juranovsky von 1934—1935, Walter Kubiena nur kurze Zeit, Herta Nowotny geb. Fuchs von 1935—1938, Julie Novotny von 1936—1938, Emmi Fichner von 1936—1938, Irma Fichner von 1937—1938, Johann Kölbl von 1934—1938.
Nur für kurze Zeit waren tätig: Anton Sergowitsch, Egon Steberl, Marianne Köhler, Marie Bittner, Daniel Regitko, Marie Kämmerling.
Josef Ulicaj von 1936—1938. Lehrer Ulicaj geriet seit der Maifeier 1937 in den Verdacht, ein tschechischer Spitzel zu sein. Unbekannte Täter hatten ihm im Winter 1937/38 nachts in seinem Klassenzimmer sämtliche Fenster und auch die Türe aus den Angeln gehoben und versteckt. Er verstand den Wink und verschwand aus Glaserhau. Josef Pfeiffermann von 1936—1944, Hilde Pfeiffermann geb. Mollner von 1936—1944, Veronika Diwisch geb. Wesserle von 1939—1943, Valentin Paulowitsch von 1938—1939, Thilde Paulowitsch geb. Stingl von 1934—1939, Trude Köhler von 1939—1940, Vinzenz Neußer von 1939—1940, Trude Ehlers von 1940—1941, Helene Dienes von 1943—1944, Johann Wollner von 1937—1940, Marie Lang geb. Daubner von 1943—1944, Genoveva Höfner geb. Fuhrtag von 1937—1944 als Handarbeitslehrerin und Hauswirtschaftslehrerin.

Klassenbild der 6. Kl. 1936 mit Lehrer Hans Höfner, im Hintergrund Lehrerin Novotny

Als Aushilfe während des Krieges wurden angestellt: Frl. Grollmus aus Krickerhau und Leopold Tomala aus Glaserhau, beide nur für kurze Zeit.

Schulleiter

An der Staatsschule (ab 1941 Gemeindeschule)
Frau Sienel bis 1932, Anton Kurzka von 1932—1933, Kubiena von 1933—1934, Petruschka von 1934—1936, Nowotny von 1936—1937, Wollner von 1937—1940, Josef Pfeiffermann von 1940—1943, Höfner von 1943 bis zur Vertreibung.

An der röm.-kath. Volksschule:
Emil Gröbl von 1913—1945, Schulleiter bis 1941, Organist bis 1937; Margit Sikora von 1919—1920, ging an die Staatsschule nach Oberstuben; Eduard Strunz ist 1927 ins Sudetenland zurückgekehrt; Emil Sager von 1927—1936; Herta Nowotny geb. Fuchs von 1930—1935, ab 1935 an der Staatsschule; Johannes Höfner von 1935—1945, Organist von 1938 bis zur Vertreibung; Alfred Bayer von 1936—1938 als Aushilfslehrer für Johann Höfner, der den Wehrdienst ableisten mußte, Organist von 1937—1938; Helene Rohling von 1936—1943.

An der Bürgerschule:

Johann Wollner, Direktor von 1939—1944, wurde von den Partisanen ermordet; Helene Rohling von 1940—1943; August Bielesch von 1940 bis zur Vertreibung; Johann Höfner von 1940—1943; Ladislaus Wollner ist gefallen; Angela Stric; Genoveva Höfner geb. Fuhrtag als Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin.
Den Religionsunterricht erteilte der jeweilige Ortspfarrer. Erst in den letzten Jahren wurden als Katechetin Maria Lehner und als Katechet Adolf Tienes eingestellt.

Die slowakische Schule

Beim Bau der Eisenbahn Oberstuben—Krickerhau von 1928—1931 kamen, wegen der langwierigen Arbeiten an einem 3,5 km langen Tunnel zwischen Glaserhau und Krickerhau, viele slowakische Arbeiter mit ihren Familien nach Glaserhau. Das gab den slowakischen Behörden einen Grund, in Glaserhau eine einklassige slowakische Schule zu errichten. Untergebracht war sie anfangs bei Johann Kappl, später im Hause des Tischlermeisters Johann Hacaj (Slowake). Nach der Fertigstellung der Bahnlinie verließen die slowakischen Familien wieder Glaserhau, so daß diese Schule bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1939 nur schwach besucht war. An ihr wirkten die slowakischen Lehrer Johann Zakopecky, Anna Janosiková, Josef Stanovsky, Maria Minariková, Josef Makvasi und zuletzt für kurze Zeit Frau Elisabeth Bielesch. Zu ihren deutschen Kollegen bestand ein freundschaftliches Verhältnis.

Evakuierung der Schulen

Während des Partisanenaufstandes in der Slowakei, von dem an anderer Stelle berichtet wird, war Glaserhau vom 1. — 30. September 1944 von Partisanen besetzt. An einen geordneten Unterricht war auch nachher nicht mehr zu denken, da die Front im Osten immer näher rückte. Die deutsche Volksgruppenführung in Preßburg ließ deshalb alle Vorkehrungen für eine Evakuierung der Schulen und der Zivilbevölkerung treffen.
Mit der Evakuierung der Glaserhauer Bürgerschule beauftragte die deutsche Abteilung des Schulministeriums den Lehrer August Bielesch. Hierüber schreibt seine Frau:

Nach vielen Vorbereitungen fuhren wir im November 1944 mit den Jungen der

Schule nach Mährich Neustadt. Die Mädchen kamen auf einen Gutshof außerhalb von Mährisch Neustadt. Die Mädchen wurden von der KLV (KLV = Kinderlandverschickung) übernommen und weiter betreut. Als die Front Anfang Februar näher kam, mußten wir mit den Jungen über Reichenberg und Prag nach Weseritz in Westböhmen. Kurz vor Kriegsende wurde mein Mann noch zur Wehrmacht abkommandiert und die Schulkinder bekamen einen Vertreter.
Am 8. Mai nach der Kapitulation kehrte mein Mann wieder zurück und schickte die Schüler, soweit möglich, zu ihren Eltern oder Verwandten, die nur wenige Kilometer entfernt in Chodau evakuiert waren. Es blieben 5 Jungen zurück, deren Eltern in Norddeutschland wohnten. Der amerikanische Kommandant wohnte in Weseritz im Haus des Schulleiters, in dem auch wir untergebracht waren. Eines Tages sollten die evakuierten Reichsdeutschen in ihre Heimatorte zurückbefördert werden, weil die Amerikaner diesen Streifen Land räumen mußten, und die Russen ihn später besetzten. Es wurde uns gesagt, wenn wir Verwandte in Deutschland hätten, sollten wir auch mitgehen. So fuhren wir alle — 2 Erwachsene, 3 eigene Kinder, 2 Kinder meiner Schwägerin und die 5 Jungen — mit dem Transport nach Norddeutschland mit. In Eisenach mußte nachts Wache gehalten werden, da dort russische Kriegsgefangene freigelassen waren.
In Soltau trennten wir uns vom Transport, der nach Norddeutschland weiterfuhr. Uns brachte ein Güterzug nach Brockhöfe und Wulfsode, wo die Eltern meines Mannes evakuiert waren. Die Jungen wurden zu ihren Eltern gebracht, die in der Umgebung von Ebstorf wohnten. Mein Mann arbeitete bis zu seiner Entnazifizierung in der Uelzener Zuckerfabrik. Am 1. März 1946 bekam er eine Lehrstelle in Rinteln, wo er bis zu seinem Tode als Lehrer tätig war.

Über die Evakuierung der Volksschulklassen 1—5 berichtet uns Frau Hanni Würch, geb. Nikles:

Nachdem die schreckliche Zeit der Partisanenbesetzung durchgestanden und mit Hilfe der deutschen Wehrmacht wieder etwas Ruhe und Ordnung hergestellt war, wurden über die Kreisdienststellen Kremnitz und Deutsch-Proben die Evakuierung des gesamten Hauerlandes in Angriff genommen. Man begann mit den Schulen, die bereits im November 1944 geschlossen verlegt wurden. Sicher fiel es keiner Mutter leicht, sich von ihren schulpflichtigen Kindern zu trennen. Aber angesichts der furchtbaren Mordtaten, die von den Partisanen verübt worden waren, war es doch auch beruhigend, die Kinder weg vom Unruheherd in Sicherheit zu wissen.
Die Klassen 1—3 waren im Kreis Fulnek (Nordmähren) in den Orten Waltersdorf und Kamnitz und in Botenwald, Kreis Wagstadt, untergebracht. Lehrer

Emil Gröbl aus Glaserhau war ebenfalls in Botenwald untergebracht und unterrichtete in der Schule im Ort. Ich nehme an, daß er die Verbindungsperson der Klassen 1—3 mit der KLV-Dienststelle in Reichenberg war. Die Klassen 4 und 5 kamen geschlossen in ein Lager außerhalb von Odenwald. Diese Information habe ich von Frau Großmann (Schargans Lenka), die Ende Januar ihre Tochter Maria aus diesem Lager abholte. Sie erzählte mir, daß das Lager von einer Lehrerin aus Krickerhau, Fräulein Tienes, geleitet wurde.
Die Mädchen der Bürgerschule waren auf einem Gutshof in Aich außerhalb von Mährisch Neustadt untergebracht. Diese Mitteilung machte mir Frau Tonhäuser, geb. Metzele (Strschn Lenki). Sie war eine der Betreuerinnen, die für Spiel- und Freizeitgestaltung im Lager eingesetzt waren. Hier unterrichtete auch Frl. Maria Lehner, Katechetin aus Glaserhau.
Ich selbst war zu dieser Zeit im Mitarbeiterstab der Evakuierungskommission und später in der KLV-Dienststelle in Reichenberg und ab Februar 1945 in der KLV-Dienststelle in Eger tätig.

Ich will versuchen, die Situation dieser Zeit ein wenig zu schildern:

Die Evakuierung mit anschließender Unterbringung verlief ohne große Schwierigkeiten. Sowohl in Glaserhau als auch in den Unterbringungsorten war alles sehr gut organisiert. Die Sonderzüge wurden von Männern des Heimatschutzes begleitet, die vor allem für den Transport des Gepäcks bis an Ort und Stelle sorgten. Die Transporte wurden von Vertretern der Kreisleitung des Roten Kreuzes und der Jugendführung in den jeweiligen Standorten in Empfang genommen.
Ging es während der Fahrt noch recht lustig und unterhaltsam zu, so wurde es spätestens beimVerlassen des Zuges und beim Anblick der fremden Umgebung recht still und bedrückend. Besonders hart war es für die Kinder der Klassen 1—3, die privat untergebracht wurden. Die Familien, die bereit waren und die Möglichkeit hatten, ein Kind aufzunehmen, waren gekommen, um die kleinen Gäste in Empfang zu nehmen. Die Einzelkinder waren recht schnell verteilt, nur für die Geschwisterpaare, die sich absolut nicht trennen wollten, sah es eine Weile nach Problemen aus.
Die Geschwister Willi und Elfi Medwed und Fredi und Berta Nikles hielten sich fest an den Händen und waren trotz allem Zureden nicht bereit, einander loszulassen. Nach einer kurzen Beratung konnte auch dieses Problem zur Zufriedenheit der Kinder gelöst werden. Die Geschwister Medwed kamen zu Bauern in Kamnitz, deren Höfe unmittelbar nebeneinander lagen und die Geschwister Nikles nahm der Herr Pfarrer von Waltersdorf in sein Haus.
Die Glaserhauer Kinder hatten in kurzer Zeit die Herzen ihrer Gastgeber er-

obert. Die Jungen, von zu Hause an Arbeit gewöhnt, machten sich auf dem Hof nützlich. Die Mädchen halfen im Haus. Der Pfarrer von Waltersdorf hatte noch nie so viele Ministranten zur Verfügung, wie zu dieser Zeit, denn die Glaserhauer Buben waren mit großem Eifer für diesen Dienst bereit. Schon nach einigen Wochen schrieben die Kinder nach Hause, daß ihre Pflegeeltern bereit sind, die Mütter und noch andere Erwachsene auf dem Hof aufzunehmen. Einige Familien nahmen die Einladung mit Dank und Erleichterung an, in der Hoffnung, endlich einen guten Platz als Bleibe gefunden zu haben und fuhren im Januar in Richtung Fulnek und Wagstadt. Aber lange konnten sie hier auch nicht bleiben.

Schon im Februar mußten sie wegen der näherrückenden Ostfront dieses Gebiet verlassen. Die Kinder, die privat untergebracht und zu diesem Zeitpunkt von ihren Eltern noch nicht abgeholt worden waren, wurden mit Hilfe der KLV-Organisation und des Roten Kreuzes in den Raum um Karlsbad verlegt, weil inzwischen in Chodau bei Karlsbad ein Sammellager für die Glaserhauer eingerichtet worden war.

Der Transport mit den Frauen, die zu ihren Kindern in die bereits erwähnten Orte Fulnek und Wagstadt gekommen waren, fuhr nach Österreich und später nach Bayern.

Das KLV-Lager der Klassen 4 und 5 außerhalb von Botenwald wurde ebenfalls in den Raum Karlsbad, Marienbad und Eger verlegt. Die Mädchenbürgerschule wurde im Februar 1945 nach Einsiedel bei Marienbad gebracht. Gemeinsam mit der Mädchenbürgerschule aus Drexlerhau fand man in dem schönen, altehrwürdigen Kloster Notre-Dame eine sehr gute Unterkunft. Die Leitung des Lagers hatte ein Lehrer aus Drexlerhau übernommen. Wir, das heißt die Mitarbeiter in den KLV-Dienststellen, waren stets bemüht, trotz aller Verschiebungen der KLV-Lager, die Verbindung der Schulkinder zu den Erwachsenen und Angehörigen aufrechtzuerhalten, um die Kinder, sobald die Angehörigen eine einigermaßen akzeptable Unterkunft hatten, diesen zuzuführen.

Alle, die diese Zeit miterlebt haben, wissen, daß sich die Ereignisse in den Monaten März und April 1945 überstürzten. Die Städte, und vor allem die Bahnhöfe, wurden bombardiert und in Schutt und Asche gelegt. Sogar Karlsbad, als Lazarettstadt bekannt, blieb nicht verschont. Die Fronten von Ost und West kamen bedrohlich aufeinander zu.

In den letzten Apriltagen erreichte mich ein Hilferuf aus dem KLV-Lager Einsiedel. Mit Paula Bielesch (Sigis Lenki) machte ich mich auf den Weg nach Einsiedel. Wir fanden ungefähr 20 bis 25 Mädchen aus Glaserhau vor, die auf eine Möglichkeit warteten, nach Karlsbad und Chodau zu Verwandten oder Bekannten zu kommen. Da kein Zug mehr fuhr und auch keine andere Fahrmöglichkeit vorhanden war, machten wir uns mit dem nötigsten Handgepäck zu Fuß

auf den Weg. Am Abend des ersten Tages kamen wir müde, hungrig und durstig in Pirkenhammer, einem Vorort von Karlsbad, an. Es wurde schon dunkel. Wir beschlossen, deshalb im Ort zu übernachten. Ich ging in das erstbeste Haus und bat um Hilfe. Die Menschen waren sehr nett und hilfsbereit und wollten uns sofort einzeln bei Familien für die Nacht unterbringen. Aber wir wollten uns nicht trennen. So schaffte man schnell etwas Stroh in eine Scheune, legte ein paar Decken darauf — und das Nachtlager war fertig. Auch einen großen Topf mit heißem Tee brachte man uns noch in die Scheune. Dazu aßen wir trockenes Brot. Eine halbe Stunde später lagen die Mädchen eng aneinandergeschmiegt unter den Decken und schliefen.
Paula und ich erkundigten uns noch nach dem kürzesten Fußweg durch Karlsbad nach Chodau und legten uns dann auf das Stroh, um etwas auszuruhen; denn wir wollten am frühen Morgen wieder weiter. Am nächsten Tag bewältigten wir tatsächlich den Rest der Strecke. Kanonendonner im Rücken von der Westfront, Kanonendonner vor uns von der Ostfront beflügelten unseren harten Marsch. Die Freude, mit der wir im Lager in Chodau empfangen wurden, entschädigte uns für alle Strapazen.

Auf der Flucht vergessen

Aus dem Bericht von Frau Würch können wir entnehmen, daß von den zuständigen Stellen und verantwortlichen Personen alles getan wurde, um die evakuierten Kinder zu ihren Eltern zu bringen. Trotzdem wurde das 6jährige Kind Anni Krohlas irgendwo zurückgelassen.
Die Mutter Krohlas, die am 21. September 1944 bei der Erschießung der Glaserhauer Männer auch ihren Mann verloren hatte, fand nach der Aussiedlung mit ihren 4 unmündigen Kindern in Rippberg, einem kleinen Dorf im badischen Odenwald, eine neue Heimat.

Nach 14 Jahren bangen Suchens konnte die Mutter an einem Oktobertag 1958 in Rippberg ihre inzwischen 20jährige Tochter in die Arme schließen.
Anni Krohlas weiß nur noch, daß sie bei einem Kindertransport irgendwo auf einem Bahnhof von der Betreuerin vergessen wurde. Das kleine Mädchen wurde von einem Lager ins andere gebracht und 1947 von einer Arbeiterfamilie im Erzgebirge aufgenommen. Diese Familie ermöglichte ihr den Besuch der Realschule und besorgte für sie eine Lehrstelle als Zahntechnikerin.
Nach diesem unverhofften Wiedersehen überließ es die Mutter ihrer Tochter, ob sie in die Gemeinschaft ihrer Geschwister und Mutter heimkehren oder ob sie bei ihren Adoptiveltern in der DDR bleiben möchte. Anni Krohlas hatte

sich in Sachsen als Zahntechnikerin eine Existenz aufgebaut und ist zu ihren Adoptiveltern zurückgekehrt.

Der Deutsche Kulturverband und seine Schutzarbeit

Mit Ende des 1. Weltkrieges und dem Zusammenbruch der Donau-Monarchie Österreich-Ungarn 1918 setzte bei den Deutschen in der Slowakei eine Rückbesinnung auf die Geschichte ihrer Siedlungsgebiete und kulturellen Leistungen in der Vergangenheit ein. Die ältere Generation, vor allem unter der Intelligenz, konnte aber ihren madjarischen Patriotismus, zu dem sie durch die rigorosen Madjarisierungsbestrebungen der Ungarn erzogen worden war, nicht vergessen. Die jüngere Generation, die nach 1918 deutsche Schulen besuchte und ihr Hochschulstudium in Prag und Brünn fortsetzte, und die jungen sudetendeutschen Lehrer, die seit den zwanziger Jahren in die Slowakei kamen, schufen die Voraussetzungen für den Neubeginn in der deutschen Volksgruppe der Slowakei.
In den ersten Jahren der neu errichteten Tschechoslowakischen Republik wurde überall dort, wo der Unterricht in deutscher Sprache gefordert wurde, durch die Prager Regierung die Genehmigung erteilt, weil man sich dadurch eine Minderung des madjarischen Einflusses erhoffte. Allein aus diesem Grunde hatte man von seiten der tschechischen Behörden nichts gegen die Aufnahme kultureller und wirtschaftlicher Beziehungen des Deutschtums der Slowakei zu den Sudetendeutschen. So kamen nach 1918 viele Sudetendeutsche, vor allem wandernde Jugendgruppen, in die bisher wenig oder gar nicht bekannten deutschen Sprachinseln der Slowakei (Zips, Hauerland, Preßburg und Umgebung), um dieses Land und seine Menschen kennenzulernen.
Als aber Prag die staatliche Verwaltung in der Slowakei aufgebaut und fest in den Händen hatte, die hohen Staatsämter mit Tschechen und Slowaken, die den Prager Zentralismus bejahten, besetzt waren, wurden die Anträge auf Errichtung von weiteren Schulen in den deutschen Sprachinseln nur zögernd behandelt oder abgelehnt. Damit begann eine Politik der Nadelstiche durch die staatlichen Behörden gegen die Schulen und die kulturellen Einrichtungen der Deutschen in der Slowakei, und der Nationalitätenkampf war zuallererst ein Sprachenkampf und damit eine ständige Auseinandersetzung um die deutsche Schule. So hatte z. B. die Stadt Kremnitz mit der deutschen Schule nach 1918 den Anschluß verpaßt, weil ihre Stadtväter an der ungarischen Schule festhalten wollten. Als dies abgelehnt wurde, war es auch für die deutsche Schule zu spät. Erst 1927 konnte der Deutsche Kulturverband einen Kindergarten und später auch eine Kulturverbandsschule eröffnen, wobei die Sach- und Personalkosten vom

Kulturverband übernommen werden mußten. Die Errichtung einer öffentlichen deutschen Schule wurde von der staatlichen Schulbehörde auch weiterhin versagt.
Im ganzen Hauerland mit seinen mehr als 50 000 Deutschen wurde weder eine deutsche Bürgerschule noch ein deutsches Gymnasium genehmigt.
In Bries, einer rein deutschen Gemeinde im Hauerland, wurde erst nach einem dreijährigen Elternstreik eine deutsche Schule bewilligt. Schon diese drei Beispiele aus dem Hauerland zeigen, welch schulischen Kleinkrieg die deutsche Volksgruppe um ihre Rechte zu führen hatte. Aus diesem Hintergrund wird die Tätigkeit des Deutschen Kulturverbandes als Selbsthilfe jenseits aller Parteipolitik und im Rahmen der staatlichen Gesetze verständlich.
Bis 1918 wurden in den gemischtsprachigen Gebieten Österreichs mit Unterstützung des „Deutschen Schulvereins" deutsche Schulen errichtet und unterhalten. In Böhmen und Mähren, den sogenannten historischen Ländern, mußte nach dem Umsturz eine Neugründung erfolgen. So wurde am 2. November 1919 in Prag der „Deutsche Kulturverband" gegründet. Seine Aufgabe war die Erhaltung der deutschen Sprache, die Verteidigung der deutschen Schule — im Sudetenland schlossen die Tschechen 4000 deutsche Schulklassen — und die Förderung des deutschen Kulturgutes.
Auf ihren Ferienfahrten der sudetendeutschen Jugend in die deutschen Sprachinseln der Slowakei entstanden rege Kontakte mit den Bewohnern, wobei vor allem die Jugend mit den deutschen Volksliedern und Volkstänzen vertraut wurde. So wurde das Schicksal der Sprachinseldeutschen in den sudetendeutschen Kreisen bekannt, und die Leitung des Deutschen Kulturverbandes in Prag erkannte sehr bald, daß auch die Deutschen in der Slowakei betreuungsbedürftig waren. Deshalb kam es auch hier bald zur Gründung von Ortsgruppen durch hauptamtliche Kulturverbandssekretäre. Der Karpatengau des Deutschen Kulturverbandes hatte seine Geschäftsstelle in Preßburg und wurde von dem Gausekretär geleitet.
Da es im Hauerland bis 1939 keine Bürgerschulen gab, übernahm der Kulturverband die Kosten für jene Volksschulabgänger, die an einer deutschen Bürgerschule im Sudetenland die Bürgerschulprüfung ablegten, ebenso die Schul- und Internatskosten, oder wenigstens einen Teil davon, für eine heranwachsende Lehrergeneration, für Schüler an Gymnasien oder auch für Studenten an den Hochschulen in Prag und Brünn. Ebenso konnten zahlreichen Jugendlichen Lehrstellen im Sudetenland vermittelt werden, wo ihnen in den dortigen Berufs- und Fachschulen eine gute Ausbildung zuteil wurde.
In unserer Gemeinde gründeten die Lehrer 1925 eine Ortsgruppe des Kulturverbandes, deren Vorsitz Oberlehrer Josef Stric übernahm. Die Kulturverbandsarbeit wurde vielfach von der Lehrerschaft und dem Pfarrer getragen und er-

streckte sich auf Lichtbildervorträge, Filmvorführungen, Vortragsabende, Theaterabende, Volkstumsabende mit Volkstanz und Volkslied, Feste auf der Dorfwiese (auf dem Scheibenbusch oder auf der „Emt"), Mitarbeit im Verband für Kinderschutz und Jugendfürsorge, Unterstützung bei der Gründung der Raiffeisenkassen und der Turnvereine.
Die Einnahmen bei den Veranstaltungen kamen dem KV zugute, von denen auch eine Gemeindebücherei eingerichtet wurde. Von den Theaterveranstaltungen ist die Aufführung der Operette „Winzerliesel" hervorzuheben, die von den Lehrkräften einstudiert und nicht nur in Glaserhau, sondern auch in den Nachbarorten mit Erfolg aufgeführt wurde.
Im Herbst 1938 wurde die Tätigkeit des Deutschen Kulturverbandes in der Slowakei und damit die Schutzarbeit für das deutsche Schulwesen und die gesamte Kulturarbeit von dem Kulturamt der Deutschen Partei übernommen, wobei der Gausekretär des Kulturverbandes Hans Friedl zum Leiter dieses Kulturamtes bestellt wurde.
Für sämtliche Belange der deutschen Volksgruppe wurde bei der slowakischen Regierung in Preßburg das deutsche Staatssekretariat mit Staatssekretär Franz Karmasin und im Ministerium für Schulwesen und Volkskultur eine eigene „Deutsche Abteilung" errichtet, dessen Leiter Prof. Dr. Paul Wodilla direkt dem Schulminister unterstellt war.
Für Glaserhau ist noch bemerkenswert, daß der ehemalige Glaserhauer Lehrer Anton Kurzka zum Landesschulinspektor für die deutschen Volks- und Bürgerschulen in der Slowakei ernannt wurde und daß der Pfarrer Josef Steinhübl einer der beiden deutschen Abgeordneten im Parlament der slowakischen Republik war (der zweite war Franz Karmasin).

Sitte, Brauchtum und Aberglauben

„Besseres kann kein Volk vererben, als ererbten Väterbrauch.
Wo des Landes Bräuche sterben, stirbt des Landes Blüte auch."
von Ottokar Kernstock

Der deutsche Gelehrte Alexander von Humboldt sagte einmal: „Der Mensch trägt den Charakter der Scholle, auf der er geboren wurde." Das trifft auch auf uns und unsere engere Heimat zu. Jede Landschaft formt ihre Menschen und mit den Menschen auch ihre Sitten, Bräuche und auch den Aberglauben, den ich lieber Volksglauben bezeichnen möchte.

Unser Glaserhau war ein einsames, verträumtes Dorf, aber reizend in seiner Lage. Hier war der Mensch im täglichen Leben mit der Mutter Erde fest verwachsen.

Die Scholle, auf der unsere Wiege stand, war uns schon als Kinder aufs engste vertraut. Die Wälder, Bäche und Wiesen waren unsere Tummelplätze einer glücklichen Jugend. Und vertraut war uns auch die Tierwelt, von der so manches Stadtkind nichts wußte. Wir können ruhig sagen, unsere Dorfgemeinschaft war das Schönste daheim. In ihr konnte Sitte und Brauchtum die schönsten Blüten treiben und sich entwickeln, ob wir nun das weltliche oder religiöse Brauchtum betrachten.

Wir können unsere Kindheit, Jugend und die Erziehung in unserer Dorfgemeinschaft nicht ablegen und vergessen, auch wenn wir alles nach so vielen Jahren nicht mehr wahrhaben wollen. In irgendeinem verborgenen Winkel der Herzen lebt die Heimat und mit ihr auch die Sitte, die Bräuche und auch der Aberglaube. Nun sind durch die Vertreibung alle diese uralten Sitten und Gebräuche in Gefahr, für immer verloren zu gehen. Sie waren aber jahrhundertealtes Kulturgut, das in unserer Dorfgemeinschaft fest verwurzelt war. Es zu retten und für die Nachwelt zu erhalten, hat sich auch unser Heimatbuch zur Aufgabe gemacht.

Wir dürfen aber Sitte und Brauchtum nicht in einen Topf werfen. Sitte unterscheidet sich sehr wesentlich vom Brauchtum der Menschen. Die Sitte entfaltet sich ganz besonders im engen Kreis der Familie, wo sie gelebt und gepflegt wurde. Der Mensch kann sittsam erzogen werden, er nimmt gute Sitten mit ins Leben. Gute Sitten können ihn daher zum gläubigen Menschen, schlechte Sitten aber auch zu einem schlechten Charakter formen.

Brauchtum ist etwas anderes. Das Brauchtum gehört zum alltäglichen Leben der Menschen, im weltlichen wie im religiösen Bereich. Es macht sich nach außenhin in der Dorfgemeinschaft bemerkbar. Hierher gehören die kirchlichen Feste, sowie das dörfliche Leben im Laufe des Jahres.

Fasching

Bei uns in Glaserhau verstand man unter Fasching die drei letzten Tage vor Aschermittwoch. Das war der Faschingssonntag, Faschingsmontag (Rosenmontag) und Faschingsdienstag. Zu Fasching wurden, wie auch an den anderen Festen des Jahres, Kuchen gebacken: Peltschen, Quarkkuchen, Strezel, Mohhäjnala. Die meisten Arbeiten hatten den Flachs gesponnen und zum Teil auch schon gewebt. Die Federn waren geschlissen. Denn wenn eine heiratsfähige Tochter im Haus war, mußten die Betten zu Fasching für die Hochzeit fertig sein, denn geheiratet wurde meist zu Fasching. Jetzt hatte man Zeit zum Feiern. Samstag, Faschingssonntag und Rosenmontag mußte unser Pfarrer viele junge Paare trauen.

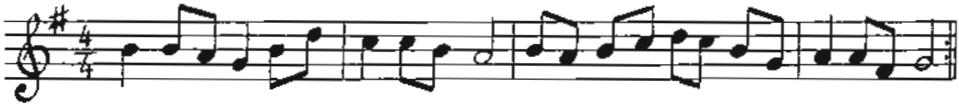
Die Faschingszeit war seit eh und je eine lustige, tanzfreudige Zeit. Ganz früher, als es noch keine Tanzsäle gab, so erzählten unsere Großeltern, kamen die Nachbarn in einer großen Stube zusammen. Die Mädchen brachten die Eßwaren und die Burschen die Getränke mit, und jedes Örtl feierte Fasching für sich. Als 1890 in Kretschen (Erbrichterhaus) die erste Gaststätte mit einem Tanzsaal eröffnet wurden, fanden sämtliche Unterhaltungen in Kretschen statt.

Nach der Jahrhundertwende wurde schon in drei Lokalen getanzt. Die Oberörtler beim Tiroler, die Mittelörtler beim Windholz (später Raiffeisenkasse) oder im Konsum und die Unterörtler beim Paldauf. So blieb es bis zum Bau des Kulturheimes 1941. Ab dieser Zeit fanden alle Veranstaltungen im Kulturheim statt. Die Tanzunterhaltungen dauerten am Faschingssonntag und Faschingsmontag bis zum nächsten Morgen und am Faschingsdienstag nur bis 24 Uhr. Während der Tanzabende und Nächte ging es auf dem Tanzboden immer recht lustig zu. Auch die Mütter der tanzenden Mädchen und Töchter wollten sich das Faschingsvergnügen nicht entgehen lassen und besetzten rechtzeitig die Plätze an den Wandbänken, während die Väter den Aufenthalt in der Gastwirtschaft vorzogen. In den Tanzpausen standen die Mädchen in Gruppen oder bildeten, oft auch mit den Burschen, in der Mitte des Tanzsaales einen Kreis und sangen lustige Volks- und Liebeslieder. Die Musikkapelle spielte jeweils einen Walzer, Polka und Tschardasch oder Schieber auf eine Tour. Zuweilen wurde auch ein Tango oder English-Waltz versucht. Wenn sich dabei die Musik und die Tänzer auch noch schwer taten, es galt schon der Versuch als ein Fortschritt.

Dabei hatten sich in diesen Tagen die Verheirateten besonders hervorzutun. Die Ehemänner mußten nämlich bei der Polka durch Luftsprünge zeigen, daß sie ihren Frauen im kommenden Sommer eine gute Flachsernte wünschten. Wehe, wenn der eine oder andere zu tief ins Glas geschaut hatte und deshalb seine Tanzbeine nicht mehr richtig schwingen konnte. Dem blieb bei einer schlechten

Flachsernte der Vorwurf nicht erspart, beim Tanz im Fasching zu wenig dafür getan zu haben.
Gegen Mitternacht wurde zur allgemeinen Belustigung mit dem „Tücheltanz" begonnen, den der Altknecht oder Veranstalter eröffnete. Burschen und Mädchen bildeten einen großen Kreis. Bei den Klängen des „Tüchltanzes" drehte sich der Altknecht mit einem Tüchl (Kopftuch) in der Hand, innerhalb des Kreises, und forderte mit dem Tüchl durch Berühren ein Mädchen auf, das Tuch, das er vor dem Mädchen auf dem Boden hin und her schleifte, durch Daraufsetzen eines Fußes festzuhalten. Das Tuch wurde dann auf dem Boden ausgebreitet, beide knieten sich auf das Tuch, während die Musik einen Tusch spielte, küßte sich das Paar vor den lachenden und klatschenden Zuschauern. Das Zieren der Mädchen, sich nicht küssen zu lassen, erhöhte noch die gute Stimmung. Danach tanzte das Paar noch ein paar Walzertakte, dann übergab der Bursche das Tüchl dem Mädchen und stellte sich in die Reihe der anderen. Nun forderte das Mädchen auf die gleiche Weise einen Burschen zum Kuß und Tanz heraus. Dieser wählte wieder ein Mädchen und so wechselte und dauerte das neckische Spiel oft eine Stunde und länger.
Statt des Tücheltanzes wurde zur Abwechslung der Besentanz getanzt. Hier kam es nicht zum Kuß des Paares, sondern, wer beim Aussetzen der Marschmusik bis zum anschließenden Walzer keinen (e) Partner (in) bekam, mußte die Walzerrunde mit dem Besen drehen. Erst beim Tagesanbruch beendete die Musikkapelle mit einem Kehraus-Marsch die Unterhaltung.
Auch die Nacht vom Montag auf Dienstag wurde durchgetanzt. Am Dienstagmorgen wurden von jedem Tanzsaal zwei Burschen, beide maskiert, einer davon als „Oschawra" (Aschenfrau), mit einem Musikanten und einem Sammler von Haus zu Haus geschickt. Hier tanzten erst die beiden miteinander, dann forderte die Oschawra den Hausherren, der Tänzer — oder Oschao, die Hausfrau zum Tanze auf. Waren erwachsene Mädchen und Burschen anwesend, wurde auch mit ihnen eine Runde gedreht. Mit Eiern, Speck, Wurst oder Geld wurden sie verabschiedet. Die Oschawra trug als Abwehrstock eine „Schmiapjescht" (Weiselbürste an einem langen Stiel), mit der sie die frechen Kinder, die an ihren alten Kleidern zupften, abwehrte und in den Schnee stieß. Am Abend wurden die gesammelten Eßwaren von den Burschen verspeist und das Geld vertrunken.
In den letzten 20 Jahren vor der Vertreibung organisierten die Ortsburschen einen alten, schon fast vergessenen Tanz, den sogenannten Steckentanz. Ungefähr 10 Burschen in der alten Tracht, mit Stiefelhosen, schwarzen Stiefeln und Trachtenwesten, die Hüte mit weißen Bändern geschmückt und jeder mit einem meterlangen Stock, der letzte mit einem großen Kochlöffel ausgerüstet, wurden begleitet von zwei Musikanten und zwei Sammlern; sie zogen von Haus zu

Haus und tanzten ihren Steckentanz in der Stube oder auf dem Hof nach folgender Melodie:



Auch die Zigeuner nutzten die gute Laune der Dorfbewohner aus. Mit einem Spieß (Eisenstange) zogen sie durch das Dorf und baten überall mit einem Lied: „Fašangi turice . . ." um ein Stück Speck für ihren Spieß. Am Schluß des Liedes sprangen sie hoch, und mit dem Wunsch: „So hohen Flachs sollt ihr haben" verabschiedeten sie sich und gingen ins nächste Haus.
Am Faschingsdienstag wurde nur bis Mitternacht getanzt. Pünktlich um 24 Uhr wurde der „Fasching begraben", indem die große Baßgeige (Prom) der Musikkapelle, symbolisch waagrecht liegend, aus dem Tanzsaal getragen wurde. Es fehlte nicht an Spaßmachern, die der Baßgeige als Trauergäste folgten und ein Klagelied anstimmten. Mit dem Kehrausmarsch verließen alle den Tanzsaal.
Bei einer Tanzveranstaltung war früher neben der Genehmigung der Gemeinde auch die Zustimmung des Pfarrers notwendig. Beim Einholen der Genehmigung wurde dem Pfarrer jedesmal vom Altknecht und Tanzmeister eine geschlachtete Gans geschenkt.
Pfarrer Turek fand einmal die Gans zu klein und verlangte eine größere. Verärgert verließen beide mit der Gans das Pfarrhaus und seitdem gab es für den Pfarrer keine Gans mehr.

Das Brauchtum an Ostern

Einem alten Brauch zufolge liefen wir als Kinder am Gründonnerstag, wenn die Kirchenglocken während der hl. Messe das Gloria verkündeten, um dann bis zur Auferstehungsmesse am Karsamstag zu schweigen (gebunden wurden oder nach Rom gereist waren, wie man daheim sagte), eilends zum Dorfbach und wuschen uns dort noch während des Läutens das Gesicht, um stets von Augenschäden und Sommersprossen verschont zu bleiben, wie es im Volksmund hieß. Die gleiche Zeremonie wiederholte sich am Karsamstagvormittag, wenn die Glocken wieder beim Gloria der Messe ihr Schweigen brachen — also wieder aufgebunden wurden und aus Rom wieder zurückgekehrt waren —, um die Auferstehung des Herrn zu verkünden.

Musikkapelle — Kabas: „Finko", Kabas, Tienes Johann, „Keschpala", Tienes August, Macho Josef

Das Baden (Pon) am Ostermontag

Ein anderer Osterbrauch, bei dem das Wasser auch eine besondere Rolle spielte, war das Baden der Mädchen und Frauen durch das starke Geschlecht.
Als Knaben füllten wir uns schon viele Tage vor Ostern eine Flasche mit Wasser und schnitten Apfelsinenschalen darein, damit es ein gewisses Aroma bekam. Parfüm konnte man sich zu der Zeit nicht leisten, da das Geld dafür viel zu knapp war. Am Ostersonntag banden wir über die Flaschenöffnung einen kleinen Leinenlappen, damit man das Wasser in kleinen Mengen verspritzen konnte.
Am Morgen des Ostermontags zogen wir dann mit der Flasche in der Hand rechtzeitig los, um verwandten und bekannten Mädchen die Ehre anzutun. Stolz warteten sie schon darauf, „gebadet" zu werden. Vor einer Haustür angekommen, schlackerten uns oft vor Angst die Knie. Wir überwanden jedoch die Scheu sehr schnell, da wir die Gewißheit hatten, für das Baden etwa eine Krone geschenkt zu bekommen. In der Stube warteten schon die Mädchen und ließen sich anstandslos einige Tropfen des aromatischen Wassers auf ihr Haar spritzen. Von der Hausfrau bekamen wir dann das Geldgeschenk überreicht. Da

die Zeit drängte, verließen wir sofort mit einem „N Gott's Noma" (in Gottes Namen) das Haus und eilten zum nächsten, denn die Badezeit war bis etwa 8 Uhr begrenzt. Danach, so sagte man, hätten die Vögel das Wasser bereits verunreinigt.
Galt das Baden der Knaben mit der Flasche als eine Kavalierstat den Mädchen gegenüber, so waren die Methoden der Burschen und Männer etwas derber.
Sie zogen bereits in der Nacht vom Ostersonntag zum -montag in Gruppen los, holten die Mädchen oft aus den Betten und schütteten ihnen eimerweise Wasser über die Köpfe. Nicht selten zogen sie sie zu einem Brunnen und übergossen sie von oben bis unten mit eiskaltem Wasser. Sträubten sich dabei Mädchen, ihr Bett zu verlassen, mußten sie dies teuer bezahlen. Die Burschen schreckten dann auch nicht davor zurück, ihnen einen Eimer voll Wasser ins Bett zu schütten.
Ging es bei diesem Osterbaden auch nicht immer zimperlich zu, so fühlten sich die Mädchen durch den Besuch der Burschen doch geehrt. Mädchen, die nicht besucht wurden, betrachteten sich in ihrer Ehre gekränkt.
Am Osterdienstag drehten die Damen zuweilen den Spieß um und bedachten die Burschen und Männer, wenn sie diese überlisten konnten, reichlich mit Wasser.

Unter dem Maibaum (Maapam)

Am Vorabend des 1. Mai versammelten sich örtelweise Burschen (Burschenschaft eines kleinen Wohnviertels), um bei einem Mädchen, das sie besonders verehrten, einen Maibaum aufzustellen. Dieser wurde schon Tage zuvor im Wald geholt und bis zum Gipfel entrindet. Bevor man ihn aufstellte, wurden die Zweige des Gipfels mit bunten Papierstreifen geschmückt. Es bedurfte einer mühseligen Arbeit, bis der Baum aufgestellt und in einem dafür vorgesehenen Loch festgestampft wurde. Um so größer war die Freude der Burschen, wenn ihnen am Morgen des 1. Maitages die große Überraschung geglückt war.
In letzter Zeit wurde alljährlich auf der „Scheib" eine große, gemeinsame Maifeier begangen. Zu diesem Zwecke fällte man eine lange, schlanke Fichte, entrindete sie und verzierte deren Gipfel mit farbigem Behang.
Fast die gesamte Jugend kleidete sich in Glaserhauer Tracht und nahm im Unterort Aufstellung. Der Maibaum wurde auf einen langen Wagen geladen und mußte am Ende zusätzlich von zwei Burschen mit Stangen gestützt werden, damit der Gipfel nicht abbrach. Vor den Wagen hatte man 2 geschmückte Pferde angespannt. Mit Musik und Gesang bewegte sich der Zug durch das Dorf bis zum Scheibenbusch hinauf. Die Bevölkerung nahm daran regen Anteil, so daß ein wahres Dorffest daraus wurde. Auf der großflächigen Anhöhe, der „Scheib",

angekommen, wurde der riesige Maibaum von gewandten Burschenhänden emporgehievt. Als sein Stamm im Boden befestigt war, schwankte der Gipfel hoch im Wind, als ob er mit großen Augen über Dorf und Landschaft hinwegschauen wollte.
Bis in die Dunkelheit des Abends hinein sangen Burschen und Mädchen Frühlings- und Mailieder, einige Gruppen führten Volkstänze vor. Erst spät am Abend verließ man nach und nach die festliche Stelle.

Johannisfeuer (G'honniswaia)

Am Vorabend des Johannistages (24. Juni) loderten an drei besonders gut sichtbaren Stellen — im Oberort auf dem Scheib, im Mittelort auf dem Wiebig, im Unterort auf der Ehmt — die „G'honniswaja" (Johannisfeuer) zum nächtlichen Himmel empor. Dabei wetteiferten die drei Gruppen von Jugendlichen miteinander, denn jede wollte das größte Feuer haben und das man am längsten sieht. Das Feuer auf der höhergelegenen Scheib konnte man natürlich von den Nachbardörfern am besten sehen. Es war Aufgabe der jungen Burschen, hauptsächlich der Hirten, das nötige Holz und Reisig herbeizuschaffen. In der Mitte des vorgesehenen Platzes wurde ein kleiner Baum oder eine Baumstange aufgestellt und rings um diese das Holz und Reisig aufgeschichtet. Dies geschah schon einige Tage vorher. Damit der Reisigstoß aber nicht von einer der rivalisierenden Gruppen vorzeitig angesteckt werden konnte, mußte in der Nacht eine Wache aufgestellt werden. Am letzten Tag banden die Mädchen Blumenkränze, die von den Jungen auf den Baum oder an der Stange befestigt wurden. Am Abend des 23. Juni zogen dann die Leute vom Dorf zu ihrem Feuerplatz. Immer war es schon dunkel, wenn der Reisigstoß angezündet wurde. Manchmal wurde eine Feuerrede gehalten, danach vom Turnverein das Lied: „Flamme empor" angestimmt. Jedem, der Johann oder Hans hieß, wurde von den Mädchen ein Blumensträußchen um den linken Arm gebunden. Dabei wurde von allen Anwesenden das Lied: „Hait is G'honnistog, moang is mai Nomestog" gesungen.

1. Heit ist Ghonnistog, moang is mei Nomestog.
   [: Bos bit denn ofa sei? Hochzet ond Votabei :]
2. Drei Mal sei net gruß, dreia bia Hoslnuß,
   [: dreia bia Kiaschnkean, seta Madla hor ech gean :]
3. Mei Schatz hot mia gaschriebm, ich sell kan andern liebm,
   [: ich sell em treu verbleibn, er wird mia wiederum schreibn :]

4. Ech ho em zareck gaschriebm, ech be kan andern liebm,
[: ech be em treu verbleibn, er sell mia wiederum schreibn :]

Zu einer Ziehharmonika wurde um das Feuer getanzt und gesungen. Nachdem der Feuerstoß ziemlich herabgebrannt war, sprangen mutige Burschen und Mädchen über das Feuer. Froh über die gelungene Feier, marschierten die Teilnehmer mit Gesang ins Dorf zurück. Hier mußten allerdings die geehrten Johanns eine Runde für die Mädchen und anderen Burschen ausgeben.

Von der Wiege bis zur Bahre
Beitrag von Johann Daubner (Hikl Hansik)

In unserem fast 4000 Einwohner zählenden Dorf gab es viele Familien, in denen fünf, sechs und mehr Kinder aufwuchsen. Da kam es nicht selten vor, daß bei einer Entbindung die Hebamme nicht schnell genug zu erreichen war. Weil aber unter einem Dach oft mehrere Generationen zusammen wohnten, war unter den Frauen meistens eine, die der Wöchnerin beistehen konnte, oder es fand sich in der Nachbarschaft eine kundige Frau, die die Hebamme vertreten konnte. Bis diese dann erschien, lag der neue Erdenbürger bereits friedlich in seiner Wiege. In den meisten Fällen aber war natürlich die Hebamme rechtzeitig da. Verwandte und Nachbarn besuchten die junge Mutter und brachten als Geschenk Kuchen (Gugelhupf, Krapfen) oder eine Flasche Schnaps („Ei Votta trogn").
Nach der Geburt wurde die *Taufe* besprochen. Meist standen sich zwei befreundete Ehepaare bei allen Kindern gegenseitig Paten: Votta und Vottären (Gevatter und Gevatterin). Beim Taufakt in der Kirche war die Mutter nicht dabei; sie ging erst einige Tage später zur Einsegnung (Ei la'n) in die Kirche. Zum Taufmahl (Vottabeih = Gevatterwein) war natürlich die ganze Verwandtschaft eingeladen. Während des Taufschmauses hotschten (schaukelten) die Geschwister oder andere anwesende Kinder den Täufling in der Wiege; dafür gab es von den Anwesenden das Hotschgeld (Schaukelgeld).
Die Säuglinge wurden von der Mutter mehrere Monate hindurch gestillt. Säuglingskurse und Mütterberatung gab es erst in den letzten Jahren vor der Vertreibung. Durchgeführt und finanziert wurden diese vom Verband für Kinderschutz und Jugendfürsorge.
Während der Feldarbeit mußten die Kleinen aufs Feld mitgenommen werden. Dort wurde mit drei zwei Meter hohen Stangen, den Hotschnstängeln, ein Dreifuß aufgestellt. In den oberen Stangenenden befand sich ein Loch, durch das sie mit einer Schnur zusammengebunden wurden. Die unteren spitzen Enden rammte man in den Boden, damit sie beim Hotschn nicht rutschten. An zwei Stangen befand sich in der Mitte je ein Stift, über denen mit je zwei Enden ein

Leintuch festgeknüpft war. In das Leintuch legte man ein Kissen — und die Schaukel, die Hotsch, für das kleine Kind, selbst auch in ein Kissen eingeschlagen und mit einem schön gestickten Wickelband umwunden, war fertig.
Unruhige Tage und Nächte gab es oft für die Mutter, wenn das Kind nach einem Jahr gegen Pocken geimpft wurde. Die Impfung wurde mit dem 6. und 12. Lebensjahr wiederholt.
Seit 1937 konnten die Kinder ab dem 4. Lebensjahr den Kindergarten besuchen. Da die Dorfstraße von Glaserhau keine Durchgangsstraße war und es damals noch wenig und keine Autos gab, gehörte auch die Straße den Kindern zum Spielen.
Die *Schulpflicht* begann mit dem sechsten Lebensjahr und dauerte bis 1928 sechs Jahre und zwei Jahre Wiederholungsschule (Dienstagsschule, jeden Dienstagabend). 1928 wurde auch bei uns in der Slowakei die achtjährige Schulpflicht eingeführt. In der dritten Volksschulklasse gingen die Kinder das erstemal zur Beichte und zur hl. Kommunion. Die Firmung fand nur alle sieben Jahre wegen der Größe der Neusohler Diözese durch den damaligen Bischof Marian Blaha statt. Da viele Kinder mit den Eltern während des Sommers auf Saisonarbeit im Ausland, am Firmtage also nicht zu Hause waren, konnten viele oft erst als Erwachsene gefirmt werden.
Nach der Schulzeit war es nur wenigen Jungen vergönnt, eine höhere Schule zu besuchen oder eine Lehrstelle anzutreten. Ein Gymnasium gab es ja im Hauerland nicht, und den Besuch einer solchen Schule in Preßburg, Käßmark oder im Sudetenland konnten nur wenige Eltern finanzieren, und das auch nur mit Unterstützung durch den Deutschen Kulturverband. Auch Lehrstellen waren in Glaserhau und in den umliegenden Dörfern fast keine vorhanden. Die meisten Eltern waren vielmehr bestrebt, ihren Jungen oder ihr Mädel gleich nach der Schulzeit zum Geldverdienen auf landwirtschaftliche Saisonarbeit mitzunehmen. Auch wenn man dort das erste Jahr nur als Wasserträger und bei leichteren Arbeiten eingesetzt wurde, war der erste Sommer sicher einer der härtesten, da die jungen Leute diese Arbeit, oft im Akkord, nicht gewohnt waren. Als vollwertiger Arbeiter fühlte sich der Bursche erst dann, wenn er beim Mähen mit der Sense mit den anderen Männern im Akkord mithalten konnte. Wenn es im Herbst nach Hause ging, war alle Mühe und Plage des Sommers vergessen. Der Partieführer (Harnak) trachtete danach, mit seinen Leuten zum letzten Sonntag im Kirchenjahr zu Hause zu sein; denn an diesem Sonntag fand in Glaserhau wieder der erste Tanz statt, an dem bereits die sechzehnjährigen Jungen und Mädchen teilnehmen durften. Die älteren Burschen hielten hier bereits Ausschau nach einer Freundin, denn „wer beim ersten Markt nichts kaufte", fand für dieses Jahr keinen richtigen Anschluß mehr.
Im Winter halfen die Mädchen der Mutter im Haushalt und beim Spinnen. Der

Donnerstag und der Samstag aber gehörte dem Federnschleißen. Zu dieser Arbeit trafen sich am Abend die Frauen und Mädchen in einem Haus ihres Örtls. Dabei wurden allerlei Lieder gesungen, man erzählte sich Märchen, Geschichten aus alten Zeiten oder Erlebnisse vom vergangenen Sommer und schmiedete Zukunftspläne. Waren in einem Hause alle Federn geschlissen, gab es Krapfen und etwas zu trinken. Am nächsten Abend wurde die Arbeit im Nachbarhaus begonnen.

Die Burschen sägten und hackten während des Tages das mit dem Schlitten herbeigeschaffte Holz, denn bei dem Waldreichtum wurde nur mit Holz geheizt. Am Abend warteten sie schon auf die Mädchen, die vom Federnschleißen kamen, um sie nach Hause zu begleiten. In manchem Hause durften sie sich sogar einen Jux erlauben, indem sie einen gefangenen Spatz in der Stube, in welcher die holde Weiblichkeit versammelt war, fliegen ließen. Was da mit den Federn auf dem Tisch passierte, kann sich jeder leicht vorstellen.

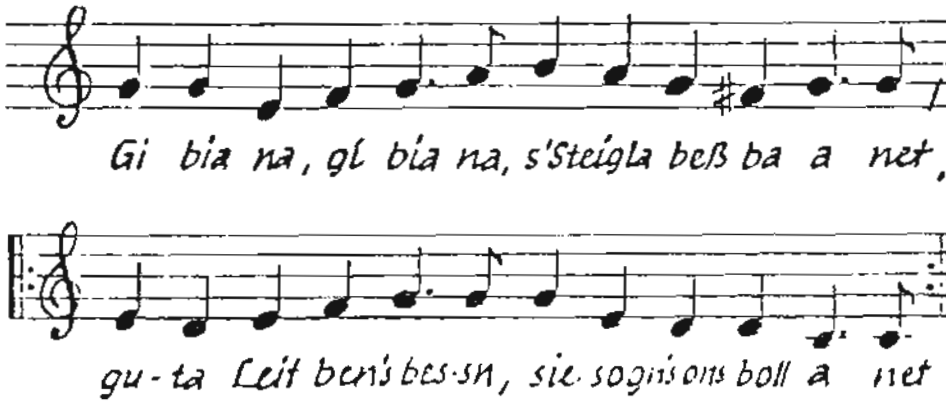
Die nächsten Tanzveranstaltungen fanden zu Weihnachten, Silvester, Dreikönig, Fasching und Ostern statt. Zwischendurch gab es Sechsala-Musik, bei der die jüngeren Jahrgänge um ein Sechsala (20 Heller) bei einer Ziehharmonika das Tanzen lernte.

War der Schnee geschmolzen und der Frost vorbei, fanden viele Glaserhauer Frauen und Mädchen für einige Wochen in den Baumschulen der großen Waldungen beim Bäumchenpflanzen ihren Verdienst. Einige Frauen waren hier in den Baumschulen sogar das ganze Jahr über beschäftigt. Andere Frauen wieder hatten schon ihren festen Platz für Matzesbacken. Matzes ist das ungesäuerte Osterbrot der Juden. Zu Ostern waren aber fast alle wieder zu Hause, denn jetzt galt es doch, sich wieder einem Harnak für die Saisonarbeit anzuschließen. Mit nur geringen Veränderungen blieb meist die Gruppe vom Vorjahr beisammen. Auch der Arbeitsplatz in Deutschland oder Österreich war meistens derselbe.

Aber noch vor dem Aufbruch zur Arbeit gab es für die Burschen, die das 20. Lebensjahr erreicht hatten, einen bedeutsamen Termin: der Tag der Musterung. Wer im vergangenen Jahr nicht tauglich war, der mußte heuer ein zweites und vielleicht nächstes Jahr noch ein drittes Mal zur Assentierung. Mit Musik und dem Lied „Nach Bad Stuben haben sie uns geführt, dort haben sie uns assentiert, ganz nackt ausgezogen, wie Gott uns erschaffen hat" ging es zeitig in der Früh zum Bahnhof. An diesem Tage durften keine alkoholischen Getränke verkauft werden; aber die Burschen hatten sich für den Heimweg bereits damit gut eingedeckt. Bei der Rückkehr erkannte man die Tauglichen sofort an dem mit einer Schleife in den Nationalfarben (rot-blau-weiß) geschmückten Hut. Neugierig warteten schon die Mädchen auf ihren „Jonka" (Freund), ob er wohl auch dabei sei. Vom Bahnhof ging es direkt auf den Tanzboden. Der Einrük-

kungstermin zum Militär war der 1. Oktober. Am 28. Oktober, dem Gründungstag der Tschechoslowakischen Republik (Nationalfeiertag), fand die Vereidigung der Rekruten statt.
Nach der zweijährigen Militärdienstzeit war aus dem Burschen ein junger Mann geworden, der jetzt daran dachte, einen eigenen Hausstand zu gründen. Mit festen Absichten ging er jetzt zu seiner Auserwählten „ei Wrei" (in die Frei; er kam als Freier). Die heiratsfähigen Mädchen hatten ihre eigene Schlafkammer, das „Kemala", das von innen abgeschlossen werden konnte. Nur wenn bekannte Namen um Einlaß baten, wurde geöffnet. Oft trafen sich in einem Kemala mehrere Paare, wobei es bei Gesang und Spiel recht lustig zuging. Meist holten sich die Burschen aus dem Unterort ihre Braut vom Oberort und umgekehrt. Suchte sich einmal ein Junge seine künftige Frau aus einem Nachbarort, hieß es gleich: „Na ja, hier kriegt er ja keine mehr!" Nie wurde den jungen Menschen so viel nachgeredet wie in der Brautzeit. Da redeten sich manche Frauen ihre Mäuler wund; da ließ man an dem Mädchen und dem Jungen kein gutes Haar. Aber das war ja nicht nur in Glaserhau so. War ein Bursche etwas schüchtern, um auf Brautsuche zu gehen, halfen einige ältere Frauen, die das Handwerk als „Zeplschlepperin" (Kupplerin) gut verstanden, etwas nach. Wie andernorts mußten sich früher auch in Glaserhau die jungen Leute oft nach den Wünschen der Eltern richten. Hatten zwei Bauern einen heiratsfähigen Sohn und eine Tochter, wurde einfach ein Tausch vereinbart. Wenn es später in der einen oder anderen Ehe nicht ganz klappte, dachte man trotzdem nicht gleich an eine Scheidung.
Waren sich die beiden jungen Leute und auch ihre Eltern einig, wurde der Termin für die *Verlobung* (für die Wreierei) festgesetzt. Bei dieser Feier im engsten Verwandtenkreis stieß man natürlich schon auf das junge Brautpaar an. Dabei achtete das Mädchen darauf, daß das Glas rasch mit einem einzigen Zug geleert wurde. Ehe sich ihr Freier versah, wurde ihm unter großem Gelächter bedeutet, daß er ab jetzt unter dem Pantoffel stehe. Nun wurde alles genau besprochen: Aufgebot, Hochzeitstermin, einzuladende Gäste, Mitgift usw. Beim Pfarrer konnte in den nächsten Tagen das Aufgebot bestellt werden, das an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen von der Kanzel verlesen wurde. Einige Tage vor der Hochzeit ging der Vater der Braut oder des Bräutigams mit einem „Pentleng" (flache Flasche, Flachmann) mit Hochzeitsschnaps zu den vorgesehenen Gästen, um sie feierlich einzuladen. Da fast alle heiratsfähigen Burschen und Mädchen während des Sommers auf landwirtschaftlicher Saisonarbeit waren, fanden die meisten Hochzeiten zwischen Weihnachten und Ostern statt. In der letzten Woche vor der Hochzeit wurde ein Rind und ein Schwein geschlachtet und fleißig gebacken und gebraten. Einen wichtigen Posten nahm auch der „Leikop" ein, der für die Getränke zuständig war. Getrunken wurde meist ein

selbstzubereiteter Schnaps: reiner Spiritus, mit Zuckerwasser gemischt; der gebräunte Zucker, der hineingerührt wurde, verlieh dem Getränk eine schöne Cognac-Farbe und den entsprechenden Geschmack.
Ein oder zwei Tage vor der *Hochzeit* wurde die Aussteuer der Braut auf festliche Weise zum Haus des Bräutigams gefahren (es wurde das Bettgerell g'wiat). Dazu schmückte man zwei Pferdegespanne. Auf das erste lud man die Möbel, auf das zweite eine Truhe mit Wäsche, das Bettzeug und die Kleider. Auf den Fuhrwerken nahmen junge Mädchen, die Drauschken, und Frauen Platz. Sie hatten ausreichend Schnaps im „Pentleng" und Hochzeitsgebäck dabei, da sie unterwegs oft angehalten wurden (mit Riegeln oder Seilen war die Straße versperrt), so daß sie sich den Weg immer wieder „freikaufen" mußten. Der Zug führte mit Gesang und Gejohle die Dorfstraße entlang. Dabei sang man unter anderem auch stets folgendes Lied:



1. Gi bia na, gi bia na,
's Steigla beß ba a net,
guta Leit bens bessn,
si sogn's ons boll a net.

Gehn wir nur, gehn wir nur
das Steiglein wissen wir auch nicht,
gute Leute werden's wissen,
sie sagen's uns wohl auch nicht.

2. Frei di Knechtl, frei di,
dia preng bia a Preitl,
bit's da net gawolln,
wia bis bida beita.

Freu dich, Knechtl, freu dich,
dir bringen wir ein Bräutchen,
wird es dir nicht gefallen,
führn wir es wieder weiter.

3. Net lot sa nei, net lot sa,
dos sei ju ka Guta,
be bia sa zareckwian,
pis za iara Mutta.

Nicht laßt sie hinein, nicht laßt sie,
sie sind ja keine Guten,
werden wir sie zurückführn,
bis zu ihrer Mutter.

Poetisch veranlagte Frauen erfanden immer neue Verse hinzu. War man am Ziel angekommen, wartete der Bräutigam schon vor dem Hause und empfing die lustige Schar. Wenn er nun glaubte, die Aussteuer seiner Zukünftigen anstandslos ausgehändigt zu bekommen, sah er sich getäuscht. Er mußte die Sachen nach und nach mit Geld auslösen. Gewitzte Frauen knöpften ihm dabei einen ganz schönen Betrag ab. Nach Beendigung dieses „Handels" bat der Bräutigam alle Gäste ins Haus. Bei Poganzln (Mehlspeise mit Mohn) und Schnaps feierte man bis spät in die Nacht hinein.
Die Hochzeitsfeier fand in den meisten Fällen bei der Braut statt. Die Trauungen waren nachmittags gegen 14 Uhr. Der Druschba (Zeremonienmeister) stellte den Hochzeitszug paarweise zusammen, denn man ging stets zu Fuß zur Kirche, voran der Druschba mit seinem mit Blumen und Schleifen geschmückten Stab. Ihm folgte die Musikkapelle, die Braut mit dem Brautführer und die Brautjungfer (die Drauschka) mit dem Bräutigam. Ihnen schlossen sich die eingeladene Jugend, die Trauzeugen, die Eltern und die übrigen Hochzeitsgäste an. Der Schleier der Braut wurde von einem Myrtenkranz im Haar festgehalten, der Bräutigam hatte ein Myrtensträußchen an der Brust befestigt, die Frauen trugen ihre Spitzenhauben mit langen Schleifen, die Mädchen einen Rosmarinzweig und die Männer ein Sträußchen im Knopfloch. Es war nicht selten der Fall, daß mehrere Brautpaare auf einmal getraut wurden.
Bei der Trauung in der Kirche war wohl der erhebendste Augenblick, wenn Braut und Bräutigam nach dem Opfergang rechts am Altar knieten, zwei Finger der rechten Hand auf dem Kruzifix, sich gegenseitig das Treuegelöbnis gaben, indem sie dem Priester folgende Eidesformel nachsprachen: „So soll mir Gott helfen, unsere liebe Frau, die unbefleckte Jungfrau Maria und alle Heiligen Gottes, daß ich den (oder die) hier gegenwärtige (n) N. liebe und ihn (sie) zu meinem (r) rechtmäßigen Ehegatten (in) nehme nach der Ordnung Gottes und nach dem Gebrauch der christlichen Kirche und daß ich ihn (sie) nicht verlasse in keinerlei Not und Widerwärtigkeit. So soll mir Gott helfen." Zum Schluß wurde die Braut eingesegnet, und in der Sakristei mußten die Trauzeugen mit ihrer Unterschrift die Eheschließung bestätigen.
Nach dem Verlassen des Gotteshauses boten die männlichen Hochzeitsgäste bei einem Ständchen der Freundinnen und Freunde des Brautpaares den Zuschauern Hochzeitsschnaps aus ihrem „Pentleng" an. Jetzt nahm der Hochzeitszug unter Anleitung des Druschba wieder Aufstellung und bewegte sich mit Musik und froher Laune heimwärts. Vor dem Hochzeitshaus angekommen, warf die Köchin plötzlich zum Schrecken der Gäste einen Tontopf vor die Füße des Brautpaares, daß er in Scherben ging, was wohl heißen sollte: „Scherben bringen Glück".
Im Hochzeitshause nahmen die Gäste an den Tischen Platz, während das Braut-

paar und der Druschba in der Mitte stehen blieben. In der nun folgenden *Ansprache des Druschba* dankte dieser den Eltern für die Mühen und Sorgen um ihre Kinder:

„Ich wünsche einen guten Nachmittag, die beste Gesundheit, den Segen des Herrn und bitte, mir einige Minuten Gehör zu schenken."

Alle antworteten: „In Gottes Namen."

„Vor allem bedanke ich mich, daß Ihr uns zu dieser schönen Hochzeitsfeier eingeladen habt. Auch hätte ich eine innige Bitte anstatt der Brautleute: Sollten sie Euch irgendwie beleidigt haben, so bitte ich Euch, Ihr möget es ihnen aus christlicher Liebe verzeihen, denn sie versprechen, es bei nächster Gelegenheit wieder gutzumachen.

Nun, Ihr neueingehenden Eheleut! Vor allem wünsche ich Euch, daß Ihr Euren angefangenen Ehestand, Euer gemeinsames Leben im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit beginnen möchtet: daß Gott, hernach die lieben Eltern sowie die ganze Verwandtschaft Euch wünschen, damit Ihr ein großes Wohlergehen erleben möchtet.

Nun, Ihr neueingehenden Eheleut! Wie schön seid Ihr am heutigen Tage geziert mit schönen Kränzen, Blumen und Sträußchen! Wie lange wird das aber dauern? Ich meine, sie werden bald verwelken und abfallen. Doch seid mit mir getrost! Kommt heute mit mir in den schönen Garten Gethsemani, allwo sich unser Herr und Heiland Jesus Christus befindet. Dort werdet Ihr finden die himmlische Braut wie auch den himmlischen Bräutigam Jesus Christus selbst. Dort bittet Gott um Gnad und Beistand des heiligen Geistes. Es segne Euch Gott Vater, es segne Euch Gott Sohn Jesus Christus, es segne Euch Gott heiliger Geist und entzünde in Euch das Feuer der brennenden Liebe, damit die Liebe bei Euch möge grünen und blühen, nicht ein Jahr, nicht einen Tag, nicht eine Stunde, sondern die Zeit Eures Lebens bis in den Tod. Nun, Ihr Brautleute, es wird Zeit, daß Ihr Euch von Euren Eltern verabschieden möget. Ich will es anstatt Eurer tun: Ich bedanke mich bei Euch, Ihr frommen und treuherzigen Eltern, daß Ihr diese zwei Personen so christlich erzogen habt, daß Ihr sie zum Worte Gottes, zur heiligen Messe angehalten habt und daß Ihr ihnen so viele Stücklein Brot zugeteilt habt, bis sie selbst etwas verdienen konnten, um dann so in den heiligen Ehestand treten zu können. Dabei können ja die lieben Eltern nicht wissen, ob sie ihre Kinder wohl oder übel verheiraten. So wäre es manchmal besser, wenn Eltern ihre Kinder noch länger bei sich behalten hätten, als daß sie anderer Macht und Gewalt unterworfen sind, die nicht auszuhalten ist, wie das oft bei jungen wie auch bei alten Eheleuten zu sehen ist und auch die tägliche Erfahrung mit sich bringt, wenn heute Lieb und morgen Leid kommt.

Nun, Ihr neueingehenden Eheleut! Seid fromm und getreu zueinander! Ehret, liebet und schätzet einander! Ehret und liebet Vater und Mutter! Dann wird

Euch Gott geben den Lohn, dazu die himmlische Kron. Gott helf Euch und uns allen, die wir hier versammelt sind, nicht nur in diesem weltlichen Hochzeitshaus, sondern auch einst in der himmlischen Stadt Jerusalem, allwo wir alle miteinander mögen jubilieren und triumphieren in alle Ewigkeit. Amen."
Anschließend bedankte sich auch das Brautpaar bei seinen Eltern für die Opfer, die sie im Laufe der vielen Jahre für sie aufgebracht hatten. Danach wurde gegessen, gesungen und getanzt bis in die Nacht hinein.
Gegen Mitternacht wurde die Braut von den anwesenden verheirateten Frauen in einen Nebenraum geführt, wo sie sich auf einen „Stomp", ein 70 cm hoher ausgehöhlter Baumstumpf (Mörser), setzen mußte. Jetzt wurde ihr der Schleier abgenommen, sie wechselte das Brautkleid, und anstatt des Schleiers wurde ihr eine Spitzenhaube aufgesetzt: Sie kam unter die Haube. Danach führte der Druschba den Bräutigam in den Raum. Hier mußte er unter den anderen Frauen seine Braut erkennen. Gelang ihm dies, bekam er von ihr ein Hemd geschenkt, das er sich jedoch mit einigen Schwierigkeiten erstehen mußte. Anschließend ließ der Druschba nach und nach die Gäste in den Raum kommen, wo sie dem Brautpaar ihre Geschenke überreichten. Als Gegengabe erhielten sie ein Stück vom Brautstriezel. Unter Führung des Druschba versammelte man sich darauf wieder in der Hochzeitsstube, wo die Eltern der Braut und des Bräutigams in der Mitte auf Stühlen Platz nahmen. In seiner Rede forderte nun der Druschba das Bautpaar auf, bei den Schwiegereltern und der neuen Verwandtschaft mit einem kleinen Geschenk (meist ein Taschentuch) um gute Aufnahme zu bitten.
Nach dieser Zeremonie stellte man sich zum „Brautgeatl" (Brauttanz) auf. Das war ein flotter Tanz, bei dem die Braut mit allen Männern und der Bräutigam mit allen Frauen tanzen mußten. Ein weiterer Hochzeitstanz war der Tüchltanz. Die Tanzwilligen stellten sich im Kreise auf. Ein Bursche ging mit einem Tuch im Kreis herum und berührte damit ein Mädchen. Dieses mußte jetzt versuchen, auf das Tuch zu treten, das der Bursche auf dem Boden dahinzog. Gelang dem Mädchen das, knieten sich beide auf das ausgebreitete Tuch und gaben sich einen Kuß. Nach ein paar Walzerschritten setzte die Frau das Spiel fort.
Damit die Köchin auch auf ihre Rechnung kam, verband sie sich einen Arm, als ob sie sich bei der vielen Arbeit verbrannt hätte, und bat mit einem Schöpflöffel die Gäste um ein Schmerzensgeld. Für den Druschba, der auch hier für Ruhe und Ordnung wie für den rechtzeitigen Nachschub von Speisen und Getränken verantwortlich zeichnete, war es eine Selbstverständlichkeit, daß er mit allen Frauen wenigstens einmal tanzte. Am schnellsten konnte er dieser angenehmen Pflicht beim Besentanz nachkommen: Bei einem Walzer tanzte er mit einem Besen in der Mitte. Sobald er den Besen nach einigen Umdrehungen auf den Boden warf, mußten alle Paare ihren Partner wechseln. Da der Druschba

sich natürlich auch schnell um eine Tänzerin bemühte, mußte einer der Männer übrig bleiben. Dieser war jetzt an der Reihe, mit dem Besen zu tanzen. Der gleiche Vorgang wiederholte sich einige Male.
So wechselten Essen, Trinken, Spiel, Gesang und Tanz sich ab bis in den frühen Morgen. Müde verließen die Gäste nacheinander das Hochzeitshaus, wobei Brautpaar und Druschba bis zuletzt ausharren und die Hochzeitsgäste verabschieden mußten.
Große Freude herrschte in der Familie, wenn sich der erste Nachwuchs einstellte, der vor allem von den Großeltern beaufsichtigt, in der Wiege „gehotscht" und sonstwie versorgt wurde. Sehr froh war man auch, wenn alles gesund blieb. Da im Krankheitsfalle alte, bewährte Hausmittel verwendet wurden, kam es nicht selten vor, daß manche hochbetagten Leute das Zeitliche segneten, ohne je einen Doktor in Anspruch genommen zu haben, denn in Glaserhau selbst gab es ja keinen Arzt. Auch als Totenbeschauer mußte ein Mann aus der Gemeinde fungieren. Der Tote blieb bis zum Tag der *Beerdigung* im Hause aufgebahrt, wobei jeden Abend für ihn gebetet wurde. Der Tod eines Dorfbewohners wurde der Gemeinde durch das Läuten mit einer Glocke angezeigt. Starb ein Kind, läutete man mit der kleinen Glocke, bei einem Jugendlichen mit der mittleren und bei einem Erwachsenen mit der großen. Am dritten Tage fand gewöhnlich das Begräbnis statt. Der Tote wurde vom Priester mit Ministranten, Kirchendiener, Organisten und Chor vom Hause abgeholt. Nach lateinischen und deutschen Gesängen setzte sich der Trauerzug zur Kirche in Bewegung. Nach dem Requiem mit Libera (gesunges Totenamt) fand die Beisetzung auf dem Friedhof statt.
In früheren Zeiten war es Brauch, daß der Tote „beklagt" wurde. Dafür wurden sogenannte „Klagefrauen" gedungen. Dieses Wehklagen am Grabe wurde häufig übertrieben und wirkte oft schon lächerlich. Deshalb wurde es von Pfr. Dr. Bitterer abgeschafft. Nach der Beerdigung hielt man ein Totenmahl.
Der Tod wurde als Gott gewollte, natürliche Fügung hingenommen, trotzdem hielten sich die Angehörigen streng nach der Sitte, ein Jahr lang zu „trauern" und keine Lustbarkeiten und Tanzveranstaltungen zu besuchen.

Die Glaserhauer Tracht

Es ist wohl schon eine geraume Zeit her, da es in Glaserhau noch Brauch war, die Tracht zu tragen. In den letzten Jahren vor der Vertreibung kam die jüngere Generation nur mehr bei bestimmten Anlässen (Dorffesten) mit der Tracht in Berührung. Der Grund dafür, warum die Tracht allmählich in den Truhen verschwand, lag wohl in der Tatsache, daß die meisten jungen Menschen Früh-

Männertracht von links: Lichtner „Rädelwiara" und Daubner „Schitzel"

jahr um Frühjahr das Dorf verließen, um im Ausland (Österreich und Deutschland) als Saisonarbeiter ihr Geld zu verdienen. Kehrte man im Spätherbst wieder heim, brachte man sich „modernere" Kleidung für die Sonn- und Feiertage mit.
Die alten Leute trugen hie und da noch Kleidungsstücke, die auf Reste von Trachten schließen ließen.

Die Männertracht war recht einfach. Unterwäsche und Hemden waren meistens aus selbstgewebtem Leinen; Hosen und Jacken schneiderte man vorwiegend aus dickem, filzartigem Stoff, Bügelfalten kannte man keine. Mäntel im heutigen Sinne gab es nicht. Im Winter trug man über Jacke und Hose nur noch einen Gewandrock (G'bandrock aus Schafwolle), eine längere Jacke aus dickem Gewand.
Bei festlichen Anlässen oder an Sonn- und Feiertagen hängte man sich früher

Schwarz „Krumplpal"
mit Mantel „Schiriza" 1930

Der alte „Olawrant" 1930

eine „Schiriza" um. Das war ein meist weißer Filzumhang mit ausgenähten oder gestickten Ornamenten. Diese Umhänge waren wohl ein Überbleibsel aus der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, denn sie glichen denen, die heute noch von Hirten der ungarischen Pußta oder von slowakischen Hirten getragen werden. Dazu trug man im Sommer hohe Lederstiefel, in die man die Hosenbeine steckte. Im Winter wurden die Lederstiefel durch Filzstiefel (auch Socken genannt) ersetzt.
Als Kopfbedeckung trug man einen Filzhut mit breiter Krempe. War es im Winter recht kalt, tauschte man den Filzhut mit einer Pelzhaube.
Diese Männer dienten im Heer des ungarischen Freiheitskämpfers Kossuth Lajos bei den Banduren in den Jahren 1870—1890. Sie wurden mit der Uniform entlassen und durften sie zeitlebens tragen. Im Alter wurden die Anzüge aus gewebter Schafwolle (Gband) hergestellt und geändert. Der Gürtel und die blauen Hosen wurden dann nicht mehr getragen.

Die Frauentracht

Im Gegensatz zur Männertracht war die Festtagstracht der Frauen von außerordentlich bunter Vielfalt.
Folgende *Einzelteile* gehörten dazu: Das Midala, der Brustfleck, der Kittl, die Schürze, das Halstuch und die Haube.

Das Midala war eine Bluse aus weißem Stoff (Chiffon, Perkal oder Musselin) und weißer Spitze für die Ärmel. Es wurde wie folgt angefertigt: Die Ärmel wurden so breit wie die Breite des Midalas. Am Halsausschnitt wurden die drei Teile (zwei Ärmel und Midalaweite) in kleine Stehfältchen gelegt und dann mit einem schmalen Streifen (Stehbündchen) eingefaßt. Vorne in der Mitte wurde die Bluse etwa 10 cm von oben nach unten eingeschnitten. Der Einschnitt wurde umsäumt. Am Stehbündchenende wurden Bändchen zum Schließen des Kragens angenäht. So konnte die Bluse am oberen Ende des Ausschnittes geschlossen werden. Die Weite des Armausschnittes wurde markiert und für die Achselhöhle setzte man ein etwa 6 cm langes, quadratisches Stück Stoff (auch Keil genannt) ein. Nun wurden an den Ärmelenden die Spitzen mit zwei Nähten befestigt. Zwischen den zwei Nähten wurde dann ein Gummiband oder ein einfaches Band eingezogen, damit man den Ärmel zusammenziehen konnte. Das Band wurde an der Außenseite mit einer bunten Schleife versehen.

Der Brustfleck, man könnte ihn auch mit einem Bolero vergleichen, hatte einen tiefen, runden Ausschnitt und reichte etwa bis zur Gürtellinie. Brust- und Rückenteil waren über der Schulter zusammengenäht. Die Nähte waren mit Seidenschleifen verdeckt. Brachte man keine Nähte an, dann wurden die beiden Teile mit Seidenschleifen zusammengebunden. Der Brustfleck wurde aus Seidenstoff genäht, der meist geblümt und dunkel war. Man fertigte ihn auch aus einfarbiger Seide, zum Beispiel: dunkelblau mit hellblauen Schleifen. Die Schleifen wurden um den Hals- und Armausschnitt in Falten gelegt und von links angeheftet, so daß diese Einfassung rüschenartig aussah. Wer sich ein besonders kostbares Stück anfertigen wollte, stickte noch einige Ornamente mit Silber- oder Goldfäden ein. Vorne wurde der Brustfleck mit Silber- oder Goldknöpfen geschlossen. Der untere Saum wurde mit einer schmalen Schleife eingefaßt. Neben blauen Schleifen verwendete man auch rote, grüne, aber seltener roséfarbene.

Der Kittl (Rock) war aus schwarzem Grundstoff, verziert mit eingewebten Blumen oder Röschen. Es war ein weiter Faltenrock. Die meisten Falten brachte man hinten an, da sie vorne nicht so zur Geltung gekommen wären, weil sie die Schürze verdeckt hätte. Um die Taille wurde ein handbreiter Bund angebracht.

Mädchengruppe in Tracht

Die Innenseite des Rockes war mit rotem oder rotgestreiftem, kräftigem Stoff belegt. An der Hüfte war ein Schlitz, an dessen Enden rote Bänder angenäht waren, mit denen man den Rock fest um die Taille schnüren konnte. Unterhalb des Schlitzes wurde auf der Innenseite des Rockes eine versteckte Tasche angenäht, in der Mundart auch „Schutzsock" genannt. Der Rocksaum wurde mit einem handbreiten, roten oder rotgestreiften Stück Stoff (auch Blech genannt) unterlegt.

Die Schürze war aus weißem Stoff. Sie wurde entweder in viereckiger Form getragen oder nach unten abgerundet und mit Rüschen umsäumt bevorzugt angefertigt.

Das Halstuch war in Dreiecksform geschnitten, und zwar so lange, daß es vorne gekreuzt und hinten noch gebunden werden konnte. Es war an den Kanten mit schönen Spitzen besetzt, die zum Teil selbst gestickt wurden. Später trug man auch Tücher aus Tüll.

Die Haube wurde von den Frauen meist selber angefertigt. Als Stoff verwendete man vorwiegend Tüll, den man in vielfältigen Ornamenten ausstickte. Man bevorzugte dabei Muster aus der Natur, zum Beispiel Blätter, Zweige usw.

Frauentracht: Frauen (stehend) und Mädchen

Mädchen in Tracht

Die Haube wurde um das Gesicht herum bis zur Brust hinunter mit Spitzen besetzt, die man ebenfalls extra stickte. Sie wurde so getragen, daß man vorne noch einige Haare zu sehen bekam. Man befestigte die Haube an den Haaren mit langen Ziernadeln.

Die Tschischmen (Stiefel) gehörten zwar nicht unbedingt zur Festtracht, doch zählten sie früher zur Ausstattung einer Braut. Der Schaft reichte bis unter die Knie, vorne etwas höher als hinten. Für die Nähte wurde farbiger Zwirn verwendet. Die Tschischmen konnten nur besonders gute Schuhmacher anfertigen. In die Brandsohle wurden zwei besondere Lederstücke eingelegt, welche die Eigenschaft hatten, bei jeder Bewegung ein Geräusch von sich zu geben. So konnte man schon von weitem hören, wenn sich jemand mit solchen Tschischmen näherte — selbstverständlich nur zu festlichen Anlässen.
Eingangs war die Rede von Kleidungsstücken alter Leute, die auf Reste von Trachtenstücken schließen ließen. Hier seien noch einige dieser Kleidungsstücke erwähnt:

Die Katzameika war eine kurze Jacke, die ältere Frauen besonders gerne trugen. Sie war aus schönem Stoff in Prinzeßform, also enganliegend, genäht. Vorne wurde von der Schulter bis zum unteren Ende ein etwa 3 cm breiter Samtstreifen angenäht. Am Rücken war am unteren Ende an der Mittelnaht eine Kellerfalte eingelegt. Wenn sie sich öffnete, kam ein andersfarbiger Stoff zum Vorschein. Die Katzameika wurde vorne mit verschieden verzierten Knöpfen geschlossen. Dazu trug man einen Kittl (Rock) aus gleichem Stoff.

Das Wintertuch war ein Wolltuch, das für die Frauen den Mantel ersetzte. Mäntel waren in früherer Zeit besonders bei ärmeren Leuten kaum bekannt. Das Tuch wurde diagonal zu einem Dreieckstuch zusammengelegt, über beide Schultern gehängt und mit zwei Enden vorne zusammengehalten.

Das Kopftuch war früher die einzige Kopfbedeckung der Frauen. Man trug es in allen möglichen Farben. Der Hut hat sich erst viel später und dies nur ganz selten in die Festtagsgarderobe der Frauen eingeschlichen.

Eßgewohnheiten und Spezialitäten aus der Glaserhauer Küche

Man kann zwar nicht behaupten, daß wir in unserer Heimat zu üppig und in Überfluß gelebt und gegessen hätten, doch eines steht zweifellos fest: die damalige Lebensweise war gesundheitsfördernder als die heutige.
Wie jeder Ort des Hauerlandes seine eigene Mundart hatte, so war es auch der Fall, daß jedes Dorf seine spezielle „Küche" hatte. Aus der Glaserhauer Küche waren folgende Spezialitäten besonders zu empfehlen:

Die G'mengsuppe, auch Dropkalasuppn genannt

Man setzt in einem Topf Wasser zu und schneidet geschälte Kartoffeln in Würfeln darein, dazu kommt eine Prise Salz. Will man die Suppe besonders schmackhaft bereiten, kocht man nun darin eine Bratwurst oder ein Stück Fleisch ab.
Als Suppeneinlage rührt man aus einer Handvoll Mehl, etwas Wasser und 1—2 Eiern einen festen Teig an. Von diesem werden nun nach und nach erbsengroße Stückchen (Dropkala genannt) mit zwei Fingern abgedreht und der Suppe erst dann beigemengt, wenn Kartoffeln und Wurst (oder Fleisch) gargekocht sind. Schließlich wird noch eine Einbrenne angerührt und in die Suppe gegossen. Wenn die Dropkala oben schwimmen, ist die Suppe fertig. Durch ein paar Blatt Petersilie kann der Geschmack verbessert werden.

Melichdropkala (Milchsuppe)

In einem Topf wird Milch und Wasser aufgekocht. Dazu kommen etwas Salz und Zucker. Danach werden wieder die gleichen Dropkala wie bei der G'mengsuppe der Flüssigkeit beigemengt und aufgekocht, und die Suppe ist fertig.

Kneetl (hier Spätzle genannt) mit verschiedenen Aufgüssen

Diese Mehlspeise bereitete man wie folgt zu:
Man schälte ein paar rohe Kartoffeln, rieb sie mit einem Reibeisen, salzte sie ein bißchen und vermischte sie mit Mehl zu einem schwer-reißenden Teig. Nun setzte man in einem Topf reichlich Wasser zu und ließ es kochen. Dann tauchte man ein Holzbrettchen ins Wasser ein und häufte 1—2 Löffel Teig darauf. Am vorderen Ende des Brettchens wurde nun der Teig mit einem Löffel oder mit einem Messer plattgestrichen. Danach wurde der Teig in kleinen Stückchen nach und nach ins kochende Wasser geschabt. Wenn die Kneetl oben schwammen — also aufgekocht waren —, schöpfte man sie mit einem großen Sieb aus dem Wasser und ließ sie abtropfen und schüttete sie in eine große Schüssel. Sobald das Wasser wieder kochte, konnte die nächste Portion Teig eingeschabt werden. Die Teigmenge richtete sich nach Größe der Familie.
Waren die Kneetl gekocht, bereitete die Hausfrau den Aufguß zu. Die Aufgüsse waren nun vielfältig:

Aufguß mit Speck, Zwiebeln und Eiern

Man ließ Speckwürfelchen in einer Pfanne ausbraten, schnitt eine kleine Zwiebel darunter, goß etwas Wasser dazu und ließ die Brühe aufkochen. In die Brühe rührte man nun 2—3 Eier ein. Kochte die „Giß" (so nannte man den Aufguß) wieder auf, konnte man die Kneetl damit übergießen. Die Kneetl wurden mit der Giß richtig verrührt und konnten dann aufgetischt werden.

Aufguß mit Quark

In einer Kasserolle wurden in Butter oder Margarine Zwiebeln angebräunt. Man schüttete etwas Wasser und Milch dazu und salzte die Flüssigkeit. Der Quark wurde über die Kneetl verteilt und dann mit der aufgekochten Giß übergossen und verrührt.

Aufguß mit gemahlenem Mohn

Man ließ in einer Kasserolle Butter zergehen, goß Milch und Wasser dazu, streute eine Prise Salz, eine Messerspitze Zimt und reichlich Zucker hinein. Den gemahlenen Mohn verteilte man über die Kneetl (oder auch über andere Mehlspeisen, z. B. selbstgemachte Nudeln) und verrührte ihn wieder mit der aufgekochten Brühe.

Poganzln und Lokitschn waren besondere Mehlspeisen, die vorwiegend am Heiligen Abend zubereitet wurden. Sowohl Poganzln als auch Lokitschn wurden aus gegangenem Hefeteig gebacken. Bei Poganzln wurde der Teig in Stäbchen gerollt und in etwa 1 cm-Stückchen abgeschnitten und auf einem Blech ausgebacken. Bei Lokitschn rollte man etwa fingerdicke Teigstäbchen, bog sie in der Mitte ab, legte sie nebeneinander auf ein Blech und ließ sie richtig durchbacken. Danach wurden sie zu kleinen Häppchen geschnitten.
Diese Mehlspeise übergoß man mit dem gleichen Mohn- oder Quarkaufguß wie die Kneetl.

Gekochtes Sauerkraut war eine besonders würzige Speise.

Gut gewürztes, selbsteingelegtes Sauerkraut wurde mit Fleisch gekocht. Wenn es gar war, wurde eine Einbrenne oder Mehlschwitze beigemengt. Dazu wurden Pellkartoffeln gegessen.

Gekochter Salat, auch Salatsuppe genannt, war eine seltsame Speise. Kopfsalat wurde gut gewaschen und klein geschnitten. In einem Topf wurden kleine Speckwürfel ausgebraten. Danach machte man eine Einbrenne mit reichlich Mehl. Diese wurde mit Wasser aufgegossen und mit Essig, Salz und 2—3 Knoblauchzehen gewürzt. Alsbald mußte der Salat beigemengt werden. War die Salatsuppe zu dick, konnte noch Vollmilch, Buttermilch oder Sahne zugegossen werden. Man ließ die Suppe noch aufkochen und aß dann Pellkartoffeln dazu.

Die Seiflsuppe war eine besonders gesunde Fastenspeise.

Man kochte eine bestimmte Menge Wasser ab, goß dicke (saure) Milch dazu und ließ sie ebenfalls aufkochen. Es bildeten sich kleine Quarkklößchen. Diese fischte man mit einem Sieb heraus. Der Flüssigkeit wurde nun eine Mehlschwitze aus

Vollmilch beigemengt. Dann salzte man die Suppe und rührte 1—2 Eier und die vorher entnommenen Quarkklößchen darunter. Dazu aß man Brot oder Pellkartoffeln.

Als Abendessen gab es daheim ausschließlich Kartoffeln in verschiedenen Variationen. Dazu trank man stets Vollmilch, Buttermilch oder dicke (saure) Milch.

Da gab es einmal „z'kniata Maerepl" (Stampfkartoffeln).
Salzkartoffeln wurden zerstampft und mit folgendem Aufguß übergossen: Kleingeschnittene Speckwürfel wurden mit Zwiebeln angebraten, mit Wasser übergossen und gesalzen. Dazu trank man wie bereits erwähnt irgendeine Milch.

Hatte die Hausfrau weniger Zeit, dann kochte sie nur *Pellkartoffeln,* die sich jedes Familienmiglied bei Tisch selber abschälen mußte. Mit etwas Butter, Salz und Milch war dies ein sehr gesundes Abendessen.

Eine besondere Delikatesse als Abendessen waren die *„G'denztn Mearepl"* (gedünstete Kartoffeln)
Man schälte zunächst Kartoffeln und schnitt sie in Scheiben. In einer „Kastroll" (Kasserolle) wurden Zwiebeln in Fett angebräunt. Danach schüttete man die rohen Kartoffelscheiben in die Kasserolle. Um einen guten Geschmack zu bekommen, würzte man sie mit Salz, Pfeffer, Paprika, Kümmel usw. Damit die Kartoffeln nicht anbrannten, mußte immer wieder Wasser zugegossen werden. Die Kasserolle wurde zugedeckt, damit die Kartoffelscheiben gut durchdünsten konnten. Mit Milch schmeckten die G'denztn Mearepl vorzüglich.

Brot backen

Eine wichtige Arbeit für die Bäuerinnen war das wöchentliche Brotbacken.
Am Abend vor dem Backtag mußte der Sauerteig im großen Backtrog eingeweicht und mit etwas Mehl vermischt werden, so daß er über Nacht „gehen" konnte. Am nächsten Morgen wurde dem gegangenen Sauerteig die noch nötige Menge Mehl beigemengt und mit Wasser, Salz und sonstigen Gewürzen zu Teig verrührt.
Die schwerste Arbeit war dabei das Kneten des Teiges. Dieser mußte unter wiederholtem Beimengen von Mehl so lange mit den Händen durchgewalkt werden, bis er die richtige Festigkeit hatte. Dies war dann der Fall, wenn er sich gut von den Fingern löste. Nun ließ man ihn wieder kurz gehen.
Inzwischen wurde der Backofen angeheizt, der sich in den meisten Häusern hinter dem großen Küchenherd befand. Dazu verwendete man nur große Holzscheite.

Beim Brotbacken

Während sich der Ofen erhitzte, wurde der Teig „ausg'biakt" (geformt) und in Stroh- oder Holzkeal (Brotformen) gelegt, die vorher mit Mehl ausgestreut wurden. Nun ließ man den Teig nochmal kurz gehen.
Dazu sei bemerkt, daß man außer Brot noch „Raaflecken" und „Trotschern" formte, auf die sich die Kinder besonders freuten. Die Raaflecken (runde, flache Fladen) wurden auf der Oberfläche mit einer Gabel gespickt, mit „Schmea" (inneres Schweinefett) eingefettet und mit Salz oder Zucker bestreut, bevor sie in den Ofen eingeschoben wurden.
Nachdem man vom Rest des Teiges einen kleinen Teil als Sauerteig für den nächsten Backtag aufgehoben hatte, formte man noch kleine Laibe, Trotschern genannt, die meistens den Hirten zugedacht waren, die mit ihrem Vieh ganztägig auf der Weide sein mußten. Inzwischen waren die Holzscheite im Ofen niedergebrannt, und der Boden hatte die nötige Hitze. Nun wurde die glühende Holzkohle mit der „Kreck" (eine Kratze) vor der Ofentüre auf einen Haufen zusammengekratzt. Danach mußte der Ofenboden mit dem Keabisch (Reisigbesen), der ins Wasser getaucht oder mit einem nassen Tuch umwickelt wurde, saubergefegt werden.
Der Teig wurde nun aus den Brotformen auf eine mit Mehl bestreute „Ofenschüssel" (eine lange Holzstange, an deren Ende eine runde Scheibe aus Holz angebracht war) gestülpt und die Oberseite des Brotes mit lauwarmem Wasser befeuchtet, damit das Brot danach einen gewissen Glanz bekam. Dann wurde es in den heißen Ofen eingeschoben. Das „Einschieben" erforderte neben Kraft auch Geschick und Übung. Die Brotlaibe mußten mit einem kräftigen Ruck von der Brotscheibe unbeschädigt im Backofen richtig platziert werden.
Nach ungefähr 2 Stunden war das Brot knusprig braun gebacken und konnte mit der Ofenschüssel wieder aus dem Ofen geholt werden. Die Mutter nahm jeden Laib Brot in die Hand und klopfte kräftig mit den Fingerknöcheln gegen

die untere Rinde. An der Beschaffenheit der Rinde und dem Klopfton konnte sie feststellen, ob das Brot richtig durchgebacken war oder nicht.
Bevor das Brot in die Speisekammer auf das Brotbrett oder -gestänge gestellt wurde, ließ man es gut auskühlen. Das Brotgestänge hing an der Decke, damit das Brot von allen Seiten Luft bekam und nicht schimmelte.
Das Brot war das Hauptnahrungsmittel. Kein Krümelchen durfte verschwendet oder zertreten werden, denn es galt als Gabe Gottes. Ehe ein Brotlaib aufgeschnitten wurde, machte die Hausmutter mit dem Messer das Kreuzeszeichen darüber.
Brot war die erste Kindernahrung. Schon der Säugling bekam eingeweichtes Brot in einem Leinenfleckchen knollenartig eingebunden, anstatt einen Schnuller, in den Mund gesteckt, den sogenannten „Brotstöpsel". Das Kind lutschte so lange daran, bis nur noch das Fleckel übrig blieb.
Brot kam auch in flüssiger Form, als Brotsuppe mit einer Einbrenn versehen und mit Kümmel und etwas Knoblauch gewürzt, auf den Tisch. Es war ein einfaches aber wohlschmeckendes und nahrhaftes Essen.

Saitanz (Schlachtfest)

Wenn es auf Weihnachten zuging, draußen alles hart gefroren war und der Schnee das Dorf einhüllte, war die Zeit des Schweineschlachtens gekommen. Es war ein arbeitsreicher und wichtiger Tag auf dem Bauernhof, denn das Fleisch und der Speck waren wichtige Nahrungsmittel und mußten für lange Zeit ausreichen.
Mit den Vorbereitungen wurde schon am Vortage begonnen. Der Vater holte den „Schweinstrook", der das ganze Jahr irgendwo im Kämala oder auf der „Kohma" gestanden hatte, hervor. Auch der „Hackstock" mußte gesäubert und in die Stube gestellt werden. Es war ein ungefähr 2 m langes, 60 cm breites und etwa 10 cm dickes Bohlenbrett aus hartem Holz, auf dem am Schlachttag gearbeitet wurde. Am Abend beteiligten sich auch die Buben beim Schnitzen der Spreißeln, mit denen die Enden der Graupenwürste verschlossen wurden.
Die Mutter kochte die Graupen (entschalte Gerstenkörner) vor, stellte die notwendigen Gewürze, wie Knoblauch, Pfeffer, Majoran, Kümmel, Ingwer, Zwiebeln und Kraut, bereit. Auch der „Schlachtprampei" (Schnaps) mußte schon am Vortage zubereitet werden.
Zeitig am Morgen, bevor der Hausschlachter kam, hatte die Mutter schon in den großen Waschtöpfen oder im Kessel das Wasser zum Abbrühen des geschlachteten Schweines erhitzt. Die Bauern schlachteten meist 2 Schweine. Das Blut wurde in einem Topf aufgefangen und mit den gekochten Graupen zu

einem Brei verrührt, der dann zur Füllung der Graupenwürste genommen wurde.
Das geschlachtete Schwein wurde in den Schweinstrook gelegt und mit etwas heißer Asche bestreut und mit kochendem Wasser übergossen. Dieses Abbrühen bewirkte, daß die Borsten gut abgeschabt werden konnten. Dabei wurde das Schwein im Trook mit zwei Ketten gedreht. Beim Entfernen der Borsten halfen alle Hände tüchtig mit. Wenn das Schwein gründlich gereinigt war, wurde es mit den Hinterbeinen an einer für diesen Zweck hergestellten Holzvorrichtung aufgehängt und in zwei Hälften zerlegt. Der größte Stolz der Hausfrau war es, wenn die Speckschicht recht stark („breit") war. (Man sprach von einem 3 finger- und handbreiten Speck.) Dann wurde das Fleisch in die Stube getragen und das zweite Schwein geschlachtet.
Die eßbaren Innereien, Kopf und ein „Bauchstöckl" wurden in einen großen Topf oder Kessel zugesetzt und gekocht. Nachdem die Därme im Schnee und Salzwasser gereinigt worden waren, wurden die dicken Därme für die Graupenwürste und die entschleimten dünnen für die Fleischwürste vorbereitet und in einem Eimer Wasser bis zum Wursten aufbewahrt.
Inzwischen war das „Stechfleisch" mit den Innereien Herz, Nieren, Zungen, Leber gar gekocht und die erste Schlachtmahlzeit wurde auf den Tisch gestellt. Jeder konnte nach Herzenslust zugreifen und essen, was ihm schmeckte. Daß man vor und nach dem Essen auch den „Schlachtprampei" verkostete, war selbstverständlich. Von dem Geschlachteten aus dem Kessel bekamen auch die Verwandten und Nachbarn eine Kostprobe von den Kindern gebracht, die gleichzeitig die Gäste zum „Saitanz" am Abend einluden.
Nach dem kräftigen Essen wurde fleißig weitergearbeitet. Zuerst wurde die Füllung für die Graupenwürste mit verschiedenen Zutaten gewürzt und in die dikken Därme gefüllt. Die Enden wurden mit Holzspreißeln verschlossen. Blieb von der Füllung etwas übrig, wurde sie als „Kascha" gebraten und in den nächsten Tagen verzehrt. Dann wurde die Speckschicht vom Fleisch getrennt und gleich in den gereinigten und blank gescheuerten „Schweinstrook" eingesalzen. Das Fleisch für die Fleischwürste wurde mit besonderen Messern klein gehackt, gut mit Knoblauch und anderen Gewürzzutaten abgeschmeckt und in die dünnen Därme gefüllt. Die Graupenwürste wurden im Kessel gekocht und die Fleischwürste zum Trocknen auf eine Stange gehängt und später geräuchert. Das andere Fleisch wurde entsprechend zerlegt. Die Schinken, Beinchen, Schultern und Rippen wurden ebenfalls wie der Speck in einem großen Trog oder Scheffel eingesalzen (gepökelt).
Am Abend war dann die Arbeit für den Metzger getan. Die Gäste trafen ein. Mit einem fettreichen Schlachtessen wurde der Tag beendet. Es gab zuerst Kesselsuppe; anschließend verschiedene Fleischstücke vom Kopf, Graupen-, ge-

kochte Fleischwürste mit roten Rüben, Kreen (Meerrettich) und Brot. Zur besseren Verdauung durfte der Schnaps nicht fehlen. Jetzt, nach getaner Arbeit, konnte man sich ihm mehr zuwenden als während der Arbeit.
Zur Erheiterung der Gäste erschien dann der „Mikulus"; zwei mit alten Kleidern als Mann und Frau verkleidete Burschen, die um Almosen baten, da sie angeblich aus Bulgarien kämen. Als Beweis für die Richtigkeit ihrer Angaben legten sie sogar einen „Ausweis" vor. Nachdem sie ein paar Hopser getanzt und dafür eine Fleischwurst bekommen hatten, zogen sie wieder ab.
Es war Brauch, daß man am folgenden Tag nochmals eine Fleisch- und Graupenwurst durch die Kinder den nächsten Angehörigen und Verwandten überbringen ließ. Es war für die Kinder ein freudiger Gang, denn sie bekamen überall ein „Saitanzgeld".
Für die Mutter gab es auch noch in den nächsten Tagen viel zu tun: aufzuräumen, das Fett auszulassen und verschiedenes einzuwecken. Der eingesalzene Speck sowie das Fleisch mußten jeden Tag mit dem eigenen Sud beschöpft und nach 4 Wochen geräuchert werden.

Die Glaserhauer Mundart

Eine Besonderheit im Dialekt der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel lag darin, daß jedes Dorf seine eigene Mundart hatte, die sich zwar nicht wesentlich von den anderen unterschied, aber doch ihre besonderen Merkmale aufwies.
Alle bedeutenden Merkmale der Glaserhauer Mundart im Vergleich zur hochdeutschen Sprache hier anzuführen, käme einer sprachwissenschaftlichen Abhandlung gleich. Dies ist hier nicht der Sinn und aus Platzmangel schon gar nicht möglich.
Aber wenigstens auf einige markante Sonderheiten sei hingewiesen, um die Mundart etwas besser verständlich zu machen.
Ein wesentliches Merkmal der Glaserhauer Mundart war, daß man im Vergleich zur hochdeutschen Sprache den Buchstaben „W" als „B" aussprach.
Beispiele: Wasser — Bossa, Wand — Band, Wald — Bald, wie? — bie?, waschen — boschen, wickeln — beckln.
Ebenso gebrauchte man für die Buchstaben „F" und „V" das „W".
Beispiele: Fuß — Wuß, Fenster — Wensta, fließen — wließen, Vieh — Wiech, viel — wiel.
Der Buchstabe „B" wurde vielfach als „P" ausgesprochen.
Beispiele: Brett — Pret, Beil — Peil, Boden — Pon, beten — petn, bitter — petta, Brunnen — Prunn.

Das „r“ wird nach einem Selbstlaut und im Auslaut zu „a“:

Gerste — Geascht, Berg — Peak, Erde — Ead, Stern — Stean,
wer — bea, irgendwer — kokebea.

Das „r“ verschwindet am Ende, dafür tritt ein „a“:

dir — dia, mir — mia, wir — bia;

a — o: Platz — Plotz, Katze — Kotz, Sack — Sok.

Bei der Aussprache von Wörtern mit den Vorsilben „ge“, „be“, „zer“ ließ man einfach das „e“ der Vorsilbe weg.

Beispiele: gearbeitet — g'oabét, gelesen — g'lesn, gekocht — g'kocht,
begießen — p'gießn, begleiten — p'glatn, bewegen — p'wegn,
zerschneiden — z'schneidn, zerbrechen — z'prechn,
zerrissen — z'ressn;

Bei Verkleinerungen gebrauchte man grundsätzlich die Endung „ala“, und dies sehr oft bei Vornamen von Kindern.

Beispiele: Irma — Irmala, Emmi — Emmala, Josef — Sefala,
Häuschen — Heisala, Gärtchen — Geatala, Hühnchen — Hühnala.

Die männlichen und weiblichen Vornamen wurden in der Mundart anders als in der Schriftsprache ausgesprochen:

Paul — Pali, Palei
Andreas — Dries, Driesla
Johann — Hansik, Hansl, Hansala
Josef — Seffl, Seffla - Joschko
Stefan — Steffl, Steffla - Pischta
Maria — Mrischa, Mrischala, Mriz, Mrizala, Irma, Irmala
Anna — Antscha, Antschl, Antschala
Emilie — Milka, Milkala
Margarete — Margit
Susanne — Suska, Suskala

Ältere Personen, auch die Eltern, Tanten, Onkel und Paten, wurden mit „Ihr“ angesprochen.

Der Vater war d'Wota, die Mutter — dj Mutta, die Tante — dj Mieml, der Onkel — d'Wetta. Wetta war auch der Ausdruck für Mann allgemein; die Großmutter — dj Grumta, die Patin — Tofra, der Pate — d'Tota.

Folgende Mundartproben mögen die Aussprach noch verdeutlichen:

Abzählreim:

A's, zwa, tropp, wimml, wimml, wopp, wimml, wimml, wimml, wimml, wimml, wimml, wopp, benn ich a net zähl'n ko, zbanzig hoj dj doch.

(Eins, zwei, trapp, wimmel, wapp, . . . wenn ich auch nicht zählen kann, zwanzig hab' ich doch.)

Kinderreim:

Prie, Waja, prie!	Brenn, Feuer, brenn!
Ich hüt'net gean dj'Küh.	Ich hüt' nicht gern die Küh.
Ich hüt' lieba dj' waul'n Ochs'n,	Ich hüt' lieber die faulen Ochsen,
do i' ko pam Waja hock'n.	daß ich kann beim Feuer hocken.
Prie, Waja, prie!	Brenn, Feuer, brenn!

Schlof, Hansala, schlof!	Schlaf, Hänschen, schlaf!
'm Goat'n ban dj' Schof.	Im Garten weiden die Schaf'.
D' schbaz'n nd dj' beiß'n	Die schwarzen und die weißen,
bell'n mei Hansala peiß'n.	woll'n mein Hänschen beißen.
Schlof, Hansala, schlof!	Schlaf, Hänschen, schlaf!

Schlof, Hansala, schlof!	Schlaf, Hänschen, schlaf!
'm Goat'n ban dj' Schof.	Im Garten weiden die Schaf'.
Dj' grün nd dj' geln,	Die grünen und die gelben,
bell'n mei Hansala stehl'n	woll'n mein Hänschen stehlen.
Schlof, Hansala, schlof!	Schlaf, Hänschen, schlaf!

Schlof, Hansala, schlof!	Schlaf, Hänschen, schlaf!
'm Goat'n ban dj' Schof.	Im Garten weiden die Schaf'.
Dj' kuaz'n nd dj'langa,	Die kurzen und die langen,
bell'n mei Hansala wanga.	woll'n mein Hänschen fangen.
Schlof, Hansala, schlof!	Schlaf, Hänschen, schlaf!

Kinderreim:

Hopp, hopp, Reßl,	Hopp, hopp, Rößlein,
zei Méll géht a Geßl,	zur Mühle geht ein Gäßlein,
'n Baz beba mohl'n,	den Weizen werden wir mahlen,
s Brut beba pach'n,	das Brot werden wir backen,
s Knobala beba prasch'n.	das Knäblein auf den Hintern patschen.

Wenn der Nebel über Wiesen und Feldern lag, sangen die Kinder in monotoner Weise folgendes Liedchen:

Nebl, Nebl, zich' 'n ham,	Nebl, Nebl, zieh nach Haus',
d'ham host a kla's Kend.	daheim hast du ein kleines Kind.
Bie sell bia's taf'n?	Wie sollen wir es taufen?
„Schena Zeit" sell's haß'n!	„Schöne Zeit" soll es heißen!

Rätsel:

Grie ist d' Geppl,
rut ist d'Zeppl,
schbatz ist d'Pudlsock,
bu d'Zeppl neischnoppt.
(dj' Meaga)

Bick'la, Back'la,
kreicht eba 's Ack'la,
hot nei Heit,
peißt olla Leit.
(dj' Zbiebl)

Grün ist der Gipfel,
rot ist der Zipfel,
schwarz ist der Pudelsack,
wo der Zipfel hineinschnappt.
(die gelbe Rübe)

Wickele, Wackele,
kriecht übers Ackerle,
hat neun Häute,
beißt alle Leute.
(die Zwiebel)

Ein Mundartgedicht auf unser Dorf in der Glaserhauer Mundart

von Hedwig Stang, geb. Michele

Bea denkt net of je Doaf, lang 'nd schmol,
d'Übroat boa peagig, d'Niederoat a Tol.
A Stroß ist duachganga, dj' Poch d'nem g'wloss'n;
bu 's Doaf pretta boa, hot's noch a Stroß geb'n 'nd ach Goß'n.
Heisa sei g'stana gruß 'nd klaa,
g'paut aus Holz 'nd ach aus Staa.
Dj' Kiach hot 'm Niedroat g'stana,
'nd ist ma vei Statio rei gana,
hot's ausg'seh',
bie benn sa owrem Wels'n boll steh'.
Von ara huch'n Maua boa sa emgeb'n,
dinn boa da Wreitaf, bu onsa Tut'n hob'n g'leg'n.

A d'Übroat — bie hot's ach andes kinna sei? —
Hot sich üba a schés G'peid kinna wrei.
Dj' Püagaschul ei Scheib doag'stellt,
duat hoba g'leat bo ma praucht ei Belt,
do ma p'steh' ko a ida Situatio,
denn p'nons hom a dj' Beiba g'stellt ian Mo.
Dj' Glosahaja bannt'n Leit — bie sell m's nia sog'n? —
Ka Oabit, ha Lad hot sa g'procht z'm V'zog'n.
'Nd gruß ist heit no dj' Wreid,
benn sé bu treff'n Glosahaja Leit.

Übersetzung des Gedichtes:

Wer denkt nicht an das Dorf, lang und schmal,
der Oberort war gebirgig, der Unterort ein Tal.

Eine Straße ist durchgegangen, der Bach daneben geflossen;
wo das Dorf breiter war, gab es noch eine Straße und auch Gassen.

Häuser standen groß und klein,
gebaut aus Holz und auch aus Stein.
Die Kirche hat im Unterort gestanden,
und ist man von der Station (Bahnhof) hereingegangen,
hat's ausgeseh'n,
als würde sie auf einem Felsen steh'n.

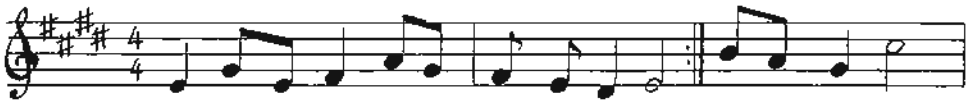
Von einer hohen Mauer war sie umgeben,
darin war der Friedhof, in dem unsere Toten sind gelegen.

Auch der Oberort — wie hätte es auch anders können sein? —
hat sich über ein schönes Gebäude können freu'n.

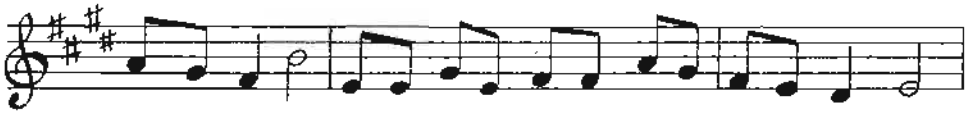
Die Bürgerschule auf die „Scheibe" hingestellt,
dort haben wir gelernt, was man braucht auf der Welt,
daß man besteh'n kann in jeder Situation,
denn bei uns hab'n auch die Weiber gestellt ihren Mann.

Die Glaserhauer waren Leut' — wie soll man es nur sagen? —
Keine Arbeit, kein Leid hat sie gebracht zum Verzagen.

Und groß ist heute noch die Freude,
wenn sich wo treffen Glaserhauer Leute.



Sta-ía-gl, Sta-ía-gl, bos machstdudo? E' be deis sei,
Níscht machí, níscht machíí, pe nía su do.

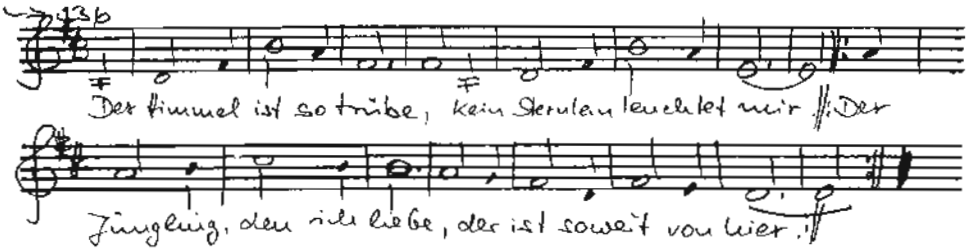


Du bíst meis sei, be-ba meta-nanda tanzn, be-ba gleích sei.

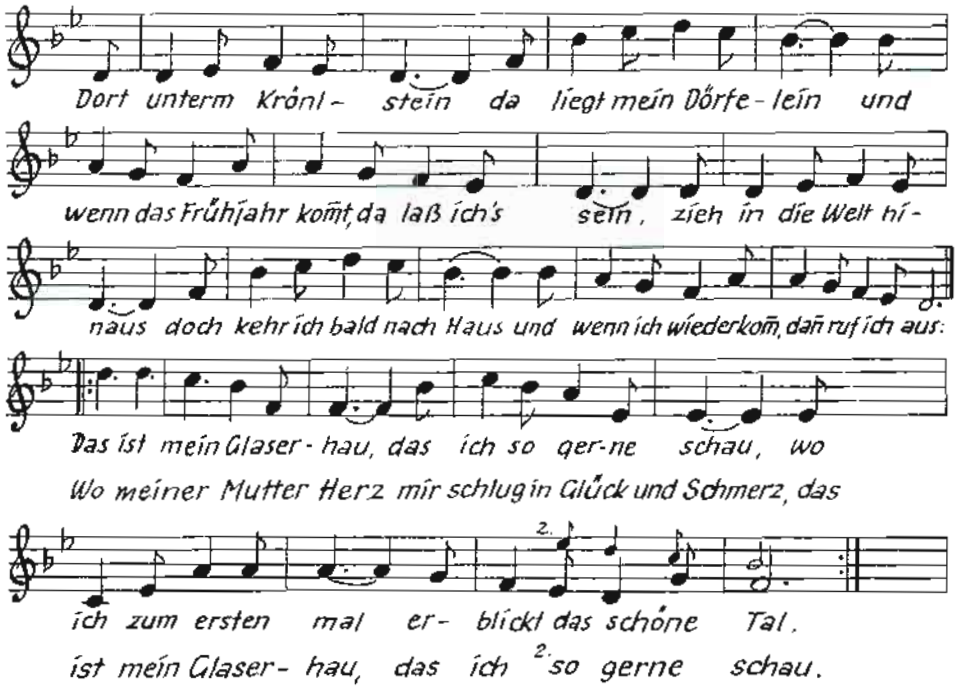
1. Es gab Wörter, die schlecht oder gar nicht zu deuten sind:
   Für Türklinke — Well, für Mund — Schneckst, Lippen — Wlonsn, Ferse Wjascht, Brotrest — Uaris, Dickmilch, Schlekamelich, schwerer Hammer — Putzka, Kleider und Wäsche — G'rell, häßlich — schluzig, heiraten — wrenden, verheiratet — g'wrendit, ärgern — eagen oder g'hain, Antwort — Embat, kümmern — hiama, fürchten — wjachn, drücken — knian, tollwütig — bigndeng, langsam — pmälich, verschütten — vpläden, abwaschen — owla u. a.
2. unfreundliche Ausdrücke: Leidak — Gauner, Betjar — Kerl (Bösewicht), Trintscha — ungeschickte Frau.
3. Lehnwörter aus dem ungarischen Sprachgebrauch:
   Betjar — Kerl (Bösewicht), Gatn — Unterhosen, Oldamasch — Kauftrunk, Kurbatsch — Peitsche aus Ruten, Kukritz — Mais.
4. Wörter aus dem Slowakischen:
   Olawrant — Nachmittagsessen, Katsch — Ente, Herki — soviel wie, kiwaijn — schlecht schneiden, tschuschkain — leise sprechen.

Lieder, die in Glaserhau gesungen wurden

Die Glaserhauer waren ein sangesfrohes Völkchen. Es wurde bei jeder Gelegenheit, vor allem wo Burschen und Mädchen zusammenkamen, gesungen: beim Spinnen in der Rockenstube, beim Federschleißen, im Tanzsaal und auch bei der Arbeit. Im Volksmund hatten sich viele Volks- und Liebeslieder erhalten.

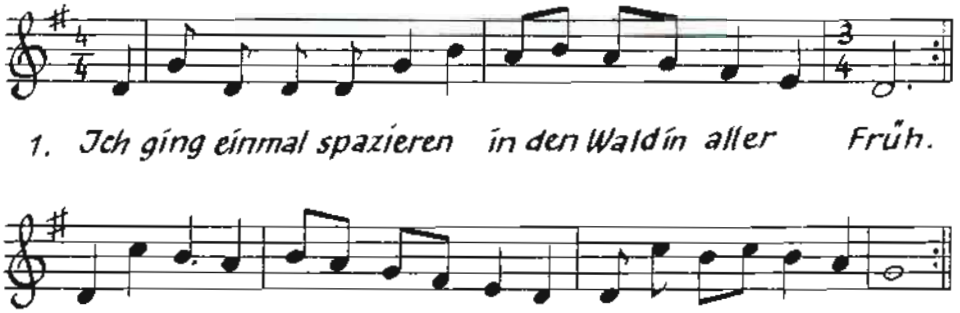


2. Er ist so oft gekommen, bei Sonn und Mondenschein,
   [: hat mich in den Arm genommen — das kann jetzt nicht mehr sein :]
3. Ach hätt' mich meine Mutter, beim ersten Bad ertränkt,
   [: so hätt ich nie erfahren, wie falsche Liebe kränkt :]

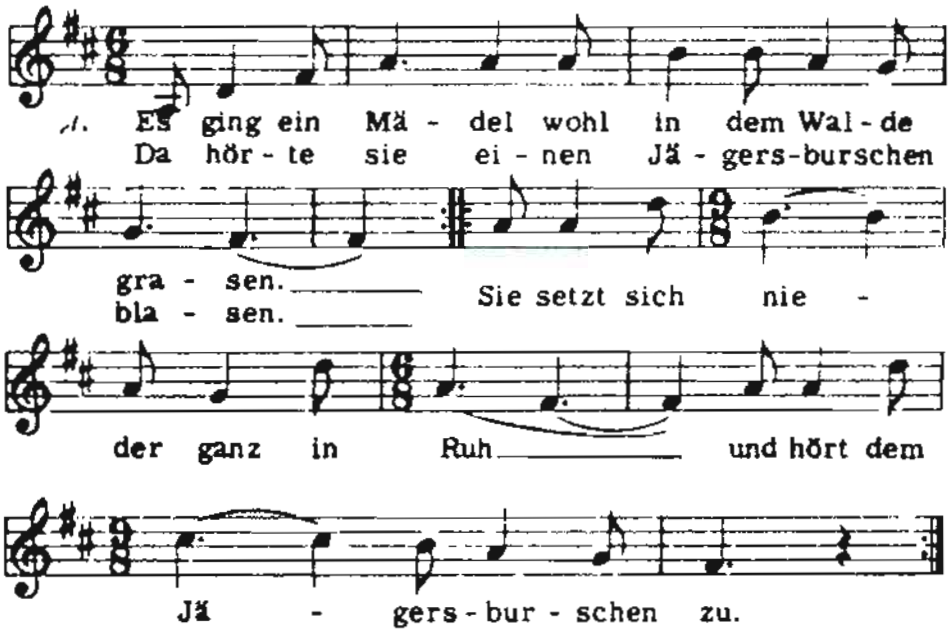


2. Dort unterm Kirchelein, da wohnt mein Schätzelein, und wenn ich wiederkomm, da kehr ich ein. Und wenn ich bei ihm bin, da hab ich frohen Sinn, dann geh'n wir vor das Haus und rufen aus: Das ist mein Glaserhau . . .

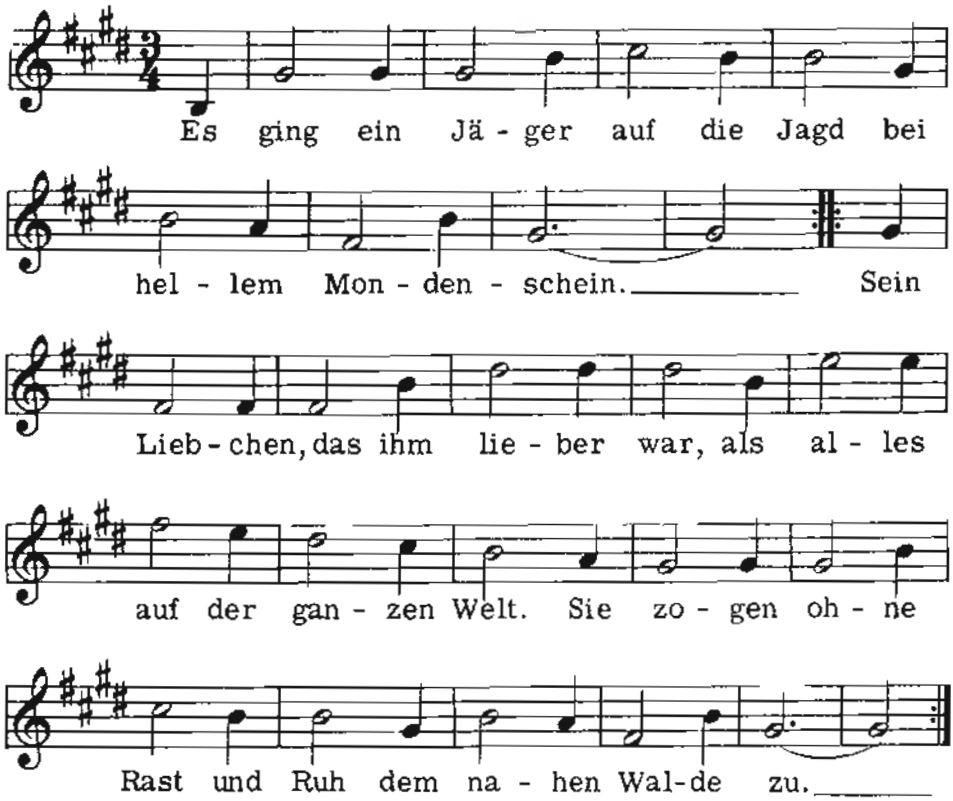
3. Dort auf des Berges Höh'n die dunklen Tannen steh'n, mit treuer Wacht auf Glaserhau sie seh'n. Und ziehe ich hinaus aus meinem Vaterhaus, blick ich nochmal zurück und rufe aus: Das ist mein Glaserhau . . .



2. [: Ich nehm' mein Zeislein mit nach Haus und sperr' es in ein Vogelhaus :]
[: doch mein Zeislein, das so voller Freude, schaut jetzt immer traurig aus :]
3. [: Warum singst du nicht, mein Zeislein, wie im Wald in aller Früh :]
[: Hast ein schönes Vogelhäuschen, Fressen und Saufen auch dazu! :]
4. [: Ach, wie soll ich denn nur singen, in dem Körbchen ganz allein :]
[: Ein jedes Tierchen tut sich paaren und ich muß freiledig sein :]
5. [: Ich nehm' mein Zeislein in die Arme, trag' es in den Wald zurück :]
[: Und mein Zeislein war gleich voller Freude, singt gar lustig und voll Glück :]



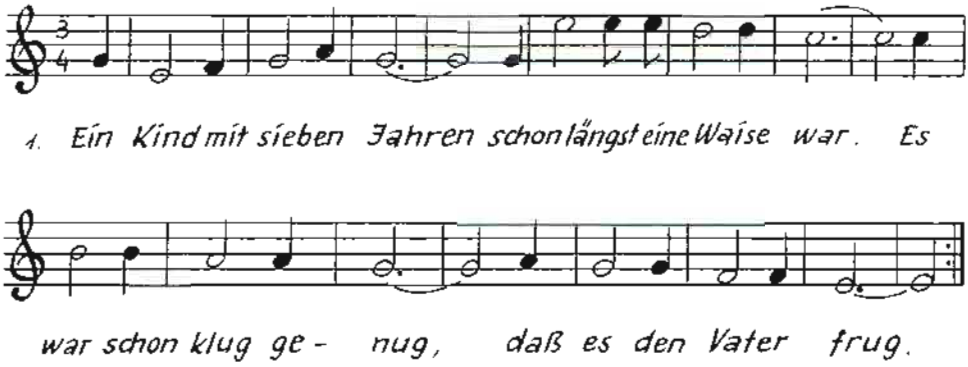
2. [: Ach liebes Mädchen, ich habe eine Bitte :]
[: komm doch mit in meine Jägerhütte;
denn deine wohlgezierte Brust erweckt in mir die Liebeslust :]
3. [: Ach lieber Jäger, das kann ja nicht geschehen :]
[: ich muß mit meinem Gras nach Hause gehen;
denn meine Mutter sorgt sich sehr, wenn ich nicht bald nach Hause kehr :]
4. [: Wenn du nicht willst mit mir zur Hütte gehen :]
[: so muß ich dir auch meinen Abschied geben.
Nimm nur dein Gras und geh' nach Haus, mit unsrer Liebe ist es aus :]



2. [: Da sprang dem kühnen Jägersmann ein Rehlein wohl über den Weg. :]
[: Er legte an und drückte los und schoß sein Liebchen durch die Brust,
die dunkle Nacht war schuld daran, daß er sein Liebchen erschoß :]

3. [: Da sah der kühne Jägersmann, was er geschossen hat :]
[: Sein Liebchen, das im Blute lag, die letzten Worte zu ihm sprach:
Herzliebster mein, was hast getan, daß ich jetzt sterben muß :]

4. [: Da nahm der kühne Jägersmann noch einmal sein Gewehr :]
[: Er legte an und drückte los und schoß sich selber durch die Brust,
des Liebchen Tod war schuld daran, daß er sich selber erschoß :]



2. Vater, Vater mein, wo ist mein Mütterlein?
[: Dein Mütterlein es schläft, sich nicht erwecken läßt :]

3. Das Kind in seinem Sinn, ging zu dem Friedhof hin,
[: grub mit den Fingerlein tief in das Grab hinein :]

4. Ach Mutter, Mütterlein, sprich nur ein Wörtelein,
[: das Sprechen, das fällt mir schwer, mich drückt die Erde so sehr :]

5. Kind, ach Kind geh' heim, eine andere Mutter ist dein,
[: eine andere Mutter, sagst du, ist nicht so gutwie du :]

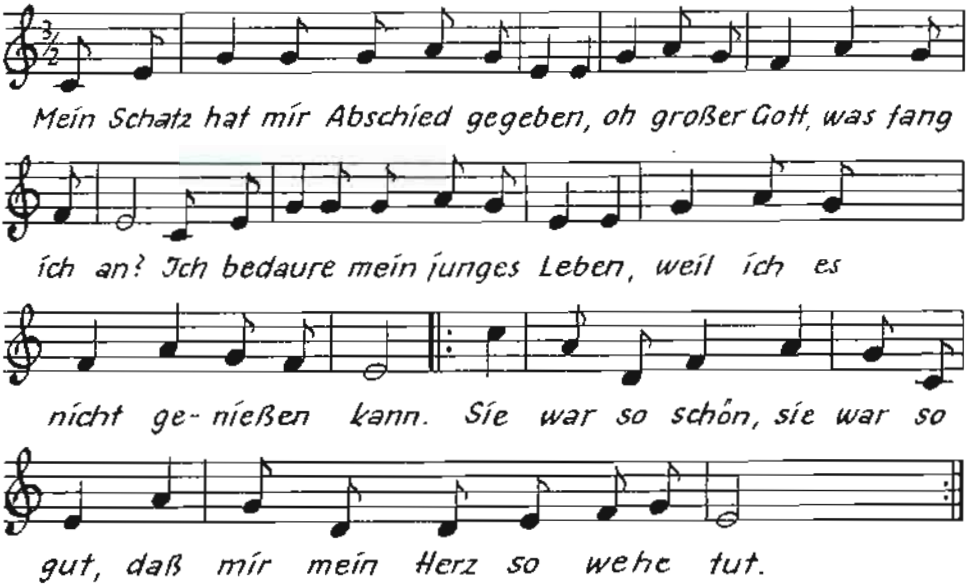
6. Wäscht sie mir die Händ, so nimmt das Schimpfen kein End,
[: wasch gute Mutter mich du und sing ein Lied dazu :]

7. Kämmt sie mir das Haar, so blutet der Kopf oft gar,
[: kämm' gute Mutter mich du und bind ein Maschl dazu :]

8. Verlange ich ein Brot, so wünscht sie mir den Tod,
[: gib gute Mutter mir's du, ein Stückchen Butter dazu :]

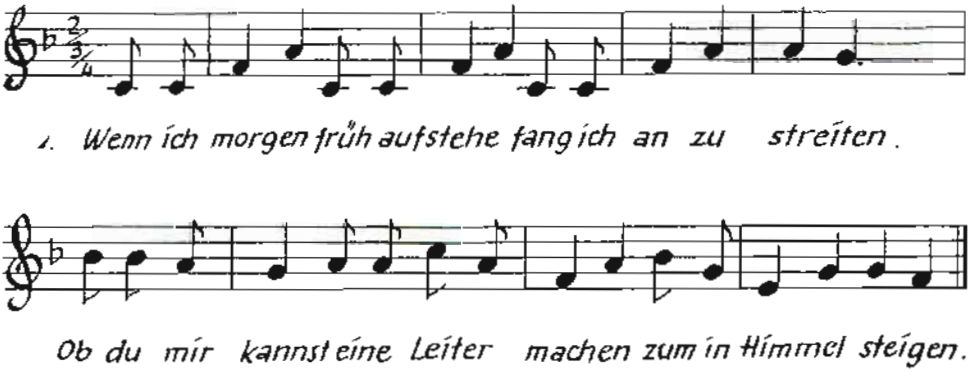
9. Legt sie mich zur Ruh, schlägt sie die Türe zu,
[: leg gute Mutter mich du, daneben dich dazu :]

10. Kind, mein Kind geh' heim und laß das Weinen sein,
[: behalt ein gutes Herz, trotz Kummer und trotz Schmerz :]



2. Möcht ich doch die Ursach wissen, warum sie mich verlassen hat?
   Weil ich sie zu wenig küsse, ein andrer küßt sie mehr als ich.
   [: Das wird gewiß die Ursach sein, daß sie mich stehen ließ allein :]

3. In die Kirche, da will ich gehen, will beten, daß sie mir kommt aus dem Sinn.
   Auf dem Wege, da will ich gehen, wo ich mit ihr geangen bin.
   [: Dort seh' ich sie von weitem steh'n, ich will ihr aus dem Wege geh'n]



2. Wenn ich dir soll eine Leiter machen zum in den Himmel steigen,
   [: so mußt du mir die Sternlein zählen, die am Himmel leuchten :]

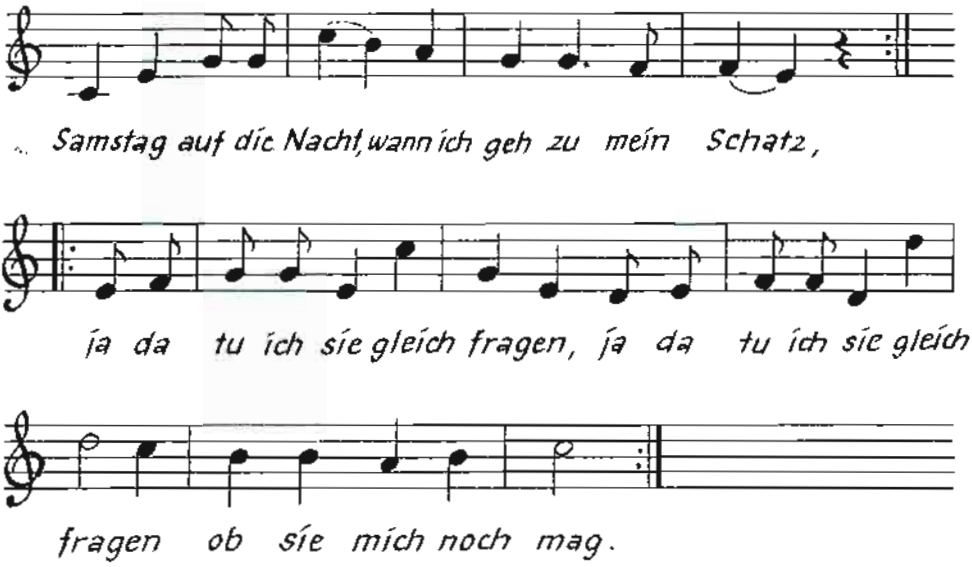
3. Wenn ich dir soll die Sternlein zählen, die am Himmel leuchten,
[: so mußt du mir drei rote Äpfel über die Donau schmeißen :]

4. Wenn ich dir soll drei rote Äpfel über die Donau schmeißen,
[: so mußt du mir dreihundert Krebse über den Heuberg treiben :]

5. Wenn ich dir soll dreihundert Krebse über den Heuberg treiben
[: so mußt du mir ein Kind gebären und eine Jungfrau bleiben :]

6. Wenn ich dir soll ein Kind gebären und eine Jungfrau bleiben,
[: so mußt du mir eine Wiege machen ohne Schnitt und Schneide :]

7. Wenn ich dir soll eine Wiege machen ohne Schnitt und Schneide,
[: so mußt du mir die Windeln waschen ohne Wasser und Seife :]



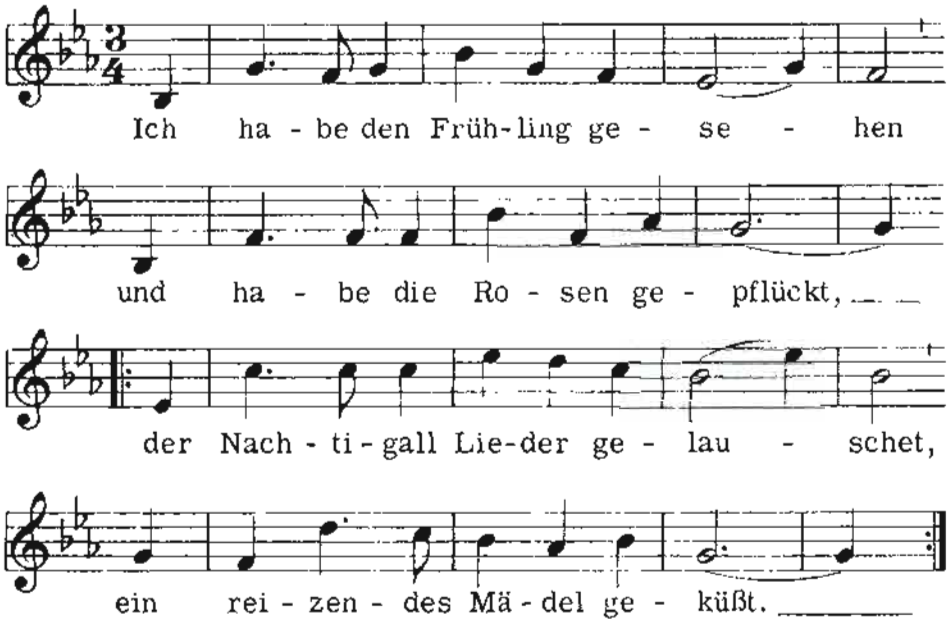
2. [:Sonntag in der Früh, wenn ich weg geh' von ihr :]
ja, da tut sie gleich weinen, ja, da tut sie gleich weinen,
weil sie mich net sieht.

3. [: Schatzel weine nicht, denn ich heirat nur dich :]
deine schwarzbraunen Äuglein, deine schwarzbraunen Äuglein,
verführen stets mich.

4. [: Deine schwarzbraunen Äuglein und dein roter Mund :]
sind mir lustig und fröhlich, sind mir lustig und fröhlich,
denn das ist gesund.

5. [: Wenn mein Schatzel stirbt, so laß' ich es begraben :]
und so laß ich mein Schatzel, und so laß ich mein Schatzel
mit der Musik begraben.

6. [: Mit der Musik begraben, das fällt mir so schwer :]
Und so seh' ich mein Schatzel, und so seh' ich mein Schatzel
mein Lebtag nie mehr.

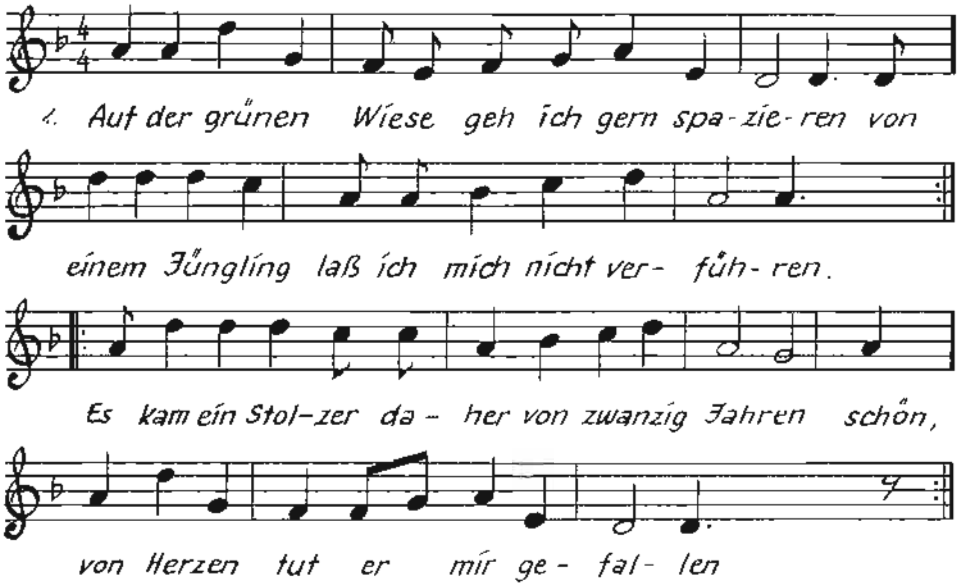


2. Der fröhliche Lenz ist entschwunden, die Blumen sind alle verblüht.
[: Ins Grab ist mein Liebchen gesunken, verstummt ist der Nachtigall Lied :]

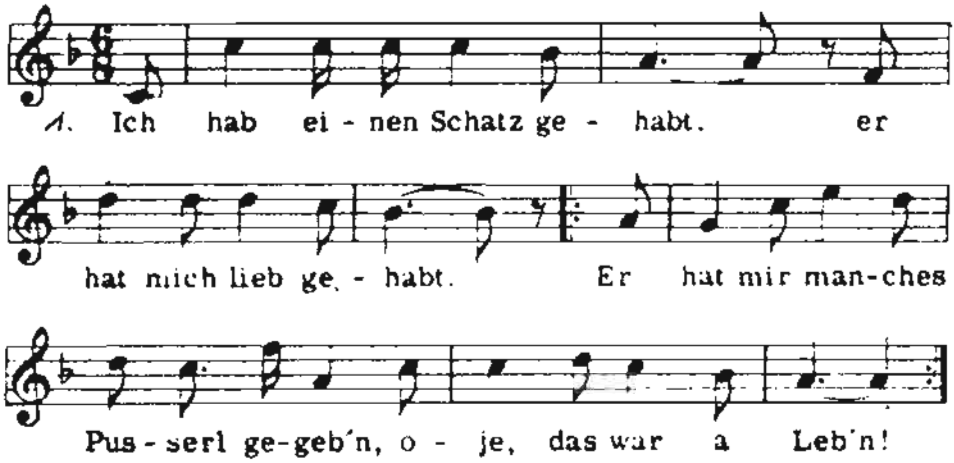
3. O, himmlischer Vater dort oben, du nahmst mir mein Liebchen zu früh.
[: Es gibt ja der Mädchen so viele, aber keine so reizend wie sie :]

4. Da liegt sie mit Erde bedecket, drei Rosen blühn auf ihrem Grab,
[: ach könnt ich sie nochmals erwecken, wie ich einstens die Rosen ihr gab :]

5. Der liebliche Lenz kommt schon wieder, die Blumen blühen all' wieder auf.
[: Die Nachtigall singt ihre Lieder, mein Liebchen steht nicht wieder auf :]



2. Stolzer Jüngling, du tust mir gefallen, du bist doch der schönste unter allen.
[: Sage mir von wo du bist gekommen, wieviel Stunden Urlaub hast du genommen? :]



2. Jetzt liebt er mich nicht mehr, das kränkt mein Herz so sehr,
[: er hat schon wieder eine and're gern, am liebsten möcht' ich sterb'n :]
3. Ich will ihm alles verzeihn, er soll recht glücklich sein,
[: bis man ihm singt und senkt hinab ins kühle Grab :]

Der Aberglaube

Es gibt auch heute im Zeitalter der Technik und Aufklärung noch so manches Unerklärliche, das wir als Aberglaube bezeichnen und ablehnen. Der Aberglaube ist aber so alt wie die Menschheit selbst. Man könnte ihn ebenfalls als ein altes Kulturgut bezeichnen. Er ist eng verbunden mit geheimnisvollen Kräften in der Natur, über die auch manche Menschen verfügen.

Der Aberglaube in seinen vielen Formen und Erscheinungen hatte seinen guten Nährboden zum großen Teil in der abgeschiedenen Lage der Dörfer, wie auch Glaserhau, wo die Menschen mit der Natur im steten Kampf ums Dasein ihr Leben fristen mußten.

Es gibt aber auch Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir uns trotz aller Wissenschaft nicht erklären können, die dann als Aberglaube abgetan werden, aber im Volke trotzdem weiterlebten. Bei dieser tiefen Verwurzelung der Menschheit mit der Natur und ihren Katastrophen und mit dem Glauben zeigt, daß sich Brauchtum und Aberglaube nicht nur im Christentum erhalten, sondern sich auch mit ihm verschmolzen haben. Denken wir nur, was sich Weihnachten und Ostern an Brauchtum erhalten hat und in den zwölf Nächten vom Weihnachtsabend bis zum Drei-Königs-Tag an Bräuchen abgespielt hat. Dazu gehört auch das Sprechen der Tiere in der Christnacht. Diese zwölf Nächte waren nach den Vorstellungen unserer Vorväter erfüllt von bösen Geistern und Hexen, die nachts ihr Unwesen trieben. Man ließ in diesen rauhen Nächten keine Wäsche draußen hängen, weil sie von den bösen Geistern gestohlen worden wäre.

Mancher von uns begeht heute noch Handlungen, ohne daß es ihm bewußt ist, abergläubisch zu sein. Sehen wir nur die vielen Autofahrer in deren Windschutzscheibe so allerlei Dinge (Talisman) baumeln, oder auf den Armaturenbrettern der heilige Christophorus angebracht ist, die vor Unglück schützen sollen. Viele begehen Dinge, weil sie sich sagen, am Ende könnte doch etwas Wahres daran sein.

Nun muß man verstehen, daß Menschen zum Aberglauben neigen, wenn sie ganz allein auf sich selbst gestellt sind. Z. B. wenn ein schweres Gewitter tobte, in den Ställen die Tiere vor Angst brüllten, Hund und Katze die Nähe der Menschen suchten, dann zündete die Mutter das geweihte „Wetterstöckel" an. Alle Bewohner des Hauses zogen ihre Kleider an, kein Feuer durfte im Ofen brennen, und bei jedem Blitzschlag bekreuzten sich alle. Man durfte auch nicht in die Richtung mit dem Finger zeigen wo der Blitz einschlug, um denselben nicht abzulenken. Aberglaube ist weder Dummheit noch Bildungsmangel. Der Mensch neigt in bestimmten Lebenslagen dazu, und unsere alten Bauernregeln können wir nicht alle als Aberglaube bezeichnen, in jeder steckt ein kleines Stück Wahrheit, die sich bis heute erhalten hat.

Wenn ein Bauer ein Stück Vieh gekauft hatte, wurde es beim Empfang mit Weihwasser besprengt und es durfte nur mit dem rechten Fuß zuerst die Stalltürschwelle überschreiten. Wenn im Mai das Vieh zum ersten Mal auf die Weide getrieben wurde, legte der Bauer am ersten Tag an der Außenseite der Schwelle eine Kette und ein Ei, und deckte beides mit einem Stück Rasen zu. Trat ein Rind beim Verlassen des Stalles auf das Rasenstück, bedeutete es für das kommende Jahr Unglück im Stall. Wenn beim Bauern eine Kuh kalbte, durfte man drei Tage nichts verborgen, auch keine Milch vor dreimal Buttern verkaufen. Auch sollte man nicht mit dem linken Fuß aus dem Bett steigen, da man sonst in schlechter Stimmung war. Wenn eine schwarze Katze vor einem über den Weg lief, bedeutete es Unglück. Wenn wir Buben am Boden lagen, durfte keiner über den anderen steigen, weil er sonst nicht mehr gewachsen wäre. Die Zimmernummer 13 fehlt fast in jedem Hotel, weil die Zahl 13 eine Unglückszahl sei. Beim Verreisen sollte man sich nicht mehr umdrehen. Fiel ein Bild von der Wand, geschah ein Unglück. Wer einen Spiegel zerbrach, hatte, im Gegenteil zu anderen Scherben, sieben Jahre kein Glück. Denken wir nur an die vielen Sprichwörter: Wer Unglück im Spiel hat, hat Glück in der Liebe. Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen, Spinne am Mittag bringt Glück am dritten Tag. Auch an unseren heimatlichen Kirchenfesten hat sich so manches vom Aberglauben bis zum Kult erhalten. Mit zwei gekreuzten, brennenden Kerzen empfingen wir den Blasiussegen, der uns vor Halskrankheiten bewahren sollte. Lichtmeß war der Tag der Kerzenweihe, und geweihte Kerzen spielten ja im Volksglauben eine große Rolle. Sie schützten vor Krankheit und schnellem Tod, schützten und hielten die bösen Geister und Hexen von Haus und Hof fern. Das Kerzenlicht in unseren Kirchen hat seine Bedeutung. Das Licht der Kerze ist das Sinnbild des Lebens. So steckt vielleicht ein großes Stück Wirklichkeit im Volksglauben über die Wirksamkeit der geweihten Kerzen auch in unserer einstigen Heimat.
Man sollte freilich nicht alles glauben, was mancherorts unter dem Volke behauptet wird. Man sollte aber auch nicht glauben, daß es ganz ohne jeglichen Grund erhalten und behauptet wird.
Abschließend sei noch gesagt, daß Sitte, Brauchtum und Aberglaube auch dem Wandel der Zeiten unterworfen sind. Sie werden sich ändern und anpassen, aber immer wird ein Teil erhalten bleiben und weitergegeben werden.

Der *Wechselbalg* war auch eine Geist-Gestalt, der die jungen Mütter oft in Angst und Schrecken versetzte. Er schlich, so erzählten die alten Leute, nachts um jedes Haus, in dem eine Wöchnerin mit ihrem Neugeborenen schlief. Das Bestreben des Wechselbalges war, das gesunde Neugeborene gegen eine Mißgeburt einzutauschen. Stellten sich bei Kindern im Laufe der Entwicklung irgendwelche

Schäden ein, ganz gleich, ob sie durch bestimmte Erbanlagen oder aus sonst irgendwelchen Gründen entstanden waren — man schob in aller erster Linie die Schuld dem Wechselbalg in die Schuhe.
Der Wechselbalg hatte aber nur Macht über ein ungetauftes Kind. Deshalb ließ man auch das Neugeborene so schnell wie möglich — in den meisten Fällen gleich am nächsten Tag — taufen. In der Zeit bis zur Taufe schützte man das Kind vor dem Wechselbalg, indem man es jeden Abend mit Weihwasser besprengte und ihm außerdem einen geweihten Rosenkranz um den Hals legte.

Auch vor dem *bösen Blick* mancher Personen mußte man sich in acht nehmen. Man konnte davon ernstlich krank werden. Es fehlte der Appetit — man wurde mager, matt und müde. Sogar das Lachen hatte man verlernt. Es hieß: dem ist „'s Widawoar'na" neig'schlogn.
Dagegen gab es folgende Mittel. Man mußte bei Vollmond mit einem irdenen Gefäß aus dem Bach Wasser schöpfen, und zwar mußte das Gefäß beim Schöpfen des Wassers in Flußrichtung, also flußabwärts gehalten und eingetaucht werden. In dieses frischgeschöpfte Wasser tauchte man ein noch ungebrauchtes, also neues, reines Leinentuch, möglichst aus der Aussteuertruhe einer Jungfrau, und wusch damit dem Kranken dreimal das Gesicht, ohne es abzutrocknen.
Während dem Waschen sagte man folgenden Spruch:

1. Is van'rem Moo, — gieht's d'wooo / geht es davon
2. Is va-am Beib — weat's / fährt es / aus'm Leib
3. Is van'rem Kend — nemmt's d'Bend / nimmt es der Wind /

Ob man es glauben will oder nicht — das Mittel half immer.

Sagen aus Glaserhau

Zu den schönsten Erlebnissen unserer Kindheit zählten die langen Winterabende, an denen sich in unseren Stuben Frauen und Mädchen des ganzen Örtels (Nachbarschaft) einfanden, um die Gänse- und Entenfedern zu schleißen, die sich das ganze Jahr über angesammelt hatten. Bei dieser Gelegenheit wurde man von Frauen, welche die Kunst des Erzählens besonders gut beherrschten, auf volkstümliche Weise darüber belehrt, was sich früher in Glaserhau zugetragen haben soll. In der Hauptsache waren es Sagen oder Geistergeschichten, die durch mündliche Überlieferung über Generationen hin im Volksmund erhalten blieben.

Die Sage vom „Feuerschimmel"

In Glaserhau war es üblich, daß sich die Jugend am Abend nach getaner Arbeit auf bestimmten Plätzen der Dorfstraße versammelte, um zu plaudern oder zu singen. So kamen eines Abends auch die Burschen des mittleren Dorfes beim Spritzenhaus vor der Statue des hl. Wendelin zusammen, um sich in froher Schar zu unterhalten. Allmählich begann es zu dämmern. Plötzlich sagte einer von ihnen in seinem Übermut: „Ich würde ja lachen, wenn jetzt der Feuerschimmel daherkäme." Kaum hatte er seinen unüberlegten Satz ausgesprochen, sahen sie auch schon die herbeigerufene Pferdegestalt, aus Nase und Rachen Feuer speiend mit glutroten Hufen über die Eisenbahnbrücke vom Hicklpalviehweg hereingaloppieren. Ein Schrecken durchfuhr die Burschen. Wie aus einer Pistole geschossen zerflog die übermütige Schar in alle Himmelsrichtungen und suchte in den umliegenden Gebäuden Schutz vor dem anstürmenden Ungetum. Einige von ihnen fanden in einer nahegelegenen Scheune Zuflucht. Kaum hatten die das Scheunentor geschlossen, sprang auch schon der „Feuerschimmel" mit seinen glühenden Vorderhufen heran und brannte seine Hufeisenformen so tief in das Tor hinein, daß man sie lange Zeit noch sehen konnte. Daraufhin verschwand er wieder, wie er gekommen war, und die „mutigen Helden" verließen kreidebleich ihre Verstecke. Derartige Besuche des Feuerschimmels sollen sich noch öfter wiederholt haben.

Von feurigen Pflugrädern und Spindeln

In früherer Zeit, so erzählte meine Mutter, sei in Glaserhau am Samstagnachmittag auf dem Felde nicht gearbeitet worden. Wagte es doch jemand, so erging es ihm so wie dem alten Trtnjürg beim Heachl:
An einem Samstagnachmittag wollte er mit seiner Frau auf einem Acker auf der „Höh" Kartoffeln hacken. Kaum hatten sie das Kartoffelfeld betreten, da sahen sie schon von der Anhöhe her brennende Pflugräder und Spindeln auf sich zurollen. Sie verließen das Feld für kurze Zeit, um später wieder zu versuchen, die Arbeit aufzunehmen. Kaum hatten sie den Acker betreten, erschienen abermals die gespenstischen Gegenstände und zwangen das Ehepaar, das Feld zu verlassen. Als beide den Heimweg angetreten hatten, waren auch die feurigen Pflugräder und Spindeln verschwunden.

Von den Lichtmännlein

Jedem Glaserhauer, der als Kind das Vieh auf die Weide treiben mußte, werden

wohl die sagenhaften „Lichtmännlein", die man nach Sonnenuntergang auf dem Heimtrieb da und dort beobachten konnte, noch in guter Erinnerung sein. Daß diese „Laternenzwerglein" auch tagsüber am Werk waren, dürfte jedoch seltener geschehen sein.
Der alte Tschischmar beim Sochl hütete eines Tages seine vier Ochsen bei der Lauterseifenbrücke hinter Sochls Wald. Plötzlich sah er von weither einige Lichtmännlein auf sich zukommen. Sogleich legte er sich hin, stellte sich so, als ob er schliefe, und wartete der Dinge, die da auf ihn zukamen. Die Lichtmännlein schlichen heran, umkreisten ihn und sagten zueinander: „Der pöft (schläft) gut." Sie ließen ihn in Ruhe und verschwanden in Richtung Katzenbrünnl (auf der Straße nach Unterturz). Wie er später erzählte, soll er die abwandernden Lichtmännlein genau beobachtet haben.

Ein Erlebnis aus dem Haugrund

Der alte Hannusch beim Beibl erzählte einmal, daß er als Bursch mit einigen Kameraden im Haugrund Kühe und Ochsen hüten mußte. Sie saßen gemütlich am Feuer und ließen das Vieh im Wald weiden. Plötzlich wurden die Burschen in ihrer Ruhe gestört. Das Vieh lief schnaubend, wie vom Blitz gejagt, daher und kreiste aufgestört um das Feuer. Die Hirten erhoben sich schleunigst und sahen riesige Holzfässer auf sich zurollen. Über ihre Köpfe hinweg flogen Holzknüppel. Seltsam an der Sache war, daß ihnen weder Fässer noch Knüppel irgendwelchen Schaden zugefügt hatten. Auf einmal war der Spuk vorbei, und im Wald trat wieder vollkommene Ruhe ein. Die Kühe weideten weiter, die Burschen legten sich ans Feuer und warteten den Abend ab, um ihr Vieh in die Ställe heimzutreiben.

Die Geschichte von der Tüden

Wie stark der Glaube an Hexen, Geister und andere böse Kräfte in unserem Volke verwurzelt war, zeigen die vielen Erzählungen und Sagen.
Am gefürchtesten war die „Tüden". Diese gespenstische weiße Gestalt hat sich nicht nur auf nächtliche Heimkehrer aufgehockt und tragen lassen, sondern viele Menschen auch in die Irre geführt.
Die „Tüden" war eine gespenstische Frauengestalt. Sie erschien den Kindern auch am hellichten Tage. So erzählte die alte Tschischmarin beim Sochl, daß sie als zehnjähriges Mädchen mit ihren kleineren Geschwistern im Haus bleiben mußte, während die Eltern ihrer Arbeit auf dem Felde nachgingen. Aus Angst vor

der „Tüden" schlossen sie die vordere und hintere Haustür ab. Plötzlich beobachteten sie durch das Fenster, wie sich die Geistergestalt ihrem Haus näherte. Sie war mit einem weißen Leinentuch gekleidet, ihre Haare hingen zerzaust über den Rücken. Jedes der Kinder suchte sich sofort ein Versteck, um von der Tüden nicht erblickt zu werden. Sie schaute durch das Fenster und versuchte dann, die Haustüre zu öffnen. Als sie merkte, daß der Riegel vorgeschoben war und die Kinder aus Leibeskräften um Hilfe schrien, verschwand sie und zeigte sich nie wieder.

Die Sage vom Krönlstein

Der Fußweg von Glaserhau nach Krickerhau führt durch die Wiesen der Bendias (Name der Gemarkung außerhalb des Ortes) in das anschließende Remeta-Tal. Bevor man von den ebenen Wiesen der Bendias in das steil abfallende Remeta-Tal hinuntersteigt, sieht man zur Linken einen mächtigen Felsblock aus dem steilen, waldbedeckten Hang herausragen. Das ist der Krönlstein. Von der Seite der Bendias gesehen, sieht er aus wie der mächtige Kopf eines Tieres.
Die Plattform des Krönlsteines ist von der östlichen Seite aus ohne besondere Mühe zu erreichen. Die Wiesen, mit Haselnußsträuchern und in der Nähe des Felsens mit Nadelbäumen bewachsen, steigen von dieser Seite nur allmählich an. Von der Plattform des Felsens hat man einen herrlichen Blick bis in das weite Neutratal hinaus. Im unteren Drittel des Felsens befindet sich eine Höhle, die zwar nicht sehr groß ist, jedoch ausreicht, einer Handvoll Menschen Schutz gegen Unwetter und Kälte zu gewähren. Die steilen Hänge ringsum sind mit dichtem Laub- und Mischwald bedeckt. War es da verwunderlich, daß der Krönlstein mit seinem herrlich weiten Blick über das darunterliegende Tal nicht nur die Bewunderer der Natur anzog, sondern auch von Räubern und Wegelagerern als Beobachtungsstand mit Unterschlupfmöglichkeit in der Höhle besonders geschätzt war?
Die Kaufleute, die in früheren Jahren mit ihrer Handelsware zu Fuß oder zu Pferd von Markt zu Markt hier durchzogen, haben den Weg durch den Wald unterhalb des Krönlsteins gefürchtet. Es war keine Seltenheit, daß ein Händler, der den Weg durch das Tal als reicher Mann angetreten hatte, dasselbe arm wie Lazarus verlassen mußte, manchmal sogar noch froh darüber, sein nacktes Leben gerettet zu haben.
Aber nicht nur Räuber und Wegelagerer waren in den Wäldern anzutreffen; auch manch geächteter Edelmann, der von Erbschleichern oder sonstigen Häschern aus irgendeinem Grunde verfolgt wurde, suchte mit seinen Getreuen in den weiten Wäldern Schutz.

Seit geraumer Zeit hatte nun so ein Edelmann mit seinem Gefolge sein Lager in der Höhle im großen Felsen aufgeschlagen. Die Kaufleute, die zu dieser Zeit des Weges zogen, blieben ungeschoren, denn die edle Räuberbande ernährte sich von erlegtem Wild.
Obwohl einem ungeschriebenen Gesetz zufolge jede Räuberbande ihr eigenes Revier hatte — und dies auch größtenteils von den anderen respektiert wurde — kam es ab und zu doch vor, daß eine Bande der anderen den günstigeren Platz streitig machen wollte.
So kam es eines Tages auf dem mächtigen Felsblock zu einem Aufeinandertreffen der edlen Bande mit einer echten Räuberbande. Der geächtete Edelmann — nun Anführer und Hauptmann seiner Truppe, die man von den echten Räubern nur durch ihr edles Benehmen unterscheiden konnte — war von sehr vornehmer Gestalt und Würde. Man sah es beim ersten Anblick, daß er Adeliger war. So kam es zunächst auch zu keiner Auseinandersetzung. Die beiden verschiedenartigen Banden lebten eine geraume Zeit friedlich nebeneinander. Der Weg durch den Wald von Glaserhau nach Krickerhau wurde zu dieser Zeit für die Reisenden wieder zu einem gefährlichen Abenteuer.
Dem geächteten Edelmann blutete oft das Herz, wenn er mitansehen mußte, wie die rohen Gesellen der anderen Bande — allen voran der Räuberhauptmann — die friedlichen Handelsleute überfielen, ausraubten und manchmal sogar töteten. Er versuchte deshalb, die Männer der Räuberbande von ihren Untaten abzuhalten. Das paßte aber dem Hauptmann der rohen Gesellen gar nicht. Und so forderte er eines Tages den Edelmann zum Zweikampf heraus. Der rohe Räuberhäuptling — ein kräftiger, hemmungsloser Geselle — wollte den Edelmann aus dem Weg räumen, da er ihm von Anfang an ein Dorn im Auge war. Er fürchtete nämlich, der Edelmann könnte seine rauhen Gesellen, die ihm bislang treu und ergeben gedient hatten, durch allzu menschliche Methoden umstimmen und gegen ihn ausspielen.
Der Edelmann, ein frommer Christ, hatte nicht die Absicht, jemanden zu töten, aber in den Augen seines Gegners sah er Haß und Mordlust leuchten.
So standen sie nun einander gegenüber: der rohe, haßerfüllte Mordgeselle gegen den Edelmann, der sich, trotz des Unrechts, das ihm angetan war, ein gutes Herz gegen jedermann bewahrt hatte. Die untergehende Sonne ließ ihre letzten Strahlen länger als sonst auf der großen Felsplatte verweilen, so als ob sie mit ihren warmen Strahlen doch noch das harte Herz des höhnisch grinsenden Räuberhauptmannes erweichen wollte.
Der Edelmann wußte, daß er, an der Körperkraft gemessen, keine Überlebenschance hatte und mit der Nachsicht seines Gegners auch nicht rechnen konnte. Und weil er als frommer Christ nicht ohne Buße und Gebet aus dem Leben scheiden wollte, kniete er auf dem nackten Felsen nieder, beugte in Demut sein

Haupt und betete laut um Vergebung seiner Sünden. Das brachte ihm natürlich Spott und Gelächter von seinem Widersacher und dessen Gefolge ein. Er ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen und beendete seine kurze Andacht.
Als der Edelmann sein Gebet beendet hatte, erhob er sich und stellte verwundert fest, daß er mit seinen Knien im harten Fels zwei deutliche Abdrücke hinterlassen hatte.
Erschrocken über dieses Wunder floh der brutale Räuberhauptmann in den nahen Wald. Nur einige seiner rohen Gesellen folgten ihm. Die anderen blieben als Gefolgsleute bei dem Edelmann und krönten ihn daselbst zu ihrem Hauptmann.
Seit dieser Zeit trägt der mächtige Felsen den schönen Namen Krönlstein.
Die beiden Knieabdrücke auf der Felsplatte haben die Zeiten überdauert und sind noch deutlich zu erkennen.

Die Sage vom versunkenen Dorf

Am oberen Ortsausgang von Glaserhau in Richtung Mauth (Rastočno) und Krickerhau erstreckte sich ein großes Wiesen- und Weidegebiet, die „Bendias" genannt. Dieses Gebiet glich einer Kraterlandschaft. Man fand hier Grube an Grube gereiht. Von dieser merkwürdigen Gegend erzählte man sich folgende Sage:
Es war zur Zeit, als unser lieber Herrgott noch ab und zu, als Bettler verkleidet, auf Erden wandelte, um nach dem Rechten zu sehen. An diesen Stellen, wo heute die Krater zu sehen sind, sollen in früherer Zeit schöne Häuser gestanden haben, in denen wohlhabende Bauern wohnten. Die Felder sollen zu dieser Zeit sehr fruchtbar gewesen sein, denn der Weizen und der Roggen hätten damals noch so große Ähren gehabt, daß sie bis zum ersten Knoten des Halmes reichten. Die Ernten waren daher so ausgiebig, daß die Menschen das viele Mehl gar nicht verwerten konnten. In ihrem Übermut haben die Bewohner daraus „Rafflecken" (Fladen aus Brotteig) gebacken und „Krpitzn" (Bundschuh-Lederschuhe) davon angefertigt.
Anstatt im Sommer barfuß zu gehen, zogen sie diese Krpitzn an, damit ihre Füße nicht schmutzig wurden.
Als nun der liebe Herrgott hier vorbeikam und dieses frevelhafte Treiben sah, packte ihn ein gerechter Zorn, und er ließ alle Häuser mit ihrem ganzen Reichtum in die Tiefe der Erde versinken. Sodann sprach der Herr: „Damit in Zukunft die Menschen durch den Wohlstand nicht abermals verdorben werden, sollen die Getreideähren von nun an nur mehr so groß wachsen, wie der Zeigefinger meiner Hand." Dann ging er traurig seines Weges weiter.

Kirchenchor mit Organist Lehrer Gröbl (links), Ernö Lichtner (rechts) Chorleiter

Die Wiesen wurden aber nie eingeebnet, auf daß sie ein Mahnmal blieben für die kommenden Geschlechter.

Gesangverein

Nach vorliegenden Aufzeichnungen wurde im Jahre 1924 von begeisterten Sängern unter der Leitung des Oberlehrers Josef Stric ein Männergesangverein gegründet. Jedes eintretende Mitglied wurde von dem Chorleiter Stric durch Vorsingen geprüft, ob und für welche Stimmlage es aufgenommen wird. Bei der Aufnahme mußte jeder Sänger eine Gebühr von 20 Kronen in die Vereinskasse zahlen. Für dieses Geld wurden Noten gekauft. Erfreulicherweise machten alle Lehrer mit, so daß in jeder Stimme auch Lehrer mitgesungen haben.
Der Gesangverein trat bei besonderen Ehrungen und Veranstaltungen auf und umrahmte mit seinen Liedern die verschiedenen Feste und Feiern in der Gemeinde. Bei der Einweihung der Oberen Schule sang der Chor während des Gottesdienstes die Deutsche Messe von Schubert und zum Schluß der Einwei-

Singspiel „Dorfprinzessin" mit Ernö Lichtner

Theatergruppe — „Winzerliesel"

hung Schäfers Sonntagslied: „Das ist der Tag des Herrn" von Konrad Kreutzer. Das Lied wurde von den Anwesenden mit großer Begeisterung aufgenommen. Prälat Dr. Brieden aus Kremnitz sagte in seiner Schlußansprache: „In dieser Gemeinde ist eine wunderbare Kulturarbeit geleistet worden. Dieser Männerchor paßt in jede Hauptstadt." Es sollte aber bald anders kommen.
Bei der Beerdigung eines Notars sang der Verein auf dem Friedhof deutsche Begräbnislieder. Anwesende Tschechen, es war eine Abordnung des Amtsgerichts, ließen sich beim anschließenden Leichenschmaus noch ein paar Lieder vorsingen und nahmen das Auftreten des Gesangvereins zum Anlaß, den Männerchor mit der Begründung, hier würden deutsche Kampflieder gesungen, zu verbieten. Der Gesangverein mit 60 aktiven Sängern mußte aufgelöst werden. Später gründete Ing. Lichtner Ernö (= Ernst) einen gemischten Kirchenchor. Herr Lichtner trat mit seinem Chor hauptsächlich bei kirchlichen Festen auf. Einen musikalischen Höhepunkt erlebten die Glaserhauer jedes Jahr, wenn der Chor am Palmsonntag die Matthäus-Passion und am Karfreitag die Johannes-Passion mit verteilten Rollen in der Kirche zur Aufführung brachte. Nach dem Ausscheiden des Herrn Lichtner als Chorleiter, führte Organist und Oberlehrer Hans Höfner diese österliche Tradition bis zur Vertreibung weiter.

In den langen Winterabenden studierte Herr Lichtner mit seinen Sängerinnen und Sängern auch Theaterstücke ein. Es waren zunächst Volksstücke und Singspiele wie „Wenn der Himmel voller Geigen" u. a. Der Erfolg spornte zu höheren Leistungen an und so wurden auch zwei kleine Operetten: „Die Dorfprinzessin" und „Winzerliesel" einstudiert. Die Spieler waren immer die gleichen. Die Aufführungen fanden im Saale der Gastwirtschaft Paldauf statt und mußten mehrmals wiederholt werden.

Turnverein

Unter den örtlichen Vereinen unseres Heimatdorfes war der Deutsche Turnverband, kurz „Turnverein" genannt, wohl einer der bedeutendsten. Der Turngedanke hatte neben seiner körperlichen Ertüchtigung auch eine sehr wesentliche, geistige und charakterliche Seite des jungen Menschen zu wecken und zu pflegen. In diesem Sinne wirkten mit großem Erfolg der sudetendeutsche Turnlehrer Josef Jaklin (Tschokel) bei der männlichen Jugend und die Turnlehrerin „Paula" bei den Mädchen. Beide hatten mehrere Orte im Hauerland zu betreuen.
In Glaserhau wurde der Turnverein im Jahre 1936 in der Gastwirtschaft Paldauf gegründet. Die Gründungsversammlung wählte folgende Vorstandschaft:

Pfarrer Josef Steinhübl zum Vorsitzenden,
Erwin Schwarz (Finko) zum Turnwart,
August Antoni (Baro) zum Schriftführer und stellvertretenden Turnwart,
Johann Daubner (Toto) zum Säckelwart (Kassier)
und die unvergeßliche Gretl Turzer zur Mädelführerin.
Der Turnbetrieb fand im Saale der Gastwirtschaft Paldauf statt und beschränkte sich anfangs nur auf Freiübungen und Gymnastik, bis der Verein in Krickerhau die wichtigsten Sportgeräte (wie Reck, Barren, Pferd, Sprungbock, Schwebebalken, Sprungfeder mit einigen Matten) erwarb. Das Turnen konnte nun abwechslungsreicher gestaltet werden. Die Teilnehmerzahl nahm von Turnstunde zu Turnstunde zu, und bald gehörte die gesamte Dorfjugend dem Verein an. Die öffentlichen Tanzveranstaltungen im Laufe des Jahres wurden von dem jedes Jahr neugewählten Altknecht und Tanzmeister organisiert und geleitet. Von nun an trat in allen kulturellen und geselligen Belangen der Turnverein als Veranstalter auf. Zu den ortsüblichen Tanzveranstaltungen kamen noch Dirndlbälle und Theaterspiele hinzu. Die Eintrittsgelder wurden zur Anschaffung von Sportgeräten und Sportausrüstungen verwendet. Der Tanzbegeisterung der Jugend wurde dadurch Rechnung getragen, daß statt der Turnstunden manchmal Volkstanzabende abgehalten wurden.
Im Juli 1936 fand auf der „Emt" das erste große Turnfest der Sprachinsel in Glaserhau satt. Zahlreiche Teilnehmer aus den Nachbarorten waren aktive Teilnehmer. Auch aus Preßburg waren Gäste gekommen.
Nach diesem Turnfest wurden auch in vielen anderen Gemeinden des Hauerlandes Turnvereine gegründet und Turnfeste veranstaltet. Der Glaserhauer Turnverein war immer stark vertreten und ein gern gesehener Mitgestalter, obwohl ein Großteil der Jugend in den Sommermonaten nicht zu Hause war.
Den tschechischen Behörden waren diese Feste ein Dorn im Auge. Sie suchten nach Gründen, diesem frohen Spiel der deutschen Jugend Schwierigkeiten zu bereiten. Bei einem Maibaumfest auf der „Schaib", das auch der Turnverein mit Spielen und Volkstänzen gestaltete, fiel Lehrer Ulicay als eifriger Fotograf auf. Zwei Wochen später erschien eine Abordnung des Amtsgerichts von Martin, ließ zwei Vorstandsmitglieder (Antoni und Daubner) ins Notariat kommen und legte ihnen Bilder vom Feste vor. Auf diesen Bildern waren Buben mit Fahrtenmessern, was verboten sei, und die Mädchen mit „staatsfeindlichen" Bändern zu sehen. (Es waren grün-weiß-rote Bänder.) Die Vorstandschaft wurde für dieses „Vergehen" verantwortlich gemacht und Pfarrer Steinhübl als Vorsitzender schreibt in seinem Buch „Mein Leben", daß er damals mit 3000 Kronen wegen des Tragens der staatsfeindlichen Bänder (es waren die ungarischen Farben) und mit weiteren 3000 Kronen für das nicht angemeldete Fest bestraft wurde.
Die letzte Vorstandschaft setzte sich zusammen aus:

Pfarrer Josef Steinhübl als Ehrenvorsitzender,
Elias Großmann (Paloaba) als Vorsitzender,
August Antoni (Baro) als Turnwart,
Johann Daubner (Toto) als Säckelwart,
August Bielesch (Trtn Jörg) als Schriftführer,
Mathias Latzko (Glosa) als Jugendwart und
Gretl Turzer als Mädelführerin.

In der selbständigen Slowakischen Republik (1939—1945) erhielten die Deutschen die kulturelle Selbstverwaltung. Die gesamte deutsche Jugend der Slowakei wurde nun in die Deutsche Jugend (DJ) eingegliedert. Die männliche Jugend ab 18 Jahren trat der freiwilligen Schutzstaffel (FS) bei. Viele dieser Jungmänner sind im Krieg gefallen.

Kriegerbund

Die vielen Kriegsversehrten des 1. Weltkrieges 1914—18 kamen nach langem Bemühen um ihre Rechte zu der Erkenntnis, daß der Einzelne keine Chance hat, in seiner Lage irgendeinen Erfolg zu erreichen. Deshalb schlossen sich beherzte Männer zusammen und gründeten im Mai 1927 den Kriegerbund. Die Versammelten wählten Herrn Josef Frind, auf dessen Betreiben die Versammlung zustande gekommen war, zum 1. Vorsitzenden und Herrn Josef Michele zum Kassier. Sie setzten einen monatlichen Mitgliedsbeitrag von 2,50 Kronen fest. Der Kriegerbund hatte sich zur Aufgabe gemacht, den Kriegsversehrten und den in Not geratenen Kriegerwitwen mit Rat und Tat zu helfen. Er war zunächst nur für die Geschädigten des 1. Weltkrieges gedacht. Später wurden auch Mitglieder aufgenommen, die während ihrer aktiven Militärdienstzeit bei der tschechoslowakischen Wehrmacht verunglückt oder sonstwie zu Schaden gekommen sind. Wenn der Bund auch auf verlorenem Posten zu stehen schien, so hatte er doch wesentlichen Anteil daran, daß die Kriegsversehrten Franz Daubner (Hannl, Tuln) den Posten eines staatlichen Straßenmeisters und Johann Pittner (Gobahel, Hansik) die Konzession für Tabakhandel bekamen.

Nebenbei pflegte der Kriegerbund auch die gegenseitige kameradschaftliche Achtung aller, die im 1. Weltkrieg teilgenommen und als Soldaten gedient hatten.
Als uniformiertes Kennzeichen trugen sie bei öffentlichen Anlässen und Feiern eine einheitliche schwarze Schirmmütze mit weißer Kordel.
Im Februar 1940 übernahm Ludwig Schwarz (Klajokl, Lajosch) den Vorsitz und führte den Bund als Vorsitzender bis zur Vertreibung 1945.

Grußformen

Das Zusammenleben und die tägliche Begegnung der Menschen brachte Formen und Gebräuche hervor, die auf eine tiefe Verbundenheit mit Gott und der Natur hinweisen.
Beim Betreten eines Hauses hieß der Gruß: „G'lobt zesis Christis" (Gelobt sei Jesus Christus), die Antwort: „Nebigkeit Amen" (In Ewigkeit. Amen). Auch bei Begegnungen auf der Straße war das der liebste Gruß. Die heute üblichen Grußworte, die sich auf die Tageszeit beziehen, wie guten Morgen, guten Tag, guten Abend, gute Nacht, sind in Glaserhau vereinzelt erst nach dem 1. Weltkrieg gebraucht worden. Jede wichtige Arbeit wurde mit einem: „An Gotts Noma" (In Gottes Namen) begonnen. Traf man die Nachbarn beim Mittagessen an, lautete der Gruß: „G'sengsis Méttigsmohl" (Gott segne euch das Mittagsmahl) und bekam als Antwort: „G'sengs Gott" (Gott segne es) oder „Kommt mithaln" (Kommt mithalten).
Beim Trinken: „Helf Gott". Antwort: „Segns Gott."
Beim Verabschieden hieß es: „An Gotts Noma" (In Gottes Namen) und am Abend: „Gott geb ich a guta Nacht" (Gott gebe euch eine gute Nacht), Antwort: „Gott gebichs ach" (Gott gebe euch auch).
Ein schöner und sinnvoller Gruß war der Zuruf bei den Feldarbeiten: „Gott gebich Gleck" (Gott gebe euch Glück). Antwort: „Gott bols gebn."

Erwerbstätigkeit

Die Landwirtschaft

Glaserhau war in seiner wirtschaftlichen Struktur ein reines Bauerndorf. Die landwirtschaftlich genutzte Fläche umfaßte 1826 ha. Zu den landwirtschaftlichen Betriebszweigen zählte von altersher Feld-, Vieh- und Waldwirtschaft.
Im Feldbau wurde zunächst die von der alten Heimat mitgebrachte Dreifelderwirtschaft betrieben. Bei ihr wurde im regelmäßigen Turnus 1/3 des Ackerlandes mit Wintergetreide (Roggen, Weizen), 1/3 mit Sommergetreide (Gerste, Hafer) bebaut und 1/3 des Ackerlandes blieb unbestellt, brach. In der Brache sollte sich der Boden erholen, denn als Düngemittel gab es nur den Stallmist und von dem nicht viel, weil das Vieh den ganzen Sommer auf der Weide war.
Die Felder waren beiderseits der Ortschaft in drei Teilstücke, „Gewanne", Vorder-, Mittel- und Hinterfeld, eingeteilt. Wenn z. B. auf dem Vorderfeld Wintergetreide stand, dann wurde auf dem Mittelfeld Sommergetreide angebaut

und das Hinterfeld lag brach. Im nächsten Jahr folgte auf dem brachliegenden Hinterfeld das Wintergetreide, auf dem Vorderfeld Sommergetreide und das Mittelfeld blieb brach. Im dritten Jahr lag das Vorderfeld brach. Auf die Brache folgte immer die Wintersaat, auf die Wintersaat die Sommersaat und auf die Sommersaat die Brache.

Diese Dreifelderwirtschaft hat sich bei uns bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Bei der geringen Bevölkerungszahl und den geringen Ansprüchen, die damals an das Leben gestellt wurden, fiel der Nachteil, daß 1/3 des Ackerlandes brach lag, zunächst nicht ins Gewicht. Als aber im vergangenen Jahrhundert die Bevölkerung stark zunahm, stieg auch der Bedarf an Nahrungsmitteln. Die gewöhnliche Dreifelderwirtschaft wurde durch die verbesserte Dreifelderwirtschaft abgelöst, bei der die bisherigen Brachflächen mit Kartoffeln, Rüben und Klee bebaut wurden.

In Glaserhau hatte sich die Einwohnerzahl vom Jahre 1869 bis 1910 von 1812 auf 2880 vermehrt, in 41 Jahren um mehr als 1000 Menschen. Diese Bevölkerungsexplosion sprengte nun alle althergebrachten Wirtschafts- und Wohngepflogenheiten. Schon 1848 war das Untertänigkeitsverhältnis gegenüber der Stadt Kremnitz abgeschafft worden. Der Bauer war nun freier Besitzer des Hofes. 1867 erschien das Erbteilungsgesetz. Nun konnte der Hof bzw. konnten die Grundstücke auch geteilt werden. Bis dahin wohnte der Vater mit seinen Kindern und deren Familien zusammen auf dem Hof und bearbeiteten ihn auch gemeinsam. Oft lebten 30—40 Personen auf dem Anwesen. Sie besaßen 2—3 Paar Ochsen oder Pferde, etwa 15 Stück Vieh, 50 Schafe, Hühner und Gänse, und alle konnte der Hof ernähren. Nun wollten die verheirateten Söhne und Töchter nicht mehr in der Großfamilie bleiben. Sie machten sich selbständig und verlangten ihren Teil von den Feldern. Ein Bauernhof nach dem anderen wurde geteilt (der Raazenhof z. B. 1883). Die fortgesetzte Teilung mancher Höfe hatte zur Folge, daß die Anwesen kleiner wurden und aus den einst wohlhabenden Großfamilien wurden verarmte Kleinbetriebe, die zum Schluß ihre Familien nicht mehr ernähren konnten.

Die Männer mußten eine Nebenbeschäftigung annehmen. Einige Bauern blieben beim alten Ahnenerbrecht, wonach der älteste Sohn den Hof erbte, die Geschwister auszahlte und so den Hof zusammenhielt.

Die verbesserte Dreifelderwirtschaft wurde nach dem 1. Weltkrieg von der Fruchtwechselwirtschaft abgelöst. Die Felder wurden intensiver bewirtschaftet. Das Ackerland wurde ein Jahr mit Halmfrüchten und das andere Jahr mit Blattfrüchten bebaut und dort, wo es die Bodenverhältnisse erlaubten, wechselten des öfteren Halmfrüchte einander ab, wobei man in die Gerste und in den Hafer Klee schon für das nächste Jahr einsäte.

Durch den Anbau von Klee konnte auch der Viehbestand erhöht werden. Der

reichere Düngeranfall kam wieder dem Boden zugute. Bis in die 30er Jahre wurde jeder Acker nur alle drei Jahre einmal mit Stallmist gedüngt. Die weitentlegenen Äcker blieben weiter, aber nur alle fünf Jahr einmal, brach liegen. Erst mit der Gründung der Raiffeisengenossenschaft konnten mit Kunstdünger (Kali, Thomasmehl und Nitrophosphat) bessere Erträge erzielt werden, und das war wieder eine Frage des Geldes. Die meisten Bauern waren arm und konnten sich nicht viel Kunstdünger leisten. Die Vorbedingungen für die Landwirtschaft waren bei uns aufgrund der Höhenlage (550—800 m), des Klimas und der Bodengüte nicht besonders günstig. Der Boden der Glaserhauer Gemarkung gehörte im Durchschnitt zu den geringwertigsten Böden im Turzer Becken. Wenn man das Vier- und Fünffache der Aussaat erntete, war es schon eine gute Ernte.
Der in der Dreifelderwirtschaft bestehende Flurzwang wurde auch in letzter Zeit noch freiwillig weiter praktiziert. Wenn bei der Zu- und Abfahrt über das Feld des Nachbarn gefahren werden mußte, galt die Regel, daß über das Feld des anderen erst gefahren werden durfte, wenn dieser seinen Acker abgeerntet hatte. Aber auch in den von Wildschweinen gefährdeten Lagen baute man die gleichen Früchte an, hauptsächlich Kartoffeln. Man hielt Wache oder schürte nachts Feuer, um die Wildschweine fernzuhalten. Aber nicht nur das Wild beeinträchtigte die Ernte. Wenn der Winter allzulange dauerte, winterte das Getreide aus. Der Bauer mußte im Frühjahr auf die ausgewinterten Stellen Gerste oder Hafer nachsäen. So gab es auch Jahre, wo der Bauer nicht mehr als die Aussaat einbrachte.
Unsere landwirtschaftlich genutzten Flächen waren Rodungsböden, die ständig noch erweitert wurden. Vor 200 Jahren reichten die Wälder noch in tiefere Lagen als heute. Je mehr Wald auf den Hügeln und Bergen gerodet wurde, um so leichter konnte die Humusschicht weggeschwemmt werden und der Boden wurde immer flachgründiger, steiniger und unfruchtbarer, was den Ernteertrag entsprechend sinken ließ.

Nach den statistischen Erhebungen von 1715 und 1720 ergeben sich für Glaserhau 1715 an:

Ackerland:	357½	Preßburger Kübel (a = 0,57 ha)	=	203,67 ha
Rodeland:	87	Preßburger Kübel	=	49,60 ha
Wiesen:	—			—
				253,27 ha

Kübel war zwar ein Hohlmaß, aber man verstand darunter jene Fläche, die mit einem Kübel Saatgut besät werden konnte. Es war eine Fläche von 5700 m².
Im Jahre 1720 entfielen auf:

Ackerland:	431	Preßburger Kübel	= 245,67 ha
Rodeland:	—		—
Wiesen:	100	Tagwerke (a = 0,34 ha)	= 34,— ha
			279,67 ha

Die Bodennutzungsfläche vergrößerte sich in den 5 Jahren um 26,40 ha, obwohl laut o. a. Statistik die Haushaltungen in dieser Zeit von 66 auf 62 zurückgegangen waren. Aus dem Rodeland waren Wiesen geworden. Ein weiterer Vergleich mit dem Stand der Bodennutzung von 1897 und 1940 zeigt, daß nicht nur dem Wald neuer Ackerboden abgewonnen worden war, sondern daß auch Wiesen und Hutweiden mehr und mehr zurückgedrängt wurden und folglich auch die Viehwirtschaft abnahm. Daher genehmigte das ungarische Landwirtschaftsministerium 1910 die Abholzung des „Ebenen Waldes" mit der Auflage, daß die Fläche nur als Hutweide genutzt und nicht mehr aufgeforstet werden durfte.

Die Bodennutzung in Glaserhau zeigt nach der Statistik folgende Entwicklung in Prozenten:

Ackerland:	Wiesen:	Weide:	Wald:
von 1897 bis 1940	1897 bis 1940	1897 bis 1940	1897 bis 1940
35—45 %	15—10 %	3—5 %*)	41—35 %

Die Glaserhauer haben bei der Vertreibung 1945 zurückgelassen an:

Ackerland:	1826 ha,	das waren	45 %	der Gesamtfläche
Garten-Hofraum:	84 ha,	das waren	2,5 %	der Gesamtfläche
Wiesen:	476 ha,	das waren	12 %	der Gesamtfläche
Hutweide:	360 ha,	das waren	8 %	der Gesamtfläche
Wald:	1292 ha,	das waren	32 %	der Gesamtfläche
Ödland:	20 ha,	das waren	0,5 %	der Gesamtfläche
Insgesamt:	**4058 ha,**	=	**100 %**	

Im Anbau standen die Kartoffeln an erster Stelle. Von den Halmfrüchten waren fast nur Roggen und Hafer zu nennen, daneben Gerste und in günstigen Lagen auch etwas Weizen. Der Ernteertrag war gering. Er stand in keinem Verhältnis zu der aufgewandten Mühe.

Der Ernteertrag pro Hektar lag bei Kartoffeln zwischen 70 und 80 dz, bei Roggen zwischen 25 und 30 dz, bei Gerste 20 und 25 dz, bei Hafer 10 und 22 dz, bei Weizen 30 und 35 dz.

1 dz = Doppelzentner = 100 kg.

*) Bei der Weide kam die Zunahme von 3—5 % dadurch zustande, weil 1910 der „Ebene Wald" für die Hutweide gerodet wurde.

1944 kostete 1 dz Hafer 150—180 Kronen, 1 dz Gerste 200—250 Kronen, 1 dz Roggen 250—300 Kronen und 1 dz Weizen zwischen 350 und 400 Kronen, 1 Fuhre Heu (10 dz) kostete 400 Kronen.
Jeder Bauer war Selbstversorger und baute alle notwendigen Ackerfrüchte, auch Flachs für die Heimtextilien und im Hausgarten die üblichen Gemüsearten, an.
An Getreidearten wurden Roggen (G'trat), Gerste (Geascht), Hafer (Hoba), Weizen (Baaz) und Polownik (eine Mischfrucht von Gerste und Hafer), an Hackfrüchten Kohlrüben (Quaken), Runkelrüben (Burgen) und Kartoffeln (Mearepl), an Gemüse und Sonderkulturen Kraut, Erbsen (Oabisn), Bohnen (Wisoln), Flachs (Wloks), Meerrettich (Kreen) und Mohn (Moo) angebaut, als Futterpflanzen Rotklee, Weißklee (Bolha) und das Futtergemenge, bestehend aus Wicken und Erbsen.

Das Getreide wurde mit der Hand gesät und das mußte gekonnt sein. Der Sämann band sich ein rechteckiges Leinentuch mit zwei Ecken um den Hals, die beiden anderen Ecken nahm er in die linke Hand und füllte das Saatgut in das hohle Tuch. Mit der rechten Hand warf er dann bogenförmig bei jedem zweiten Schritt eine Handvoll Saatgut vor sich her. Danach wurde das Saatgut eingeeggt und gewalzt. Nach der Aussaat blieb auf den Feldern bis zur Ernte nicht mehr viel zu tun. Wenn allzuviel Disteln mit aufgingen, wurden sie ausgestochen.

Die Hackfrüchte bereiteten mehr Arbeit. Die Kartoffeln mußten gelegt („g'stußen"), später gehackt und angehäufelt („emschert") werden, damit sich ein besserer Knollenansatz bilden konnte. Die Rüben mußten gehackt und gejätet werden.
Die Arbeit des Bauern riß das ganze Jahr nicht ab. War die Saat im Boden, die Hackfrucht versorgt, das Gemüse gepflanzt, Flachs und Mohn gesät und die Wiesen „geräumt", ging die Heuernte los.

Heuernte

Ende Juni, meist zu Johanni, wenn das Knäulgras blühte, ging das Mähen der Wiesen an. Jeder Bauer trachtete, das Heu trocken und raschen auf den Heuboden, der sich meist über dem Stall befand, zu bringen. Auf dem Jahrmarkt in der Woche vor Johanni wurde die Ausrüstung für die Heuernte ergänzt, wenn notwendig Sensen, Wetzstein, Dengelstock und Sicheln (Kosaak) gekauft, um für die kommenden schweren Wochen bestens gerüstet zu sein, denn die Wiesen wurden mit der Sense gemäht.
Schon Tage vor dem Beginn des Mähens herrschte auf dem Hofe ein reges Treiben. Der Bauer hatte nicht nur die Sensen zu dengeln, sondern auch den Heu-

wagen mit höheren und längeren Leitern herzurichten, den Heubaum („Biegsbam") und die entsprechenden Ketten oder Seile bereitzustellen.
Zuerst wurde der Garten gemäht und die neu gekaufte Sense ausprobiert, ob sie gut schneidet. Dann ging es mit der Sense auf der Schulter, Dengelstock, Hammer, Speck und Brot im „Säkl" (= eine lederne Umhängetasche), Kumme (Schlotaketz) mit Wetzstein, am Hosenriemen hängend, auf die Wiesen ins Turztal. Später kamen die Grund- und Bergwiesen am Schindelhängst und im Hua an die Reihe. Die Mäher gingen schon zeitig bei Tagesanbruch los, denn auf den taunassen Wiesen schnitten die Sensen am besten. Wenn die Hua- und Schindelhängstwiesen gemäht wurden, übernachteten die Mäher meist draußen. Auf den Wiesen standen Haselnußsträucher und vereinzelt Tannen, deren Äste oft bis zum Boden reichten. Unter einem Strauch oder Baum wurde aus Heu ein Nachtlager errichtet. Wenn ich als Bub mitdurfte, war es für mich das aufregendste Ferienerlebnis: Neben dem Nachtlager ein Feuer zu schüren, an dem am Abend Speck gebraten wurde, nachts dem unheimlichen Rufen des Waldkauzes zu lauschen oder die Rehe zu beobachten, die sich bis in die Nähe des Feuers heranwagten.
Sobald es am Morgen die Sicht erlaubte, traten die Männer wieder an und nützten die Zeit, solange die Wiese taunaß war. Denn tagsüber war das Mähen in der Gluthitze bedeutend schwerer. Die trockenen und harten Gräser wichen dem Schlag der Sense aus und richteten sich nachher wieder auf. Manchmal streifte die Sense auch einen Stein. Die Maulwurf- und die kleinen mit Gras überwachsenen Ameisenhügel trugen dazu bei, daß die Mäher oft Pausen einlegen und die Sensen immer wieder dengeln mußten.
Auch die Frauen hatten in der Heuernte Schwerstarbeit zu leisten. Sie mußten in aller Frühe das Essen für den ganzen Tag zubereiten. Das Gekochte wurde in Schüssel und Töpfe gefüllt, mit Deckeln gut verschlossen und in einen großen Korb („Kräkstl") geschlichtet. Brot, Speck und eine Flasche Schnaps („Prampein") kamen noch dazu. Mit einem Zipfeltuch band sich die Mutter das „Kräkstl" auf den Rücken und brachte den Mähern das Essen. Schon müde von dem langen Lasttragen auf beschwerlichen Steigen und Feldwegen, fing für sie auf der Wiese die Arbeit erst richtig an. Die Schwaden mußten zerstreut, das welke Gras zu Scheiben zusammengerecht und öfters gewendet werden, damit es schneller dürr wurde. Am Abend, oder wenn ein Gewitter im Anzug war, wurde das Heu zu kleinen Haufen zusammengetragen („gehäufelt"). Am anderen Morgen, bei schönem Wetter, wurde es wieder auseinandergeworfen und getrocknet. Das dürre Heu wurde sofort nach Hause gefahren. Nicht immer konnte das trockene Heu von den entlegenen Wiesen gleich nach Hause gefahren werden. Es wurde dann zu einem „Schober" (kegelförmiger Heuhaufen) zusammengetragen, festgetreten und mit Tannen- oder Haselnußästen gegen

Wind und Regen abgedeckt. So konnte es dann längere Zeit auf der Wiese liegen bleiben.
Wohl an die 30 Glaserhauer Bauern hatten von der Stadt Kremnitz bei Johannesberg die „Zinswiesen" gepachtet. Es war ein einmaliger Anblick, wenn 30 Mäher hintereinander antraten und die große Hangwiese abmähten. Für die Frauen war diese Arbeit eine noch schwerere Last als bei den eigenen Wiesen. Die „Zinswiesen" lagen 10 km von Glaserhau entfernt. Diesen weiten Weg mußten sie mit dem Essen für die Mäher zu Fuß zurücklegen und auf der großen Wiese die gleichen Arbeiten wie auf der eigenen verrichten. Die Arbeit zog sich meist über zwei Tage hin. Die Frauen mußten am Abend wieder zu Fuß den weiten Heimweg antreten, daheim das Vieh und den Haushalt versorgen und am nächsten Morgen zeitig mit dem Essen für die Männer, die draußen übernachteten, aufbrechen. Diese Heuernte auf den „Zinswiesen" war eine Gemeinschaftsarbeit. Das Heu wurde auf „Schober" zusammengetragen und die Schober wurden verlost. Jeder Schober ergab eine Fuhre Heu. Das Heuladen war eine besondere Kunst, und da wetteiferten die Männer um die schönste trapezförmige Fuhre. Die Heimfahrt erfolgte geschlossen. Für die Johannesberger und Turzer war die lange Heuwagenkolonne kein alltäglicher Anblick. Die Frauen mit ihrem Gepäck, oft waren auch Kinder dabei, setzten sich schon vor der Abfahrt auf die Fuhre. Der Bauer, der die Ochsen bzw. Pferde führte, ging die ersten 4 km neben dem Wagen einher, denn zwischen Johannesberg und Turz ging es streckenweise steil bergab, und da mußte die Wagenbremse betätigt werden. Erst in Unterturz setzte sich auch der Bauer auf den Wagen, denn von da waren es noch 6 km bis Glaserhau. Auch hier stand die mühevolle Arbeit in keinem Verhältnis zum Ertrag, aber es war doch eine zusätzliche Fuhre Heu, gutes Heu für das Vieh.
Noch einmal mußten die Bauern zu einer Gemeinschaftsleistung antreten, wenn die Wiesen für die gemeindliche Bullenhaltung gemäht und das Heu eingefahren wurde.
Auf tiefer gelegenen Wiesen wie im Turztal und auf manchen Grundwiesen wurde im September noch einmal Heu gemacht. Es war die Grummeternte. Sie war bei weitem nicht so anstrengend wie die 1. Heuernte, denn es gab nur wenig Grummet.

Getreideernte

Ende Juli, manchmal erst Anfang August, setzte die Getreideernte ein. Zu den größten Vorbereitungsarbeiten gehörte das „Seilbinden". Dazu nahm man gleichmäßig langes Roggenstroh. Die Roggenhalme legte man vorher mit den

Ährenenden ins Wasser, damit sie biegsamer wurden und beim Verknoten und Eindrehen nicht brachen. Büschel von 8—10 Halmen knüpfte man mit den Ährenenden zusammen und erreichte so eine Länge von 1½—2 m. Jede Hälfte wurde in sich nach rechts zu einem Seil zusammengedreht, zum Schluß an beiden Enden gefaßt und mit einer geschickten Linksdrehung zopfähnlich zusammengelegt, wobei der Seilknoten das obere Schlaufenende bildete. Je 16 Strohseile wurden zu einer „Mandel" zusammengebunden und so aufs Feld mitgenommen. Vor dem Binden wurden die Seilenden ins Wasser gelegt oder mit Wasser übergossen, damit sie beim Zubinden nicht rissen. Vor der Vertreibung wurden auch schon Hanfschnüre zum Binden verwendet. Die Garben blieben kleiner, was die Arbeit beim Auf- und Abladen erleichterte.
Bis zur Jahrhundertwende wurde das Getreide noch mit der Sichel geschnitten. Die Bauernsöhne lernten auf den landwirtschaftlichen Gütern in Ungarn in der Saisonarbeit das Getreidemähen mit der Sense kennen und so ging man auch daheim langsam zur Sense über. Die Sense wurde mit einem Zusatzgerät versehen. Mit Hilfe dieses Zusatzgerätes konnte das Getreide gleichmäßig an das noch stehende angemäht werden. Die Frau nahm („raffte") das Getreide mit einer Sichel auf und breitete es als Gelege („Schwaden") auf das Stoppelfeld aus. Wenn das Getreide mit viel Gras durchwachsen oder im Regen naß geworden war, mußte es gewendet werden. Erst die getrockneten Gelege wurden auf die Strohseile gelegt. Der Bauer faßte die beiden Seilenden, drückte mit den Knien die Halme fest zusammen und band die Garbe mit einem Knebel zu. 16 Garben wurden zu je 4 gegeneinander mit den Ähren nach innen zu einer Kreuzlage („Mandel") aufeinandergeschichtet. Schon beim Zusammentragen der Garben merkte man an ihrem Gewicht, ob es eine gute oder schlechte Ernte war.
Am Vormittag wurde gemäht, nachmittags gebunden und das Einfahren wurde auf den Abend verschoben. Durch die Taufeuchtigkeit angezogen, lösten sich die Körner nicht so leicht aus den Ähren, denn auf den vom Wasser ausgewaschenen Feldwegen wurden die Getreidefuhren tüchtig durchgeschüttelt. So kam es vor, daß bis spät in die Nacht eingefahren wurde. Oft mußte die Frau oder ein Kind mit einer Laterne vor dem Wagen hergehen, damit die Zugtiere und auch der Fahrer die Radspuren besser sehen konnten. Bei unvorsichtigem Fahren konnte es passieren, daß ein vollgeladener Wagen umfiel. Dann mußte der Wagen abgeladen, aufgestellt und wieder beladen werden. Dieses Umladen nahm nicht nur geraume Zeit in Anspruch, sondern viele Körner blieben auf der Unfallstelle liegen. Zeitraubend und ärgerlich war auch das „Umstürzen" mit einer Fuhre Heu.
Der Roggen mußte gleich vorgedroschen („g'woaschlogt") werden, um für die Herbstaussaat das nötige Saatgut zu bekommen, und wenn der Mehlkasten leer war, mußten auch ein paar Säcke zur Mühle gefahren werden. Beim Vordre-

Erntebild, drei Generationen

schen wurden die Garben auf der Tenne in zwei Reihen mit den Ähren zueinander aufgelegt und oberflächlich überdroschen, dann abgeklopft und bis zum Ausdreschen in den Bansen geschlichtet. Mit Hilfe einer Putzmaschine („Reita") wurde die Spreu von den Körnern getrennt. Die Körner wurden nicht gewogen, sondern mit einem Hohlmaß, dem Mautfaß („Maufis") gemessen. Ein Mautfaß faßte 15 Liter und 4 „Maufis" ergaben ein „Viertel". Das war ein Sack Getreide, der 65—70 kg wog.

Beim Nachdreschen oder „Ausdreschen" wurden die Garben aufgebunden, um alle Ähren in der Garbe mit den Flegeln erreichen zu können. Bis nach dem 1. Weltkrieg (1918) wurden sämtliche Getreidearten mit Flegeln gedroschen. Auch das Dreschen mit Flegeln mußte gelernt sein, bis man im richtigen, gleichmäßigen Rhythmus („Takt") mitdreschen konnte. Wo Anfänger am Werk waren, das konnte man schon von weitem hören.

In den 20er Jahren kamen Dreschmaschinen auf. Die ersten hatten auf beiden Seiten ein großes Schwungrad mit langen, querstehenden Griffen. An jedem Griff standen sich zwei Männer gegenüber und brachten die Zylinderwalze („Trommel"), mit fingerlangen Eisenstiften („Zähnen") besetzt, in Schwung, die die Körner aus dem eingeschobenen Getreide schlugen. Später bauten sich die Bauern hinter der Scheune einen Göppel auf, der von Ochsen oder Pferden im Kreise herum gezogen wurde. Am Schwungrad wurde anstelle der Handgriffe eine Riemenscheibe angebracht und mit einem handbreiten Lederriemen die Verbindung vom Göppelrad zur Riemenscheibe an der Dreschmaschine hergestellt und die Dreschmaschine so mit dem Göppel angetrieben. Einen weiteren

Fortschritt brachte 1929 die Elektrifizierung des Dorfes. Die großen und reicheren Bauern kauften sich nun Elektromotoren als Antriebskraft, die meisten aber blieben bei ihrem Göppel.
Ein Teil des Roggens wurde weiterhin mit dem Flegel gedroschen. Man brauchte die langen, ungebrochenen Halme für die Strohseile und Strohschauben („Schabeln") zum Decken und Ausbessern der Strohdächer sowie zum Füllen der Bettgestelle und Strohsäcke. Federkernmatratzen kannten die Leute damals noch nicht.
Wegen der großen Brandgefahr wurden in letzter Zeit die Strohdächer verboten. Die Strohdächer hatten aber auch ihre Vorteile. Sie waren gute Dachisolierungen und hielten im Winter die Kälte und im Sommer die Hitze ab.
Aus den langen Roggenhalmen wurden die beim Brotbacken verwendeten Brotformen, die „Keal" hergestellt. Auch die Imker bedienten sich des Roggenstrohs und flochten ihre Bienenkörbe daraus.
Nach der Getreideernte wurde auch der Flachs geerntet. Über den Flachsanbau wird eigens berichtet.

Kartoffelanbau

Eine besondere Bedeutung hatte der Kartoffelanbau erlangt. Der Anbau dieser edlen Frucht hatte sich in Europa nur langsam durchgesetzt. Obwohl sie schon um 1500 zuerst als Zierpflanze aus Amerika nach Europa gebracht wurde, kam ihr Anbau als Nahrungsmittel erst um 1800 über Italien und Ungarn zu uns. Ob unsere Bezeichnung „Mearäpl" wohl darauf zurückgeht, daß diese Frucht über das Meer zu uns gelangte? Die Kartoffel war neben dem Brot bald zum Hauptnahrungsmittel geworden. Gut bewährten sich auf unserem Boden die Sorten „Schneeflocke" und „Merkur". Sie wurden wegen ihres mehligen Geschmackes gern gegessen und gekauft. Der Kartoffelanbau bereitete besonders der Bauersfrau von allen Früchten die meiste Arbeit. Mitte Mai, nach den Eisheiligen, wurden sie gelegt. In jede 2. Furche drückte oder stieß man im Abstand von 20 cm eine Knolle in die Erde. Man sprach daher auch nicht vom Kartoffellegen, sondern vom „Kartoffelstooßen". Kaum waren die breiten Kartoffelblätter zu sehen, wurden sie „gehackt", dabei wurde der Boden aufgelockert und das Gras und Unkraut vernichtet. Wochen später mußten sie angehäufelt („emscheat") werden, damit sich ein besserer Knollenansatz bilden konnte.
Wenn im Herbst das Kartoffelkraut welk geworden war, begann die Kartoffelernte. Staude um Staude wurde hochgezogen, die daranhängenden Kartoffeln abgeschüttelt und die anderen mit einer Hacke ausgegraben. Dabei wurden sie der Größe nach gleich sortiert und in verschiedene Körbe geworfen: die großen

als Speisekartoffeln in einen Korb, die mittleren als Saatkartoffeln in einen anderen und die kleinen und zerhackten als Futterkartoffeln, hauptsächlich für die Schweine, in einen anderen Korb. Die vollen Körbe wurden in Säcke geleert und daheim im Keller auch getrennt aufbewahrt. Bauern, die keine Keller hatten, mieteten die Kartoffeln in großen trockenen Löchern (Gruben) ein oder schütteten sie unter den Küchen- oder Kammerfußboden.
Als letzte Frucht wurden die Rüben geerntet. Dann kehrte der Bauer der Feldarbeit den Rücken und zog sich auf den Hof zurück.
Als Zugtiere dienten Ochsen und Kühe, vereinzelt auch Pferde. Die Ochsen und Kühe wurden in ein hölzernes Joch gespannt, das mit einem starken Eisennagel an der Deichsel des Wagens befestigt wurde. Die Tiere zogen mit dem Nacken den Wagen.
Es kostete viel Mühe, die Ochsen und Kühe an das Gehen im Joch zu gewöhnen. Traktoren, Mähmaschinen oder gar Mähdrescher gab es noch nicht. Man hätte sie auf dem hügeligen Gelände und auf den schmalen Äckern ohnedies nicht einsetzen können.
Zu einem bäuerlichen Betrieb gehörten folgende Geräte und Maschinen:
Ein Bretterwagen (Kastenwagen) zum Mistfahren, ein Leiterwagen für Heu und Getreide, ein schwerer Rungenwagen zum Langholzfahren, mehrere Schlitten, eine schwere und eine leichte Egge, Walze, Dreschmaschine, Putzmaschine („Reita"), Häckselmaschine, Grassensen, Getreidesensen, Heurechen, Getreiderechen, Schlepprechen zum Nachrechen auf den Getreidefeldern und verschiedene Geräte für die Flachsbearbeitung.

Viehzucht

Der Viehbestand der Glaserhauer Bauern war schon immer sehr gering und ist im Verhältnis zum Bedarf der gestiegenen Bevölkerungszahl eher zurückgegangen. Im Durchschnitt können wir 2, höchstens 3 Kühe, 2 Ochsen, 2—3 Stück Jungvieh und 1—2 Schweine je Landwirtschaft ansetzen. Es reichte nur für den Eigenbedarf. Der Grund lag wohl darin, daß es an Hutweide und Wiesen mangelte. Die Bauern versuchten, aus jedem gerodeten Stück Land Ackerland zu schaffen. Dabei waren bodenmäßig die Voraussetzungen für Viehwirtschaft besser als für den Ackerbau. Die Wiesen und Hutweiden verfügten über eine reiche Flora an guten Futtergräsern. Allerdings hätten dann die nassen Wiesen im Turztal entwässert und entsprechend mit Dünger gepflegt werden müssen. Die vielen Bergwiesen, vor allem in den höheren Lagen, nahmen den Charakter alpiner Matten an.
Von großer Wichtigkeit für die Viehzucht war die Zuchtwahl und die Stierhal-

tung, denn vom Zuchtstier hing die Milch- und Fleischvererbung der Tiere ab. Deshalb achtete man beim Kauf der Zuchtstiere auf die Abstammung, auf das Aussehen oder Exterieur des Stieres und auf seine Einstufung in die Zuchtklassen. Die Glaserhauer kauften meist Zuchtstiere der III. Zuchtleistungsklasse. Es gab die rothaarige Pinzgauer Rasse, die nicht so gut in der Milchleistung, aber dafür fleischiger und widerstandsfähiger auch als Zugtiere waren im Gegensatz zu der gelb- und rotgefleckten Simmentaler Rasse. Dieses Fleckvieh war ein Zweinutzungsrind hinsichtlich der Milch- und Fleischleistung, aber nicht so widerstandsfähig und kräftig als Zugtier. Die Milch wurde in jedem Haushalt selbst zu Butter und Käse verarbeitet. In den 30er Jahren richtete der Geschäftsmann Bielesch einen Molkereibetrieb ein.
Im Jahre 1919 fügte die Maul- und Klauenseuche dem Viehbestand einen großen Schaden zu. Diese Krankheit wurde mit Hausmitteln, weißem Ingwer („Imba") und Glycerin, behandelt.
Für die Stierhaltung war die Urbarialgemeinde zuständig. Sie unterstand darin einem Veterinärinspektor in Kremnitz und dieser wieder dem Landwirtschaftsministerium. Jedes Jahr kam der Inspektor zur Körung der Stiere nach Glaserhau. Er ordnete den Verkauf und Kauf der Stiere an. Die ausgeschiedenen Stiere wurden nach Rastocno (Maut) oder nach Diviaky abgeliefert.

Die Schafzucht, vor dem 1. Weltkrieg mit 1200 Schafen noch recht bedeutend, war zuletzt mit nur noch 340 Schafen fast eingegangen. Mit dem Rückgang der Schafzucht war gleichzeitig eine wichtige Quelle des Rohmaterials für die Hausindustrie verlorengegangen, worüber im Kapitel Schafzucht ausführlicher berichtet wird.
Auffallenderweise wurden in Glaserhau als Zugtiere nur wenig Pferde gehalten, dafür mehr Ochsen. Auch Schweine gab es nur wenig. Zu einer rentablen Schweinezucht fehlte wohl die Futtergrundlage. Das Getreide für die Fütterung der Schweine war zu teuer und die Kartoffeln reichten meistens nicht aus. Auch da hätte man mehr herauswirtschaften können, denn der Boden eignete sich gut für den Kartoffelanbau. Früher wurden gern die schwarzen oder schwarzgefleckten ungarischen Schweine („Wagonl") mit kurzen, krausigen Haaren wegen des „breiten" Specks gehalten. Später, bis zur Vertreibung, wurde die weiße Rasse bevorzugt.
Die älteste Viehzählung, die ich finden konnte, stammt aus dem Jahre 1897. Damals gab es in Glaserhau:

25 Pferde, 384 Ochsen, 389 Kühe, 383 Jungvieh, 7 Stiere,
162 Schweine, 1174 Schafe, 936 Geflügel und 89 Bienenstöcke.

Vor der Vertreibung 1945 schlüsselte sich der Viehbestand bei 333 Viehhaltern wie folgt auf:

40 Paar Pferde, 537 Kühe, 9 Stiere, 230 Jungvieh,
260 Ochsen, 340 Schafe, 710 Schweine, Ziegen unbekannt,
2460 Hühner, 320 Gänse und 39 Enten.

Vom Viehhüten

Der Tageslauf eines Hirten

Der Futtervorrat für das Vieh reichte nur über den Winter hinweg. So sah sich jeder Landwirt gezwungen, sein Vieh den Sommer über auf die Weide zu treiben. Die Weidezeit dauerte etwa vom Mai bis Allerheiligen. Größere Weideflächen gab es im Unterort auf der Ehmt (Ebene), im Mittelort auf den zwei Viehwegen (Wiehbeg beim Tschetschala Hiklpal) und im Oberort auf der Scheib. Nach der Heuernte kamen noch die Berg- und Hangwiesen im Grund, Hintergrund und Hua und nach der zweiten Mahd (Grummet) auch die Wiesen im Turztal als Weideflächen hinzu.
Während der Sommerferien waren wir Schüler als Hirten beschäftigt. Früh am Morgen packte uns die Mutter in die Hirtentasche (Lederbeutel zum Umhängen und „Säckel" genannt) Proviant für den ganzen Tag ein. Der bestand aus einem Stück Speck, einer Flasche Milch, einem Stück Brot oder einer Trotscher (ca. ein Pfundbrot) und zuweilen aus einer bescheidenen Portion Butter, die in ein dafür ausgestochenes Loch ins Brot eingestrichen wurde. Diese deckte man mit der vorher ausgeschnittenen Brotrinde zu, nachdem man sie vom weichen Teil des Brotes abgeschnitten hatte.
Kurz nach Sonnenaufgang ließ der Vater die Kühe und das Jungvieh aus dem Stall. Meine Hirtentasche umgehängt und den Schlaf noch aus den Augen wischend, verließ ich mit guten Ratschlägen meiner Eltern den Hof und trieb meine Herde hinter der Leitkuh her in Richtung Wiehbeg. Dort trafen nach und nach die Hirten der Nachbarschaft ein. Alsbald verteilte sich unser Vieh auf den kargen Rasenflächen des Wiehbegs. Mehr gehend als weidend bewegte sich die Herde den breiten Wiehbeg entlang über das Vorderfeld (Wedaweld), durch das Tal des Frühstücksbaches (Wriesteckl) und des Tiefengrundes (Tief'ngrund) über das Hinterfeld (Hindaweld) dem Wald „Alte Hege" (Alda Heg) zu. Im Wald angekommen, ließen wir das Vieh noch einige Zeit auf den Grasflächen, die sich da und dort zwischen den Bäumen befanden, so lange weiden, bis es einigermaßen satt war. Gegen elf Uhr kamen wir zur „Tränke", an den Ort unseres täglichen Lagerfeuers. Meistens waren wir mehrere Hirten, die ihr Vieh in der Mittagspause unweit voneinander lagern ließen. Wir trugen Holz und Reisig für das Lagerfeuer zusammen und zündeten es an. Nachdem das Holz richtig angebrannt war, deckten wir es mit grünem Reisig, Tannen-

nadeln und trockenen Kuhfladen zu, so daß aus der Feuerstelle nicht Flammen, sondern starker Qualm entwich, der die lästigen Bremsen und Fliegen vom Vieh abhielt, damit es in Ruhe liegen und wiederkauen konnte.
Wenn sich die Herden friedlich um die Feuerstellen gelegt hatten, konnten wir uns zum Mittagessen begeben. Über den Flammen eines kleinen Feuers brieten wir uns den mitgebrachten Speck an Holzspießen und ließen das heiße Fett auf eine Brotscheibe tropfen. Mit Genuß verspeisten wir Speck und Brot und einen Teil unseres Proviants. Den Rest mußten wir uns für die Nachmittagspause aufheben.
Das Vieh blieb etwa 2—3 Stunden am Lagerfeuer liegen. So hatten wir Zeit, einige Spiele zu machen. Allerdings durften wir uns dabei nicht zu weit von unserem Vieh entfernen. Geschah dies ab und zu doch einmal, dann lief man Gefahr, vom Gemeindefeldhüter erwischt zu werden, und dies hatte meistens unangenehme Folgen.
Nach einiger Zeit war das Feuer niedergebrannt, und das Vieh erhob sich allmählich, weil es nach dieser ausgedehnten Mittagspause wieder Hunger bekommen hat. Wir trieben die Herde langsam weiter von Weidefläche zu Weidefläche, bis wir am späten Nachmittag am Heuberg (Hapeag) angelangt waren. Hier gab es zwar nicht allzu üppiges Weideland, doch war es ein großflächiges Gebiet, auf dem das Vieh immer wieder ein saftiges Häppchen gefunden hat. Der niedrige Sonnenstand verriet uns, daß der lange Sommertag allmählich zur Neige ging. Inzwischen war das Vieh auch einigermaßen satt geworden. Ein lauter Peitschenknall meines Hirtenkameraden genügte, um die Herde zum Aufbruch auf den Heimweg zu bewegen. Ihrem natürlichen Instinkt folgend traten die Tiere in einer Reihe den Nach-Hause-Weg an.
Froh darüber, den langen Tag glücklich hinter uns gebracht zu haben, folgten wir der Herde und stimmten immer wieder ein Lied an, bis wir im Dorf angekommen waren. Bevor sich die Leitkuh, die meist eine Glocke trug, dem Hof näherte, meldete sie unsere Ankunft mit einem kräftigen „Muh", so daß Eltern oder Großeltern auf uns aufmerksam wurden und sie die Tiere nach und nach in den Stall ließen und anhängten. Auf dem Hof warteten gewöhnlich Kinder, denen wir gebranntes Baumharz als „Kaugummi" mitgebracht hatten.
Müde von den langen Wegen und Strapazen des Tages fiel der Hirtenknabe nach dem Abendessen gleich in tiefen Schlaf, denn am nächsten Morgen begann wieder frühzeitig sein Tagewerk.

Viehmärkte

Die ungarische Regierung hatte schon vor dem 1. Weltkrieg den großen Ge-

meinden, zu denen auch Glaserhau gehörte, Marktrechte eingeräumt. Glaserhau durfte aufgrund eines Regierungsdekretes vom 25. Februar 1872 in der alten k.u.k. Monarchie drei Vieh- und Auslegemärkte im Jahr halten. Der Viehmarkt fand immer an einem Montag und der Auslegemarkt (Juamerik) einen Tag später am Dienstag statt.

1. Am Montag in der Karwoche,
2. am Montag nach dem Dreifaltigkeitssonntag (22. Mai) und
3. am Montag nach dem Christkönigsfest (30. Oktober).

Die tschechoslowakische Regierung erhöhte 1924 das Marktrecht auf vier und in der selbständigen Slowakei wurde 1939 die Zahl sogar auf sechs Märkte im Jahr erweitert. Glaserhau besaß bis zur Vertreibung das Recht auf folgende Märkte:

1. Montag nach dem Drei-Königsfest (Drei-Königsmarkt),
2. Montag in der Karwoche (Osternmarkt),
3. Montag nach dem Dreifaltigkeitssonntag (22. Mai)
4. Montag vor „Johanni" (23. Juni) der Johannismarkt
5. Montag vor Mariä Geburt (8. September) Kirchweihmarkt
6. Montag nach dem Christkönigsfest (30. Oktober), der Allerheiligenmarkt.

Der Bürgermeister gab bei seinen sonntäglichen Vermeldungen vor der Kirche auch die Viehmärkte in den Nachbargemeinden bekannt. Auf einem Viehmarkt wurde alles gehandelt, Jungvieh, Kühe, hauptsächlich Zugochsen. Viele Bauern verdienten sich beim Viehhandel ein zusätzliches Geld. Mein Großvater kaufte gern ein oder zwei Paar Ochsen, die mager und schlecht genährt waren. Er fütterte sie auf und freute sich, wenn er sie auf dem nächsten Markt um 400 oder 500 Kronen teurer verkaufen konnte. Aber auch für die Kinder, die als „Treiber" mitgenommen wurden und dann auf dem Markt, während sich der Vater umsah und nach den Preisen erkundigte, auf das Vieh aufpassen mußten, hatte der Markt einen besonderen Reiz. Beim Verkauf bekam das Kind („Treiber") vom Käufer eine Krone „Hörnergeld" für die glänzenden Hörner, die es schon daheim mit einer Speckschwarte eingerieben und auf Glanz gebracht hatte.
Für jedes Rind, das auf den Markt getrieben wurde, mußte der Bürgermeister einen Viehpaß ausstellen. Bei einem Verkauf wurde das Rind auf der Karteikarte des Besitzers gestrichen und auf den neuen Besitzer umgeschrieben. Dieser Wechsel mußte auf dem Paß vermerkt werden. Trieb ein Bauer z.B. ein selbst gezüchtetes Kalb auf den Markt, mußte er zwei Zeugen beibringen, die bezeu-

gen konnten, daß das Kalb vom Bauer großgezogen wurde. Erst dann stellte der Bürgermeister den Viehpaß aus.
Vor jedem Kauf wurde gehandelt, der Kauf per Handschlag getätigt und mit einem Dezi (0,1 l) oder einer Flasche Schnaps („Oldamasch" genannt) abgeschlossen.
Der Auslegemarkt, „Juamerik" genannt, war für die Bäuerinnen, die das ganze Jahr nicht fortkamen, ein besonderes Erlebnis. Der Jahrmarkt bot ihnen alles, was sie an Bekleidung, Haushalts- und Landwirtschaftsgeräten brauchten. Hin und wieder kam zur Freude der Kinder auch ein „Ringelspiel" (Karussell) ins Dorf.

Schafwirtschaft

Ein einträglicher Erwerbszweig der Bauern war auch die Schafhaltung. Die Schafe waren in der Futterhaltung nicht sehr anspruchsvoll und begnügten sich mit den mageren Gräsern auf den Brachäckern und trockenen Bergwiesen. Sie boten aber vielfache Verwertungsmöglichkeiten durch Verkauf, Deckung des Eigenbedarfs mit Fleisch, Schurwolle und Käse. Gezüchtet wurden die langhaarigen weißen Milchschafe, die im Jahr zweimal geschoren und täglich zweimal gemolken werden konnten. Ein Schaf lieferte etwa 1 Liter Milch täglich und 1—1,5 kg Wolle im Jahr. Die Wolle wurde gesponnen und daraus warme Wintersocken, Strümpfe, Westen und „Bentatüchl" (Umhangtuch für Frauen) gestrickt. Ein Teil der Wolle wurde zu „G'band" gewebt und davon Winterjacken, Filzstiefel und „Schirizen" (Umhangmäntel für Männer) gefertigt. Aus der fettreichen Schafmilch wurden hochwertige Käsesorten hergestellt.
Diese Art von Schafwirtschaft ist hier in Deutschland nicht bekannt. Auch die deutschen Siedler, die ins Hauerland kamen, lernten sie erst von den Slowaken und von den mit ihren Schafherden aus Rumänien nach Westen vordringenden Walachen kennen. Mit der Schafwirtschaft übernahmen sie auch die Fachausdrücke dieser Hirtenvölker.
Die Schafwirtschaft wurde nach dem slowakischen „Salasch"-Muster betrieben. Die Schafbesitzer schlossen sich zu genossenschaftsähnlichen Schafgemeinschaften zusammen und vereinbarten mit einem Schäfer „Batscha" (aus dem slow. baca = Almschäfer) einen Jahresvertrag über Entlohnung, Grenzen der Hutweide und der Rückvergütung des Schäfers an die Schafbesitzer. Dieser Vertrag wurde in der Regel immer wieder um ein weiteres Jahr verlängert. Der „Salasch" wurde meist auf die äußerste Grenze der hügeligen Gemarkung, wo man den Dünger schlecht hinbringen konnte, verlegt. So konnten auch diese Felder gedüngt werden. Man rechnete bei 100 Schafen noch einen Gehilfen, Hirten

„Boloch" (von Walach) für den Batscha. Die Bolochen mußten die Schafe hüten und melken, während der Batscha mit dem Kochen der Milch und der Käseherstellung beschäftigt war.
In Glaserhau gab es vor dem 1. Weltkrieg noch 3 Schafgemeinschaften zu je 200—300 Schafen. Vor der Vertreibung soll es nur noch eine gegeben haben. Die Schafe wurden im Frühjahr, zu Georgi (23. 4.), geholt und blieben den ganzen Sommer über auf der Weide. Für jedes Schaf mußte der Schäfer im Jahr 4—5 kg Käse dem Besitzer abliefern. Nicht alle Bauern schlossen sich jedes Jahr einer Schafgemeinschaft an. Manche behielten ihre Schafe daheim und weideten sie auf den eigenen Feldern und Wiesen. Damit der Bauer im Herbst, wenn vor Einbruch des Winters die Schafe zurückgebracht wurden, seine Schafe wieder erkannte, zeichnete er sie im Frühjahr mit einem Zeichen am Ohr.
Der Salasch bestand aus einer Hütte und dem Koscher (Pferch). Die Hütte, auch Koliba genannt, war eine Art Blockhütte und bot ein Beispiel primitiven Wohnens. Sie umfaßte eine Fläche von 12—20 m² und war durch Bretter oder eine aus dünnen Ruten geflochtene Wand in einen Wohnraum und einen Käseraum geteilt. Im Wohnraum befanden sich an den Seitenwänden Holzpritschen als Betten und tagsüber als Sitzgelegenheiten, in der Mitte war eine gemauerte offene Feuerstelle, über die auf einem Querbalken der große Kupferkessel und das Kochgeschirr aufgehängt waren. Im Käseraum wurden der Käse, der Labsack (getrockneter Kalbmagen) und die Eßwaren aufbewahrt. Das Eßgeschirr umfaßte aus Holz geschnitzte Teller, Löffel, Trinkbecher, auch Schoppen genannt, und aus Lehm gebrannte Töpfe. Der Schäfer schlief in seiner rußgeschwärzten Koliba, die Hirten entweder auf einem Strohsack unter der Regentraufe oder in einer überdachten und mit Stroh oder Laub gefüllten Hütte bei den Schafen. Die Schäferhunde kauerten daneben. Die Hirten waren ausgestattet mit einem Hirtenstab „Balaschka" (von balaska = Hirtenbeil), einer Flöte „Lialfeif".
Vom Strümpfestricken in Feierstunden, wie einst bei den Schäfern in Deutschland, konnte unter diesen Umständen keine Rede sein. Die Bolochen und zum Teil auch die Batschen waren slowakischer Herkunft. Sie trugen statt Schuhe „Krpizn" und statt Socken grobleinene „Fußtich" (Fußlappen), die mit den Krpizn-Riemen um die Füße, Fersen und Waden festgebunden waren. Die Krpizn waren aus einem um die Fußsohle gewölbten Stück Leder, ähnlich einem Bundschuh, angefertigt, an den Rändern mit Lederriemen versehen und, wie schon erwähnt, um die Waden gebunden. Das Leben der Hirten, wenn auch einmalig in seiner Art, war alles andere als eine „Hirtenromantik". Ihre Arbeit begann beim ersten Morgengrauen mit dem Melken der Mutterschafe, die bis Michaeli (29. 9.) von den Jungschafen (Lämmern) und Schafböcken (Baran) getrennt gehalten und geweidet wurden. Jeder Hirte — einschließlich des Bat-

schas — hatte jedesmal an die 80 und mehr Schafe zu melken. Anschließend wurden sie unter Aufsicht eines Hirten auf die Weide getrieben. Ein Hirte blieb zurück und hatte die Lesken, die leicht transportierbaren Zaunteile, die 4—5 m lang und 1 m hoch aus Haselnußruten geflochten waren, umzustellen. Eine Seite des Koschers blieb stehen und die drei anderen stellte man in die Richtung dazu, in welcher der neue Koscher stehen sollte. Beim Umbau schlug man an jedem Zaunende zwei Pflöcke in die Erde, an die man die Zaunseiten oder -teile festband. Dieses Umsetzen des Koschers erfolgte jeden zweiten Tag und hatte den Zweck, daß immer neue Stellen des Ackers oder der Wiese gedüngt wurden und daß die Wolle der Schafe sauber blieb. Gegen Mittag kehrte die Herde in den Koscher zurück, um nach einer Stunde ruhigen Aufenthalts das zweite Mal gemolken zu werden. Danach gingen sie wieder auf die Weide, und wenn abends die Sonne unterging, waren die Hirten und der Schäfer beim dritten Melken. Gemolken wurde in den „Gattern". Die Schafe befanden sich in einem Teil des Koschers, wurden einzeln in das Gatter getrieben und nach dem Melken in den anderen Teil des Koschers entlassen. Das hölzerne Melkgerät hieß „Gält".

Der Schäfer war den ganzen Tag in seiner Hütte mit der Käseherstellung beschäftigt. Dabei hatte jeder sein Geheimrezept. Die Milch wurde in dem Kupferkessel erhitzt, etwas Labwasser und andere Zutaten dazugegeben und verrührt. (Das Labwasser wurde aus einem getrockneten und gesalzenen Kalbmagen durch Aufweichen des Magens gewonnen. Ein Kalbmagen reichte, je nach der Milchmenge, etwa für eine Woche.) Die kaltgewordene Milch wärmte man noch einmal zum Gerinnen auf. Die geronnene Masse wurde mit den Händen zu einem Klumpen zusammengedrückt und in ein viereckiges Leintuch, dessen Enden zusammengebunden wurden, zum Abtropfen und Trocknen in der Käsekammer aufgehängt. So entstand im Leinentuch der Süßkäse oder „Ruden". Die im Kessel verbliebene Molke wurde nochmals leicht aufgewärmt, und diese Flüssigkeit nannte man „Schindiza", auch ein Ausdruck aus dem Slawischen. Die Schindiza war sehr nahrhaft und gesund. Früher machten Lungenkranke Molke-Kuren. Auch heute empfehlen Ärzte den Lungenkranken in der Slowakei, Schindiza zu trinken.

Der Süßkäse wurde am nächsten Tag aus dem Leinentuch genommen und als Frischkäse gehandelt. Er schmeckte etwa zwei Wochen süßlich, später säuerlich-herb. Aus diesem herben Käse wurde dann der beliebte „Prinsn"-Käse gemacht (aus dem slowakischen „bryndza" oder rumänischen „branza" = Käse). Der trockene Schafkäse wurde gemahlen, gesalzen und in einem abgedeckten Holzfäßchen aufbewahrt. Dieser „Prinsn"-Käse wird auch heute noch selbst von Feinschmeckern gerne gekauft.

Eine langweilige Angelegenheit war die Schafschur. Die Wolle gehörte dem

Schäfer. Wenn der Eigentümer der Schafe die Wolle behalten wollte, mußte er seine Schafe selbst scheren. Vor der Schur mußte die Wolle gereinigt werden. Die Schafe wurden zu einem aufgestauten Bach getrieben, in das Wasser geworfen und eine Zeitlang im Wasser gelassen, bis sich der Schmutz an der Wolle gelöst hatte. Aber dieses kalte Bad soll nachher einen erheblichen Milchverlust verursacht haben, so daß man von dem Baden der Schafe abkam und jedes Schaf einzeln abwusch.
Jeden Sonntag früh fuhr ein Wagen zur Schäferhütte, um die in der Woche hergestellten „Ruden" (Käselaibe) zu holen. Manchmal kam der Schäfer mit ins Dorf, um den Gottesdienst oder Bekannte zu besuchen. Mit seiner Kleidung erregte er stets Aufsehen. Er trug einen breitrandigen Hut, weiße Leinenhosen, „Gat'n" genannt, ein langes Hemd mit einem breiten, bunt bestickten Gürtel und als Fußbekleidung die „Krpizn". Bewundert wurde allgemein seine kunstvoll geschnitzte „Balaschka", die er als Spazierstock gebrauchte.
Viele Schäfer zogen mit der übriggebliebenen Schindiza Schweine auf und bauten auf dem Brachacker neben der Hütte auch Kartoffeln für den Winter an, den sie im Dorf bei den Angehörigen verbrachten.

Obtsanbau

Ein wichtiger Zweig der Landwirtschaft war der Obstanbau. Wenn auch das Klima und die Höhenlage für den Obstanbau nicht besonders günstig waren, so hatte doch jeder Bauer hinter oder neben seinen Wirtschaftsgebäuden einen Obstgarten. Die Obstbäume lieben den kalkhaltigen Boden und so konnten folgende Obstsorten angebaut werden:

Äpfel:

Der Gravensteiner, ein saftiger, geschmackvoller Apfel,
der Boskop („Eisapfel"), wegen seiner rauhen Schale auch Lederapfel genannt,
der Morgenduft, der mit Vorliebe zu Apfelstrudel genommen wurde,
der „Fleischapfel", mit einer grünvioletten Schale, ein haltbarer Winterapfel,
der süße „Frühapfel", der gleich gegessen werden mußte,
die kleinen „Schweinsäpfel", die wild auf Feldrainen wuchsen und ins Kraut mit eingelegt wurden,
und verschiedene Arten der Renette.

Birnen:

Die Honigbirne, eine kleine, sehr süße Birne,

die Selanken, eine längliche Birne mit grüner und harter Schale, die gerne für den Winter gedörrt wurde,
die Pausbirne, ebenfalls eine späte, haltbare Sorte,
die Haferbirne, eine kleine Birne mit harter Schale.

Pflaumen:

„Mehlpfläumchen", eine kleine, frühreife, süße Sorte,
die Roßpflaume, eine frühreife, große Pflaume mit einer bitteren Haut,
die Hauszwetschge, eine späte, ertragreiche und geschmackvolle Sorte, die eine vielseitige Verwendung fand. Aus ihr wurde „Leckwar" gekocht, sie wurde auch für Zwetschgenknödel und zum Dörren gern genommen.

Der Obstanbau wurde nur für den Eigenbedarf betrieben. Äpfel, die nicht gelagert werden konnten, wurden in Stücke geschnitten und nach dem Brotbacken in den heißen Ofen geworfen und gedörrt. Auch die Birnen wurden korbweise in den heißen Backofen geschüttet und zu „Hutzeln" gedörrt. Besonders gut schmeckten die gedörrten langen Hauszwetschgen. Dieses Dörrobst war im Winter ein beliebtes Nahrungsmittel. Oft gab es mittags eine „Birnen"- oder „Zwetschgensuppe". Die gedörrten Birnen oder Zwetschgen wurden gekocht und die Suppe mit Brot gegessen. Am besten schmeckten sie aber roh. Eine Handvoll gedörrte Apfelschnitzeln, Hutzeln oder Zwetschgen war das beste Pausenbrot für uns Schüler.
Sehr beliebt und reich vertreten waren die Kirschen. Die Kirschbäume wuchsen meist wild auf den Feldern oder an Weg- und Feldrainen. Die Kirschen, ob rote oder schwarze, waren nur klein, aber sehr süß. Die veredelten „gepfropften" Bäume trugen größere Kirschen, aber das Veredeln der Kirschbäume war eine Kunst, die den „Propfern" nur selten gelang.
Die Baumpflege wurde mit mehr oder weniger Sorgfalt durchgeführt. Im Herbst wurden die Stämme mit einer Mischung aus Kalk und Jauche angestrichen, junge Bäumchen mit Stroh umwickelt, um sie vor Wildverbiß und Frost zu schützen. Im Frühjahr wurde das Stroh entfernt und die Bäume ausgeschnitten. Am Heiligen Abend war es Brauch, während des Abendläutens die Obstbäume zu schütteln und mit einem Strohseil zu umbinden. Je besser sie geschüttelt wurden, um so mehr Obst sollte es im kommenden Jahr geben. Bei dicken und großen Bäumen genügte es, an einem Ast so lange zu ziehen, bis sich mehrere Äste bewegten. Je größer der Obstgarten, um so mehr mußten mithelfen.

Nach einer Baumzählung aus dem Jahr 1900 gab es in Glaserhau:

400 Apfelbäume, 244 Birnbäume, 76 Kirschbäume, 8 Weichselbäume,
14 Aprikosenbäume, 870 Zwetschgenbäume, 13 Nußbäume und
2 Mandelbäume, zusammen 1627 Obstbäume.

Die Zahl dürfte sich im Laufe der letzten 40 Jahre bis zur Aussiedlung sicher erhöht haben.

Bienenzucht

Auch die Bienenzucht muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Sie hatte in Glaserhau einen guten Ruf. In den vielen Obstgärten, auf den nahen Feldern, blumenreichen Wiesen und in den weiten Wäldern fanden die Bienen reichlich Nahrung und Nektar. Der Honig wurde allgemein nur als Arzneimittel verwendet, aber am Heiligen Abend in jeder Familie zu den Oblaten gegessen.
Gewerbsmäßig betrieb die Bienenzucht in den letzten Jahren vor der Aussiedlung Herr Josef Hanko, der den Honig zum Süßen der Liköre in seinen Likörfabriken in Glaserhau und Zabokreky verwendete.

Lein oder Flachs

Der Flachsanbau spielte in unserer Gemeinde bis zur Aussiedlung noch eine besondere Rolle. Der Flachs oder Lein ist eine Faserpflanze. In den langen, wenig verzweigten Stengeln befinden sich in der holzigen Rinde lange Bastfasern, die zur Herstellung der Hausleinwand erforderlich waren.
Das Verfahren zur Gewinnung der Bastfasern ist schon uralt. Auch die Verarbeitung durch Spinnen und Weben ist zwar vielstufig und mühevoll, stellt aber keine hohen technischen Anforderungen und erfolgt seit frühesten Zeiten im Hauswerk, das den Frauen überlassen wurde.
Der Flachs ist keine anspruchsvolle Pflanze und er wächst fast überall. Er braucht, wenn er lange leicht spinnbare Fasern geben soll, ein niederschlagreiches Klima. Daher war unsere gebirgige Gegend mit ihrem Klima ein geeignetes Anbaugebiet. Der Flachs wurde im Mai nach den Eisheiligen ausgesät. Die kleinen, glatten Leinsamenkörner mußten, wie beim Mohn, mit Sand und Erde vermischt werden, damit sie mit der Hand besser und gleichmäßiger ausgestreut werden konnten. Die aufgehende Flachssaat mußte öfters von Unkraut und Gras gejätet werden. Die langen Stengel trugen schmale, stiellose Blätter und viele hellblaue Blüten. In der Blütezeit (Juni, Juli) überzogen sie den Flachsacker mit einem himmelblauen Schleier. Nach der Blüte bildeten sich an den einzelnen Fruchtknoten kleine Kapseln (Knoten). In jeder Kapsel befanden sich ungefähr 10 braune, fetthaltige Leinsamenkörner, aus denen durch Auspressen das Leinöl gewonnen wurde, das in der Fastenzeit gerne zum Kochen und Backen verwendet wurde.

Flachsbreche

Wenn sich im August die Flachsstengel gelb färbten, wurde der Flachs geerntet. Er wurde büschelweise mit den Wurzeln aus der Erde gezogen (g'raft) und die Büschel kreuzweise auf den Boden übereinandergelegt, mit einem Strohseil oder einer Schnur zusammengebunden und am Abend nach Hause gefahren. Ein schöner, langhalmiger Flachs war der Stolz jeder Bauersfrau.
In der Scheune wurden die Samenkapseln von den Stengeln getrennt (g'reffelt). Dies geschah auf folgende Weise: Zwei Frauen saßen auf einer Bank ohne Lehne (Reffelbank) oder sie standen davor. Die Reffelbank hatte an beiden Enden über die ganze Breitseite der Bank einen befestigten Nagelkamm, der aus 15 bis 20 cm langen,viereckigen, spitzen, schmiedeeisernen Nägeln bestand. Die Frauen nahmen am Wurzelende eine Handvoll Flachsstengel und schlugen mit den Knotenenden auf die Eisenspitzen und zogen die Flachsbüschel durch die nebeneinanderstehenden Eisennägel, bis die Kapseln von den Halmen getrennt waren. Die Fruchtkapseln wurden in Säcken gesammelt und bis zum Dreschen trocken aufbewahrt.
Der gereffelte Flachs wurde wieder gebündelt und auf einer nassen oder sumpfigen Wiese dünn ausgebreitet und dem Tau und Regen ausgesetzt. Nach 6 Wochen wurden die inzwischen schwarz gewordenen Stengel aufgenommen, ge-

Spinnrad

bündelt und heimgefahren. Diese „Wasserröste" hatte den Zweck, die Zellulose- oder Holzschicht um die Bastfasern aufzuweichen, damit sich bei den späteren Arbeitsgängen (Brechen und Hecheln) die mürb und morsch gewordene Holzschicht von den Bastfasern leichter lösen und trennen ließ.
Die Flachsbündel wurden dann im Ofen getrocknet und mit der „Brech" gebrochen. Die Brech war ein Holzgestell, hatte oben drei schmale, mit zwei Zwischenräumen versehene Buchenbretter, und eine lange bewegliche Klappe aus zwei schmalen Buchenbrettern, die in die Zwischenräume oder feststehenden Bretter paßte. Die Klappe war an einem Ende an einem Nagel befestigt und am anderen Ende mit einem Handgriff versehen (Zeichnung). Das Flachsbüschel wurde auf die unteren Bretter gelegt und mit der Klappe in die zwei Holzräume

gedrückt bzw. geschlagen. Dieser Vorgang wiederholte sich solange, bis sämtliche Holzteile von den Flachsfasern entfernt waren.
Anschließend wurden die Flachsfasern durch die „Hechel" gekämmt. Dabei wurden die zusammenhängenden Fasern in Einzelfasern aufgelöst und auch die letzten noch vorhandenen Holzteilchen abgestreift. Nach dem Hecheln wurden die spinnfertigen Fasern (Werg oder „Beak") zu Zöpfen (Knopfen) zusammengedreht. Vier Knopfen ergaben einen „Rocken". Vier Knopfen wurden ausgebreitet und kegelförmig um einen, am dicken Ende ausgehöhlten Stab (Eberekl) gewickelt. Beim Spinnen wurden das Eberekl auf den oben zugespitzten Rockenständer gesteckt. Mit einem Bein wurde das Spinnrad gedreht, das andere Bein ruhte auf der dreibeinigen Fußstütze des gedrechselten Rockenständers (Rockenstelzl). So saßen die Frauen und Mädchen die langen Winterabende an den Spinnrädern und zogen mit zwei Fingern die Flachsfasern aus dem Ballen Flachs zum Faden, welcher sich auf der drehenden Spule oder Spindel aufrollte, zu Garn. Die Frauen versammelten sich mit ihren Spinnrädern in einem Haus, in der sogenannten „Rockenstube" und trachteten, jeden Abend mindestens eine Spule voll zu spinnen. Dabei wurde gesungen und erzählt, denn Neuigkeiten gab es auch auf dem Dorf mehr als genug. Die Mädchen hatten meist ihre eigenen Rockenstuben, wo sich am Abend oft auch die Burschen einfanden und für Unterhaltung sorgten. Dann ging das Spinnen noch besser oder es hörte ganz auf. Die Spinnräder wurden in die Ecke gestellt und aus der Rockenstube wurde eine Tanzstube.
Die vollen Spulen wurden auf die „Haspel" (Baaf) gewickelt. Bei dreißig Umdrehungen wurde das Gebinde (Gpend) mit dem „Wezwohn" (doppelter Faden) abgebunden. 30 solche Gebinde bildeten einen Strang (Strähnl). Vom groben Werg oder Beak, das ebenfalls versponnen wurde, machte man nur Strähnl mit 20 Gebinden.
Waren die Flachsfasern (Werg) versponnen, mußte das Garn gewaschen werden. Im Waschkessel oder „Peitschäffel", in dem das Wasser mit Steinen erhitzt wurde, wurde das Garn in Aschenlauge gekocht, am Bach gespült (geschweift) und anschließend getrocknet. Der getrocknete Strang wurde dann auf den 2 m hohen, mit 2 Rollen versehenen Garnrocken gehenkt und die Hälfte des Stranges (15 Gebinde) auf ein Knäuel gewickelt.
Nun begannen die Vorbereitungen für das Weben. Der Webstuhl wurde in einer Ecke der Wohnstube aufgestellt. In einer länglichen Kiste (Schearompl) mit 16 Löchern wurden 16 Knäuel gelegt und durch jedes Loch wurde ein Knäuelfaden gezogen. Die 16 Fäden wurden durch ein kleines Griffbrett (Scheabrett) mit ebenfalls 16 Löchern zum „Gaapl" geführt und dort befestigt. Dabei mußte die Scherfrau (Scheararen) die richtige Breite und Kettenlänge der zu webenden Leinwand berechnen. Die Länge wurde nach „Rief" (ein Rief = 78 cm) und

Frau beim Weben

die Breite nach Zoll, einem alten Längenmaß das etwa 1/10 Fuß (ein Fuß = 34 cm) entsprach, gemessen. Die Breite der Leinwand lag zwischen 70 und 75 cm. Nach 10 Rief wurden die Randfäden mit Kohle angeschwärzt. Diese gekennzeichnete Stelle nannte man Schmezn.

Wenn die Webkette hergestellt war, mußten der Scherfrau ein paar Frauen beim Aufbäumen (Oschäen) behilflich sein. Die Webkette wurde auf den Kettenbaum aufgewickelt. Nach einer bestimmten Länge, die durch die Schmezn gekennzeichnet waren, wurde längs des Kettenbaumes eine dünne, schmale Buchenleiste (Schiene) gelegt, um die Kettenfäden besser spannen und ein gleichmäßigeres Aufwickeln der Kettfäden erreichen zu können. Dann folgte das Einziehen der Kettfäden in die Litzen des Webgeschirrs (Schäfte) und durch die Stäbchen des Webkammes, der in der Webelade (Lod) befestigt war. Die neue Kette wurde an einem vorhandenen, abgewebten Kettrest fadenweise angeknotet. Das war eine zeitraubende Arbeit. Schließlich wurde die ganze Webkette auf den Web- oder Zugbaum gedreht und der Webvorgang konnte beginnen. Durch das Niedertreten der Tretschemel (Fußbrettl), an denen die durch Gegenzugrollen verbundenen Schäfte befestigt waren, entstand in der Kette vor

der Kammlade ein spitzwinkeliges Fach. Durch dieses Fach wurde das Weberschiffchen mit der Schußspule hindurchgeschleudert und auf der anderen Seite aufgefangen, der durchgezogene Faden wurde mit der Kammlade angeschlagen. Nun wurde das andere Fußbrett (Tretschemel) getreten, die Kettfäden kreuzten sich und vor dem Kamm entstand wieder das gleiche Fach wie vorher, durch welches das Schiffchen zurückgeschoben und der durchgezogene Faden mit der Kammlade an die bereits gewebte Leinwand angeschlagen wurde. Die großen Kinder oder die Großmutter achteten darauf, daß die Spulen immer aufgespult waren, damit die Mutter das Weben nicht unterbrechen mußte.

Die fertige Leinwand wickelte sich auf dem Zugbaum vor der Weberin auf. Mit einer angelegten Spreize (Spraz) wurde die richtige Breite gehalten.
In den letzten Jahren benutzte man als Kettfäden die Baumwolle und das Flachsgarn nur als Schußgarn. Auf diese Weise konnte die doppelte Menge Leinwand erzeugt werden. Die mit Baumwolle gemischte Leinwand war weicher, geschmeidiger und schöner. Die Weberinnen hatten es auch leichter, denn die Baumwollfäden rissen nicht so oft wie das Flachsgarn.
Für viele Frauen war das Weben ein willkommener Nebenverdienst. Die Glaserhauer Weberinnen waren auch im Umland bekannt und wegen ihrer Webkunst geschätzt. Viele Bäuerinnen aus den benachbarten Dörfern Turz und Kuneschhau ließen ihr Garn in Glaserhau weben.

Nach Ostern begann man mit der Veredelung der Leinwand (Leimit). Die rohe Leinwand wurde in Streifen auf eine der Sonne zugewandten Rasenfläche, meist im Garten, ausgebreitet und den Sonnenstrahlen ausgesetzt, die sie bleichte. Die Leinwandstreifen wurden öfters am Tag mit Wasser (Gießkanne) besprengt. Zwischendurch mußten die Streifen noch einige Male gewaschen und geschweift werden, bis sie endlich blütenweiß waren.

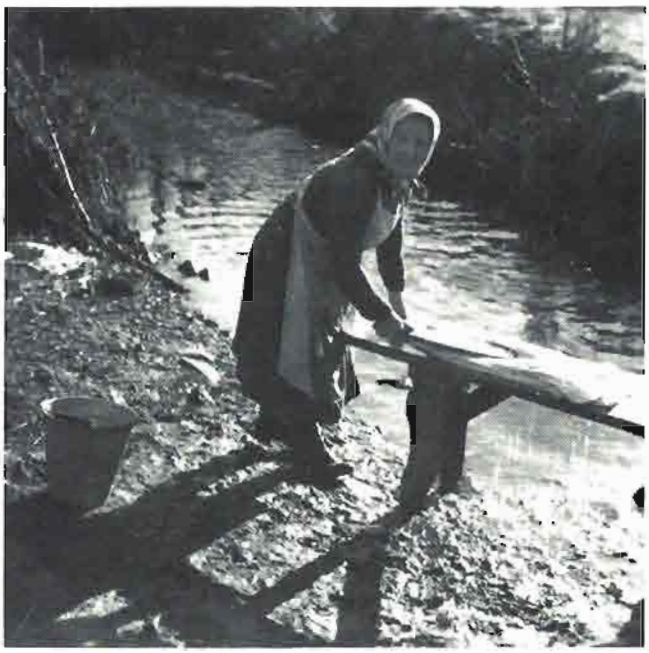
Nun brachte man die Leinwand zum Mangler und Färber. Der größere Teil wurde nur gemangelt und in Truhen für die Aussteuer der Töchter aufbewahrt. Den restlichen Teil ließ man blau färben und fertigte aus dem feiner gewebten Leinen (kleine Leimet) Unterwäsche, Mieder, Röcke, Hemden, Bettlaken, Handtücher und aus dem gröberen Leinen Schürzen, Hosen, Jacken, Tragtücher und Säcke. Der Ausdruck Jeans war damals noch nicht bekannt.

Das älteste und einfachste Spinngerät war die Spindel. Sie war von den Anfängen des Spinnens, trotz der Erfindung des Spinnrades um 1840, vereinzelt bis zur Aussiedlung in Gebrauch. Ältere Frauen behaupteten, sie könnten mit der Spindel so schnell spinnen wie mit dem Spinnrad, dabei wäre der Spindelfaden viel schöner, gleichmäßiger und fester gesponnen. Auch der Schusterdraht

wurde mit der Spindel gesponnen und dann mit Pech geglättet. Für seine Spitze verwendete man Schweinsborsten, die beim Schlachten gesammelt wurden.
Heute sind die Zeiten, wo für die Bekleidung alles selbst erzeugt und die Kleider auch selbst genäht wurden, längst vorbei. Uns Älteren bleibt nur mehr die Erinnerung an jene wichtige und anstrengende Arbeit unserer fleißigen Mütter und Frauen in Glaserhau, die jedes Jahr vom vielen Spinnen tiefe zum Teil auch blutende Rillen an den Fingerspitzen bekommen hatten.

Waschtag

Heute ist für die Hausfrau ein Waschtag nichts Außergewöhnliches. Die Waschmaschine nimmt ihr die schwere und zeitraubende Arbeit ab. Viel schwerer hatten es dagegen unsere Großmütter und Urgroßmütter. Für sie war ein Waschtag eine anstrengende und mühevolle Arbeit.
Bis nach dem 1. Weltkrieg wurde in Glaserhau die Wäsche noch im Peitschäffel gewaschen. Das Peitschäffel war ein großer, runder Holzbottich von ca. 70 cm Durchmesser und etwa 1 m Höhe. Er stand auf vier ungefähr 40 cm hohen Beinen, meist waren es verlängerte Holzdauben des Bottiches. Dadurch entstand unter dem Peitschäffel ein freier Raum zum Unterstellen von Eimern oder Scheffeln. An einem Seitenende des Bodens war ein Abflußloch, das mit einer runden Stange, die das ganze Peitschäffel überragte, geschlossen wurde. Durch dieses Loch konnte man, je nach Bedarf, die Lauge oder das Wasser in einen daruntergestellten Eimer ablassen.
Das Peitschäffel faßte in der Regel die Bettwäsche von zwei Betten und die Leibwäsche für 6—8 Personen, die durchschnittlich in einem Haushalt lebten.
Gewaschen wurde meistens in der hinteren Hälfte des breiten Hausdurchganges in unmittelbarer Nähe der Rauchküche. Der geöffnete hintere Flurausgang sorgte für Licht und Dampfabzug. Man hatte zu dieser Zeit noch keinen Küchenherd und war deshalb nur auf die offene Herdstelle der Rauchküche als Warmwasserzubereiter für die Wäsche angewiesen und man hätte schon viele Töpfe heißes Wasser gebraucht, bis das Peitschäffel gefüllt gewesen wäre und von einem bis zum anderen Topf hätte sich das Wasser abgekühlt. Da aber die weiße Leinenwäsche im kochendheißen Wasser gewaschen werden mußte, ist es sicher interessant zu erfahren, wie unsere Ur-Urgroßmütter sich zu helfen wußten.
In der Glut des offenen Herdfeuers erhitzten sie mittelgroße, glatte Spezialsteine (3—5 kg) bis zur Weißglut und legten sie nacheinander mit Hilfe einer Schaufel oder Gabel in das mit Wasser gefüllte Peitschäffel. Die heißen Steine brachten das Wasser zum Kochen. Hatte sich der eine Stein abgekühlt, wurde



Frau beim Waschen mit dem „Pleil"

er erneut ins Feuer gelegt und durch einen anderen heißen ersetzt. So konnte die Mutter für längere Zeit die Temperatur des Wassers nach Belieben regeln. Dieses Kochen der Wäsche nannte man „Sächteln".

Da es auch noch keine Waschmittel gab, stellten sie sich eine Lauge aus Buchenholzasche her. Diese Asche wurde mit kochendem Wasser überbrüht. Nach ungefähr einer Stunde wurde der Sud mit Wasser bis auf die richtige Stärke verdünnt und durch ein Leinentuch in das Peitschäffel gegossen. Die Wäsche wurde im Peitschäffel mit einem großen, flachen Holzlöffel, der am unteren Ende breiter und abgerundet war, etwa 10 Minuten lang bewegt.

Auch Seife stellten sich die Leute aus Knochen und verendeten Schweinen selber her. Später, als der Küchenherd die offene Herdstelle und die Rauchküche verdrängte, wurde auch das Peitschäffel vom großen Wäschekochtopf verdrängt bzw. abgelöst.

Der weitere Waschvorgang spielte sich so ab, wie er unserer Generation im nachfolgenden Bericht noch in Erinnerung ist.

Im Laufe des Vortages wurde die Wäsche in einem mit Wasser gefüllten Holzscheffel (Zuber) eingeweicht. Dem Einweichwasser, das Zimmertemperatur hatte, wurde zwecks Enthärtung etwas Soda zugefügt. Nach ungefähr 2—3 Stunden wurde die Wäsche aus dem Einweichwasser herausgenommen, nicht zu trocken ausgewunden und mit Kernseife eingerieben. Die besonders schmutzi-

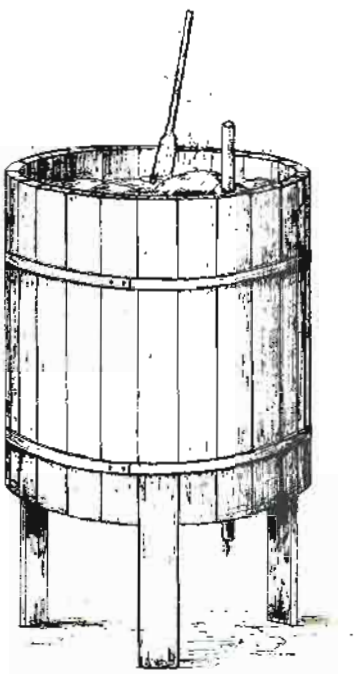
gen Stellen wurden mit einer weichen Bürste, der sogenannten Waschbürste, die man nur für diesen Zweck verwendete, gebürstet. In den freigewordenen Scheffel mit der Einweichlauge legte man anschließend die farbechten Buntwäschestücke, die man nach 2 Stunden auch wieder herausnahm und genauso wie die Weißwäsche mit Kernseife und Bürste bearbeitete. Eingeseift blieb die Wäsche bis zum nächsten Morgen im Zuber liegen. Anschließend wurde die Kochlauge vorbereitet. Für diesen Zweck mußte man reine Buchenholzasche nehmen, die man mit kochendem Wasser überbrühte und wie beim Peitschäffel nach ungefähr einer Stunde den Sud durch ein Leinentuch in den Waschkessel gegossen und mit Wasser bis auf die richtige Stärke/Konzentration verdünnt werden. In diese Lauge legte man am nächsten Morgen die eingeseifte Wäsche, brachte sie zum Kochen und ließ sie ungefähr 10 Minuten unter ständigem Bewegen der Wäsche mit einem großen Holzlöffel langsam weiterkochen. Danach kam der Waschkessel vom Herd. Bevor an der Wäsche weitergearbeitet werden konnte, mußte man die Lauge etwas abkühlen lassen. Diese Zeit nützte die Hausfrau für die Zubereitung des Essens und alle andern unbedingt notwendigen Arbeiten, die erledigt werden mußten. War die Lauge etwas abgekühlt, wurde die Wäsche herausgenommen und wieder in den Holzzuber gelegt. In die etwas ausgekühlte Lauge des Waschkessels wurde die farbechte Buntwäsche locker eingelegt und mit Hilfe des großen Holzlöffels einige Minuten darin gewendet und bewegt.

Der nächste Arbeitsgang wurde ins Freie verlegt. Aber bevor man sich mit der Wäsche auf den Weg machte, wurde besonders im Winter heiße Lauge darüber gegossen. Es wurde entweder am Bach, wo es extra für diesen Zweck geschaffene, tiefe Wasserstellen (Schöpfstelle) gab, oder an einem Wassertrog, der auch als Viehtränke diente, weitergewaschen. Dazu brauchte man eine leichte, etwa 80 x 30 cm-Holzbank und ein Hartholzbrettchen, das etwa 15 cm breit, 30 cm lang und ungefähr 2 cm stark war. Die Ecken waren abgerundet und an einem Ende war das Waschbrettchen, genannt Pleil, mit einem handlichen Griff versehen.

Ein Wäschestück nach dem anderen wurde im Zuber kurz durchgerieben, leicht ausgedrückt, in die passende Größe gefaltet und auf die Holzbank gelegt. Während man mit dem Pleil die Wäsche klopfte, mußte diese mit der linken Hand geschickt im Liegen zusammengedreht werden, und zwar immer nach einer Richtung. Dadurch wurde die Lauge, die den Schmutz der Wäsche aufgenommen hatte, regelrecht herausgeklopft.

War das Wäschestück ziemlich trocken, wand man es zusätzlich noch mit den Händen aus, tauchte es in das saubere Wasser, drehte es wieder auf und schwenkte es gut durch. Tropfnaß kam das Wäschestück wieder auf die Wäschebank und wurde erneut gedreht und mit Pleil geklopft. Dieser Vorgang wurde so oft wie-

derholt, meistens dreimal, bis das Wasser, das aus dem Wäschestück herausgeklopft wurde, klar war.
Bevor die Wäsche zum Trocknen auf die Leine gehängt werden konnte, wurde die Bettwäsche, Tischwäsche, Oberhemden, Schürzen und Kleider noch gestärkt. Bei der Weißwäsche kam noch ein Schuß Waschblau dazu, damit sie nicht vergraute.
Auch das Bügeln der Wäsche war mit einigem Aufwand verbunden. Das Bügeleisen war aus Gußeisen, mit dicker Stahlsohle und einem anschließenden Hohlraum von etwa 12 cm Höhe. In diesen Hohlraum füllte man eine Schicht glühende Kohlen, die man aus dem Herd nahm, und füllte anschließend den restlichen Hohlraum mit abgeloschenen Kohlen auf. Mit einem dicken Eisendeckel und einem sicheren Hakenverschluß wurde das Bügeleisen geschlossen. Auf dem Deckel befand sich ein stabiler Griff mit Holzverkleidung. Der obere Rand des Hohlraumes war gezackt und oberhalb der dicken Sohle waren schmale Luftschlitze. Durch das Hin- und Herschwenken des gefüllten Bügeleisens wurde die abgelöschte Kohle zum Glühen gebracht. So war das Bügeleisen für eine geraume Zeit einsatzbereit.
Die abgelöschte Holzkohle war selbstverständlich auch aus eigener Produktion. Sie wurde immer hergestellt, wenn der große Backofen in Betrieb war. Und zwar mußte für diesen Zweck glühende Buchenholzkohle aus dem Backofen genommen werden, mit Wasser gelöscht und anschließend an der Luft wieder getrocknet werden. Waren nur einige Wäschestücke zu bügeln, stellte man das Bügeleisen einfach auf die heiße Herdplatte.



Peitschäffel

Landwirtschaftliche Saisonarbeit —
der Haupterwerbszweig der Glaserhauer

Glaserhau war ein reines Bauerndorf. Der karge Boden konnte schon lange vor der Jahrhundertwende die stark wachsende Bevölkerung nicht mehr ernähren, und da es seinerzeit in der Heimat weder Industrie noch andere Verdienstmöglichkeiten gab, war der größte Teil der Bevölkerung, vor allem die Jugend, seit etwa 1890 gezwungen, die nächstbeste Arbeit, wenn auch weitab von daheim, anzunehmen. Diese bot sich ihnen als Landarbeiter zunächst auf den großen Gutshöfen der nordungarischen Großgrundbesitzer im Raum Lewa — Komorn und Krusovic, dann ab 1906 auf den herrschaftlichen Gütern in Nieder-Österreich und später auch in Deutschland.
Jedes Jahr zogen mehr als tausend Glaserhauer in geschlossenen Gruppen oder „Partien" mit ihrem Partieführer, dem Harnak*), im Frühjahr auf 6—8 Monate „as Land", d. h. auf Landarbeit, und verdienten dort während des Sommers ihren Lebensunterhalt auch für den Winter.
Diese landwirtschaftliche Saisonarbeit blieb bis zur Aussiedlung aus der Heimat 1945 der wichtigste Unterhaltserwerb der Glaserhauer.
Bis nach dem 1. Weltkrieg 1918 waren die Arbeitsbedingungen für die Landarbeiter unvorstellbar hart. Eine Frau verdiente damals bei einer 14- und mehrstündigen Arbeitszeit ungefähr 40 Heller (Pfennig) und ein Mann 60 Heller am Tag.
Zur Genügsamkeit gezwungen, wurde sogar am Essen gespart, damit im Herbst zu dem kargen Lohn zusätzlich noch ein paar Kilogramm Mehl, Fett, Erbsen, Bohnen und Graupen von den zugeteilten Lebensmitteln (Deputaten) für die Wintermonate daheim hinzukamen. Man begnügte sich daher während des Sommers mit einer einfachen Suppe und Brot, Kartoffeln oder Maisbrei (Polenta). Andere Mehlspeisen, wie Nudeln, Buchteln und Krapfen bildeten eine Ausnahme. Fleisch kam nur an Sonntagen auf den Tisch. Zu den Gütern in Ungarn gehörte meist eine Brennerei, in der eine besondere Kartoffelsorte (mit blauer Schale) zu Schnaps verarbeitet wurde. Die Frauen bekamen täglich 0,1 l und die Männer 0,2 l Schnaps („Prampai") zugeteilt.

*) Das Wort Harnak stammt noch aus der ungarischen Zeit und dürfte wohl aus dem slowakischen Wort „hornak" entstanden sein. Die Ungarn hörten von ihren slowakischen Nachbarn in der Ebene, daß diese ihren Landsmann aus der nördlichen Gebirgsgegend „hornak" nennen, d. h. aus den Bergen kommt, etwa „Gebirgler". Die Ungarn sprechen das geschriebene „a" im Wort wie ein „o" aus, z. B.: Er hat alles gesagt, klingt im Mund der Ungarn etwa so: Er hot olles gesogt. Wer kennt nicht die amüsante Stelle im „Zigeunerbaron": „Jo, dos Schreiben und dos Lesen, wor nie mein Foch gewesen." So könnte aus dem gehörten Wort hornak in der Schreibweise „Harnak" entstanden sein.

Als Unterkünfte dienten Holzbaracken oder alte Steinbauten in der Nähe der Wirtschaftsgebäude. Geschlafen wurde auf sogenannten „Pritschen". Es waren aus Bohlen und Brettern gezimmerte Schlafstätten, welche die beiden Längsseiten der Unterkunft einnahmen. Auf der einen Seite schliefen die Männer und Burschen, auf der anderen (Seite) die Frauen und Mädchen. Nach Geschlechtern getrennte Schlafräume gab es selten.
Jede Person bekam 2 Decken und einen Strohsack, der erst mit Gerstenstroh gefüllt, „gestopft" werden mußte. Kopfkissen, Bettücher und sonstige Bequemlichkeiten mußte sich jeder selbst mitbringen. Der Harnak bewohnte mit seiner Familie ein eigenes Zimmer, das er für seine schriftlichen Arbeiten notwendig brauchte. Er mußte über die geleisteten Akkordarbeiten und sonstigen „Lohnschichten" seiner Leute genau Buch führen, jeden Abend dem Gutsverwalter oder Schaffner Bericht erstatten, von ihm die Anweisungen für den kommenden Tag entgegennehmen und dementsprechend die Arbeiter einsetzen. Der Harnak war um seine Verantwortung nicht zu beneiden. Er mußte für seine Leute günstige Verträge über Entlohnung, Verpflegung und Unterkunft mit dem Arbeitgeber aushandeln und dann als Aufseher bei der Feldarbeit auch für eine gute und zufriedenstellende Arbeitsleistung sorgen. War der Arbeitgeber mit der Arbeit einmal nicht zufrieden, mußte der Harnak den Tadel einstecken.
Erst nach dem neuen Arbeitsgesetz für landwirtschaftliche Arbeiter vom September 1924, welches das alte aus dem Jahre 1889 außer Kraft setzte, wurden die Zustände und Arbeitsbedingungen der Landarbeiter zusehends besser. Der Arbeitslohn, die Deputatszuteilungen und die Arbeitszeit, wenn auch nur für die Pferde- und Ochsenkutscher, wurden gesetzlich geregelt. Eine Frau konnte nun 5—6 Kronen (vergleichbar mit Mark) und ein Mann 6—8 Kronen am Tag verdienen. Auch die Verpflegung wurde besser. Jeder Arbeiter bekam täglich anstatt Schnaps 1 Liter Milch und an manchen Stellen alle 2 Wochen 1 kg Speck zugeteilt. Dieses Gesetz brachte auch für den Harnak bedeutende Erleichterungen. Er bekam jetzt einen fertigen Vertrag in die Hand, in dem alles festgelegt war, was er früher in mühevollen Verhandlungen mit dem Arbeitgeber aushandeln mußte. Auch bestand jetzt die Möglichkeit, Arbeitsverträge für kleinere Gruppen bei einzelnen Bauern zu bekommen.
In Glaserhau gab es etwa 30 Harnaken, auch Partieführer oder Gasda genannt, mit verschieden großen Arbeitsgruppen. Sie bestanden aus 10 bis 100 und mehr Arbeitern. Eine der größten Arbeitsgruppe mit 120 Personen führte der Harnak Matthias Bielesch (Petnapal). Er arbeitete mit seinen Leuten 25 Jahre auf einem Gut in Obersiebenbrunn, das der Vermögensverwaltung des Stefansdoms in Wien gehört. Ein erwähnenswerter Beweis von Arbeitstreue und Vertrauen der Glaserhauer Landarbeiter. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß bis zum Zusammenbruch des 2. Weltkrieges 1945 die Landarbeit im niederösterrei-

chischen Becken, hauptsächlich im Marchfeld, fast ausschließlich in den Händen der Glaserhauer Harnaken und ihrer Leute lag.
Bei jeder größeren Arbeitsgruppe, etwa über 40 Personen, hatte der Harnak einen Stellvertreter, den sogenannten „Nebenharnak".
Von der Größe der Arbeitsgruppe hing auch die Zahl der Köchinnen ab. Durchschnittlich rechnete man für 10 Personen eine Köchin. Die Frau des Harnaks als Hauptköchin stand den anderen Nebenköchinnen vor und trug die Verantwortung für die Verpflegung der Arbeiter, für die Einteilung und Verwaltung der von der Gutsverwaltung zugeteilten Lebensmittel (Deputate). Zu den schwersten Arbeiten der Köchinnen gehörte das Brotbacken. Der Teig mußte mit den Händen geknetet werden. Es gab „Partien", wo täglich 20 bis 30 Laib Brot gebacken wurden. Um 11 Uhr mußte das Mittagessen zubereitet sein. Wochentags wurde es meistens auf dem Felde eingenommen. Ein Fahrer, der „Essensfahrer", brachte es mit einem Ochsen- oder Pferdegespann zu der Arbeitsgruppe. Wenn auf mehreren Plätzen gearbeitet wurde, mußte zu jeder Gruppe eine weitere Köchin mitfahren.
Fast jeder männliche „Erstling" begann als „Wasserträger". Er war in der Regel der jüngste in der Partie. Seine Aufgabe bestand darin, die Arbeiter auf dem Feld mit frischem Trinkwasser zu versorgen, was an heißen Tagen keine leichte Arbeit war. In der Schnitternte war der Durst besonders groß, und da mußte er sich mit der Holzkanne, die er geschickt balancierend auf dem Kopf trug, mächtig beeilen, wenn er mit dem Wasser immer rechtzeitig zur Stelle sein wollte. War er in der Meinung der Leute nicht schnell genug, wurde er am Abend zur Strafe „gehobelt". Es war eine Prozedur, die übrigens jeder „Erstling" in den ersten Wochen seiner Partiezugehörigkeit über sich ergehen lassen mußte. Es war für den Betroffenen ein beschämender Vorgang, wenn er zum Gelächter der anderen an jedem Fuß und an jeder Hand von einem Mann gefaßt und auf dem Tisch oder auf einer Bank hin- und hergezogen wurde und wenn dann sogenannte Grobiane beim „Spänewegraffen" auch noch zuschlugen. Da mußte seine „Wäscherin" (Aufpasserin), der der Erstling schon daheim anvertraut wurde, oft energisch eingreifen, damit ihrem Schützling kein Leid geschah.
An kühlen oder regnerischen Tagen, wenn zwischen dem Wasserholen mehr Zeit blieb, mußte der Wasserträger auch bei der Arbeit mit- und aushelfen, um die Arbeit kennenzulernen, die im nächsten Jahr auf ihn zukommt.
Im Frühjahr während der Feldbestellung gehörte auch das „Krähenhüten" zu seiner Arbeit. Große Scharen von Krähen und Tauben ließen sich auf die angesäten Äcker nieder und pickten die Saatkörner wieder auf. Damit diese Tiere keinen allzugroßen Schaden anrichten konnten, mußte er sie von den Äckern verscheuchen.
Jeder Harnak war bestrebt, fleißige und verläßliche Leute zu bekommen. Er

begann schon in den Wintermonaten mit der Anwerbung. Wenn er in Glaserhau die erforderliche Zahl für seinen Vertrag nicht erreichte, mußte er sich die fehlenden Arbeiter aus den deutschen Nachbargemeinden Drexlerhau, Kuneschhau u.a. oder auch aus den slowakischen Dörfern holen. Schon bei der Anwerbung teilte der Harnak den Männern und Frauen die für sie vorgesehene Arbeit, hauptsächlich in der Getreideernte, mit. Waren sie mit seinem Vorschlag einverstanden, ließ er sich von ihnen Paß und Arbeitsbuch geben.
Ungefähr 4 Wochen vor der Abreise versammelten sich die Arbeiter beim Notar, der ihnen den Vertrag bekanntgab. Nach einer ärztlichen Untersuchung, der sich alle unterziehen mußten, wurde der Vertrag unterschrieben, „klausiert". Der Harnak organisierte die Reise. Auf Leiterwagen wurden die „Landkoffer" und das andere Gepäck zum nächsten Bahnhof gefahren.
In geschlossenen Güterwagen reisten die Gruppen in die Arbeit ab.
Ob aus Freude oder um den Abschiedsschmerz zu vergessen, wurde ein Lied nach dem anderen gesungen.

Lied

Schatz, mein Schatz, jetzt muß
ich wandern,
schaue dich um keinen andern,
schaue dich um kein andern um,
mein schönster Schatz, bis ich
wieder kumm.

So lebe wohl, du Liebe mein,
es kann ja gar nicht anders sein,
geboren bin ich für dich.
so lebe wohl und weine nicht.

Verflossen ist die schönste Zeit,
wo unsere Liebe uns hat erfreut,
sie ist dahin in schnellem Lauf,
ich bitt dich, denk nicht darauf.

Und willst du mich noch einmal sehen,
mußt du auf hohen Bergen stehen,
schaust du hinab ins tiefe Tal,
siehst du dein Schatz zum letzten Mal!

Von den Partien, die auf großen Gütern arbeiteten, mußte schon im März eine bestimmte Zahl von Männern, Burschen und Frauen zur Feldbestellung anreisen. Der restliche Teil der Partie sowie die kleineren Arbeitsgruppen, die bei den Bauern arbeiteten, folgten einige Wochen später, wenn die Bearbeitung der Zuckerrübenfelder anstand.
Zu Hause blieben nur die alten Leute mit den Kindern und die etwa 300 Bauernfamilien mit ihren Angehörigen, die in der eigenen Landwirtschaft benötigt wurden.
Nach dem Eintreffen am Arbeitsplatz wurde die Unterkunft eingerichtet, die Strohsäcke „gestopft", Tisch und Bänke, wenn noch nicht vorhanden, gezimmert und aufgestellt. Die Köchinnen überprüften den Zustand des Backofens,

der Küchenherde, und nachdem die Arbeitsgeräte bei der Gutsverwaltung „gefaßt" worden waren, begann der harte Alltag. Die Arbeitszeit dauerte den ganzen Sommer über von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.
Mit dem Rübenhacken und -vereinzeln nahm die Saisonarbeit ihren Anfang. Diese Arbeiten wurden im Akkord geleistet. Für 1 ha Rübenhacken gab es 80 Kronen und für 1 ha Rübenvereinzeln (auch Rübenjäten genannt) 100 Kronen. Man rechnete, daß 4 Personen an einem Tag 1 ha Rüben vereinzeln konnten. Das Rübenvereinzeln oder „Burgalajätn" gehörte mit zu den schwersten und gefürchtetsten Arbeiten der Saison. Diese Arbeit wurde mit einem besonders kurzstieligen (30 cm) Hackgerät, dem „Jätkrozl", ausgeführt. Die sehr gebückte Haltung bei der Arbeit verursachte in den ersten Tagen große Kreuzschmerzen. Um sie zu mildern, arbeitete man auf den Knien rutschend weiter. Gegen 8 Uhr trat eine kurze Frühstückspause ein. Ein paar Frauen oder Mädchen, jede Woche ein paar andere, brachten morgens in Tüchern genügend Brot mit und jeder trank seine in Flaschen oder Kännchen mitgebrachte Milch zum Brot. Wer nichts zum Brot hatte, dem schmeckte es auch trocken.
Nach einer kurzen Pause ging es wieder an die Arbeit. Wenn der Essenfahrer mit dem Mittagessen angekommen war, zog der Harnak mit seinem Gehstock oder Spazierstock quer übers Feld einen „Mittagsstreifen". Wer diese Linie erreicht hatte, für den begann die Mittagspause. Den „Zurückgebliebenen" wurde schnell geholfen, so daß alle gleichzeitig aus den bereitgestellten Schüsseln das Mittagessen einnehmen konnten. Das Essen war, im Gegensatz zu früher, abwechslungsreicher und besser. Es gab am Dienstag, Donnerstag und Samstag einen kräftigen Eintopf oder Gulasch, Montag, Mittwoch und Freitag Mehlspeisen, abwechselnd Mohn- oder Käsnudeln, Gramatiermarsch (Kartoffelbrei mit Fleckchen aus Nudelteig) und Poganzeln (gebackene Teigwürfel), die mit einer „Gieß" (Tunke) aus Wasser, Zucker und gemahlenem Mohn oder mit Milch- gebräunter Butter und Quark übergossen wurden. 8 bis 10 Personen saßen oder lagen um eine Schüssel und langten kräftig zu. Je größer der Löffel war, um so schneller wurde man satt. Nach einer einstündigen Mittagspause hieß es wieder: „Hore (auf), an die Arbeit!" Um 5 Uhr nachmittags wurde noch einmal eine kurze Essenspause „Olawrand" eingelegt und anschließend bis zum Einbruch der Dunkelheit weitergearbeitet. Kreuzlahm und übermüdet zog die Gruppe zur Unterkunft. Nach einer schnellen Wäsche am Hofbrunnen oder in der Waschküche folgte die Milchausgabe als Frühstück für den nächsten Tag und das Abendessen, das aus einer Suppe und Brot bestand. Erschöpft suchten alle ihre Schlafstellen auf und schliefen auf den harten Strohsäcken recht gut und bequem.
Nur allzubald ertönte am nächsten Morgen das laute „Aufstehen" des Harnaks, der zur Unterstützung seines Weckrufes auch noch mit seinem Stock auf die

Landwirtschaftliche Saisonarbeiter bei der Schnitternte in Österreich

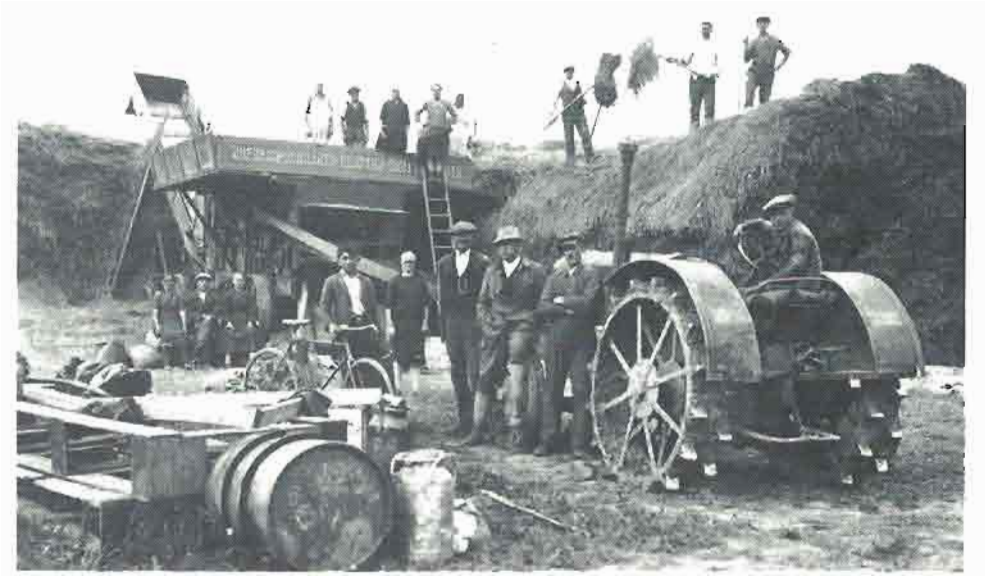
Holztüre der Unterkunft klopfte. Schlaftrunken krochen alle aus den Decken und eilten zum Brunnentrog, und mit der Morgenwäsche begann wieder ein neuer harter Arbeitstag. So glich ein Tag dem anderen den ganzen Sommer hindurch.

Nach dem Vereinzeln mußten die Rüben noch einmal gehackt („umhackt") werden.

Wenn nach der Heu- und Klee-Ernte noch Zeit blieb, ging es noch einmal in die Rübenfelder, um die wuchernden und hochgewachsenen Unkräuter zwischen den Rüben herauszuziehen. Diese Arbeit wurde im Taglohn verrechnet und war eine willkommene Verschnaufpause bis zur nächsten Akkordarbeit, der Getreideernte. Bis in die 30er Jahre hinein wurden die riesigen Getreidefelder oder „Towln" noch mit der Sense gemäht. Die Reihenfolge führte der Vormäher, ein kräftiger, guter Mäher, an. Er trat als erster mit seiner Schnitterin an und bestimmte das Arbeitstempo. Diesem Paar folgte früher ein Seilmacher, der aus Roggenhalmen Strohseile band und diese in bestimmten Abständen auf die Erde legte. Die erste Schnitterin, oder „Wegrafferin", nahm das angemähte Getreide mit Hilfe einer Sichel auf und legte zwei armvolle Büschel auf das ausgelegte Seil. Dann folgte der zweite Mäher mit seiner Schnitterin, die ebenfalls die gemähten Getreidehalme in Büscheln auf die bereits begonnene Garbe legte. Hinter diesen beiden Schnittpaaren kam der Binder, der die beiden Seilenden aufnahm, die Garbe mit den Knien zusammendrückte und zuband. In dieser Reihenfolge traten nun die übrigen Mäher mit ihren Schnitterinnen, Seilmachern und Bindern an.

Landwirtschaftliche Saisonarbeiter beim Dreschen

Später wurden die Strohseile durch starke Hanfschnüre ersetzt. Jetzt trugen die Schnitterinnen einen Bund Bindeschnüre, die an einem Ende mit einem Holzknebel versehen waren, mit sich und legten selbst die Schnüre aus, mit denen die Garben gebunden wurden.
Die Reihe der arbeitenden Schnitter erstreckte sich oft über mehrere hundert Meter. Diese langen Reihen erwiesen sich auch beim Einnehmen der Mahlzeiten als umständlich, denn das abgelegte Gepäck, die Kleider und der Proviant mußten von weither zum Essensplatz geholt oder nachgetragen werden. Große Partien wurden daher während der Schnitternte oft geteilt und der Nebenharnak arbeitete dann mit einer Gruppe auf einem anderen Getreidefeld.
Während die Männer in der Mittagspause mit dem Dengeln der Sensen beschäftigt waren, trugen die Frauen die Garben zu Mandeln oder Kreuzlagen zusammen. Gegen 20 Uhr hörte man mit dem Mähen und Binden auf und alle beteiligten sich am Zusammentragen der Garben.
Wenn die Mäharbeiten abgeschlossen waren, begann die Drescharbeit, der „Drusch". Sie wurde im Taglohn ausgeführt, denn jetzt bestimmte die Dreschmaschine das Arbeitstempo. Die Arbeit war deshalb nicht leichter, sondern nur anders aufgeteilt. Einige waren mit dem Heranfahren der Getreidegarben beschäftigt, andere bedienten den „Speiser" an der Dreschmaschine und der Rest



Landwirtschaftliche Saisonarbeiter beim Dreschen in Leopoldsdorf/N.Ö.

arbeitete neben und hinter der Maschine. Das Stroh wurde zu scheunenähnlichen Haufen „Tresten" aufgeschichtet.
Der beim Dreschen entstandene Staub legte sich auch auf die Arbeiter, die am Abend schwarz und kaum zu erkennen waren. Nur die Zähne leuchteten beim Sprechen noch weiß hervor.
Auf dem Gut Eichhof bei Schwechat arbeitete eine Partie mit 60 Leuten. An einem Tag wurden bis zu 30 Tonnen Getreide gedroschen. Die schwerste Arbeit hatten dabei die Männer, die sogenannten „Sackträger", zu leisten. Das gedroschene Getreide wurde in Säcken zu je 65 kg gefüllt. Diese Säcke wurden von den Männern auf die bereitstehenden Wagen geladen und im Gutshof über Treppen auf den „Schüttboden" getragen und dort ausgeschüttet. Ein Mann mußte auf diese Weise am Tage mehrere hundert Säcke „schleppen". Gesundheitliche Schäden an der Wirbelsäule, wie Bandscheibenschäden, stellten sich oft als Folge dieser schweren Arbeit ein.
Waren auch die Drescharbeiten beendet, wurde zum Erntefest gerüstet. Auf dem Gutshof wurde, wenn kein größerer Raum zur Verfügung stand, ein Zelt aufgestellt. Die Frauen hatten aus Ähren und Feldblumen einen Kranz in Form einer Krone geflochten. Mit diesem Kranz zog die Gruppe vor das Herrschafts- oder Verwaltungsgebäude und von hier mit dem Gutsbesitzer oder seinem Ver-

walter in das Zelt. Die Herrschaftsverwaltung hatte hier Freibier (oder Wein) und Essen bereitgestellt, und jeder konnte nach Herzenslust zulangen. Musikanten spielten zum Tanz auf. Das Erntefest dauerte von Samstag bis Sonntag. Es war nicht die einzige fröhliche Unterhaltung im Landjahr.
Jeder Harnak war bemüht, schon bei der Anheuerung daheim ein oder zwei Musikanten, die Geige oder Schifferklavier spielen konnten, zu bekommen. Oft genügte schon ein Mundharmonikaspieler, der bei Anlässen, wie Namenstag, Geburtstag oder an Samstagabenden zum Tanz aufspielte. Wenn in der Unterkunft der Platz nicht ausreichte, wurde auch in der Küche oder im Waschraum getanzt.
Der freie Sonntag wurde immer hoch geschätzt. Zum Frühstück gab es zur Milch Krapfen, Buchteln oder ein Stück Kuchen vom Hefezopf (= „Striezl"). Aber ein ausgesprochener Ruhetag war er nicht. Besonders die Frauen hatten beide Hände voll zu tun. Sie wuschen auch die Wäsche der Männer mit. Die Männer dengelten ihre Sensen und die Sicheln ihrer Schnitterinnen. Waren diese Arbeiten getan, wurde im Ort oder in der Nachbargemeinde der Gottesdienst besucht. Zum Mittagessen gab es eine Nudelsuppe mit Fleisch. Wenn nicht der Harnak oder Nebenharnak das Teilen des Fleisches vornahm, wurden ältere Männer dazu bestimmt, die oft mit Hilfe einer Waage die Portionen gerecht verteilten. Die Suppe wurde auch in der Unterkunft aus großen Schüsseln gegessen. An den Tropfstreifen auf dem Tisch, die strahlenförmig von der Schüssel ausgingen, konnte man die Zahl der Schüsselgenossen abzählen. Die Mädchen halfen beim Abräumen und Geschirrspülen. Am Nachmittag wurde die getrocknete Wäsche ausgebessert und zurechtgelegt.
Die älteren Leute zogen ein Schläfchen vor. Die jungen Burschen schwangen sich aufs Fahrrad und besuchten Freunde und Bekannte in den Nachbarorten. Besucher wurden immer gerne gesehen. Sie brachten Neuigkeiten und Grüße mit und wurden von den Köchinnen immer gut bewirtet. Das Abendessen mußte sich am Sonntag jeder selbst besorgen, denn die Köchinnen wollten auch einen freien Nachmittag haben.
Wenn der Wind über die Stoppelfelder blies, war die meiste Arbeit getan. Es folgte die Kartoffelernte. Ein Roder ackerte die Kartoffeln aus. Die Frauen und Mädchen sammelten sie in Körbe und füllten damit die Säcke. Die Männer waren mit dem Aufladen, dem Abtransport und dem Abladen der Kartoffeln beschäftigt. Diese kamen zum Teil in die Keller, zum Teil in Mieten.
Die letzte schwere Saisonarbeit war die Zuckerrübenernte. Diese Arbeit erfolgte wieder im Akkord. Für 1 ha Rübengraben gab es 120 Kronen. Auf dem Felde wurden die Arbeiter in kleine Gruppen zu 3 Männern und 2 Frauen eingeteilt. Jeder Mann übernahm 2 Reihen Rüben. Der Anführer der Gruppe trat als erster an und stach mit einer kurzen zweizinkigen Rodegabel die Rüben aus und

Landwirtschaftliche Saisonarbeiter beim Dreschen in Pottendorf/N.Ö

Landwirtschaftliche Saisonarbeiter beim Dreschen in Pottendorf/N.Ö

warf sie auf einen Haufen. Ihm folgten die beiden anderen Männer, der eine übernahm ebenfalls 2 Reihen links von ihm, der andere 2 Reihen rechts von ihm. Beide warfen die ausgestochenen Rüben auch auf den begonnenen Haufen. Die 2 Frauen faßten die Rüben am Wurzelende und hackten (schlugen) mit der Sichel oder dem Rübenmesser das grüne Kopfende mit den Blättern ab und warfen die bloßen Rüben zu einem noch größeren Haufen zusammen. Von dort wurden sie auf die Kastenwägen verladen, zum nächsten Bahnhof gebracht und waggonweise der Industrie oder den Zuckerfabriken zugeleitet. Die Rübenernte zog sich oft bis in den späten Herbst hinein. Regen, Kälte und Schneematsch erschwerten die Arbeit sehr. Doch die Freude auf die baldige Heimkehr ließ den Schmerz der klammen und rissigen Hände ertragen. Denn alle wollten am „Letzten Sonntag" des Kirchenjahres daheim sein, um an der ersten gemeinsamen Tanzveranstaltung der Dorfjugend teilnehmen zu können.
Nach dem Abschluß der Rübenernte kam der große Zahltag. Ein Mann hatte in den 6—8 Monaten 2000 bis 2500 Kronen und eine Frau 1700 bis 2000 Kronen verdient. Oft kamen zum Lohn noch ein paar Kilogramm ersparte Lebensmittel dazu. Von den Abfällen der Küche wurden 2—3 Schweine gefüttert, die vor der Abreise geschlachtet wurden. Mancherorts stand dem Harnak laut Arbeitsvertrag ein Schwein, manchmal auch 2 Schweine zu. Das Fleisch und die Wurst von den anderen wurden an die Landarbeiter verteilt. In den letzten Tagen trachteten viele, sich bei den Metzgern in den Nachbargemeinden eine Schüssel ausgelassenes Rinderfett „Rindinzl" zu besorgen, das sehr billig war und im Winter daheim zum Kochen verwendet wurde. Auch war es Brauch, daß vor der Abreise noch ein- oder zweimal Brot gebacken und verteilt wurde. Die Daheimgebliebenen freuten sich auf das mitgebrachte, besonders schmackhafte „Landbrot".
Die Heimreise erfolgte früher in geschlossenen Güterwagen. In letzter Zeit wurde nur noch das Gepäck in Waggons verladen und die Leute fuhren mit dem Personenzug nach Hause.
Im Jahre 1929 drohte eine Katastrophe hereinzubrechen, die aber im letzten Moment noch abgewendet werden konnte. Das Arbeitsamt in Martin wollte den Partieführern keine Pässe ausfolgen, obwohl sie die Arbeitsbewilligung für Österreich und Deutschland hatten. Es bestand nämlich die Möglichkeit, junge Mädchen bei tschechischen Bauern in Mähren fürs ganze Jahr unterzubringen. Dafür waren aber die Mädchen nicht zu haben. Der Verdienst war ihnen zu gering, und sie wollten im Herbst nach Hause fahren und den Winter über daheim sein.
Die Männer sollten beim Bahn- und Tunnelbau auf der Strecke Oberstuben — Glaserhau — Krickerhau die gegebenen Arbeitsmöglichkeiten nutzen. Auch die Männer lehnten diese Arbeit ab, weil sie nur 2 Jahre gedauert und in keinem

Landwirtschaftliche Saisonarbeiter bei der Kartoffelernte

Verhältnis zu dem bisherigen Arbeitslohn gestanden hätte. Kurz gesagt, es war eben nicht ihre spezielle Landarbeit.

Daheimgebliebene Männer, auch Bauern, gingen zur Erntezeit in den „Schniet" ins Turz- und Neutratal, wo die Ernte einige Wochen früher begann. Das Getreide wurde damals noch mit der Sense gemäht. Als Entlohnung gab es 10 % des geernteten Getreides. Ein Mann konnte nach 3—4 Wochen Ernteeinsatz bis zu 400 kg Getreide verdienen und war bis zum Beginn der Ernte in Glaserhau wieder daheim.

In den Jahren vor dem 2. Weltkrieg und während des Krieges gingen einige landwirtschaftliche Arbeitsgruppen, hauptsächlich weibliche Personen, auch ins Sudetenland und nach Deutschland auf Landarbeit, wie ein Erlebnisbericht von Helene Daubner zeigt.

Mit zunehmender Mechanisierung der landwirtschaftlichen Betriebe in den 30er Jahren ging überall die Zahl der benötigten Arbeiter, vor allem der Männer, zurück. Die Männer verstanden es, sich rechtzeitig auf Fabrikarbeit umzustellen und fanden in den Leuna- und Bunawerken bei Magdeburg und in den Hermann-Göring-Werken in Linz neue Arbeitsplätze.

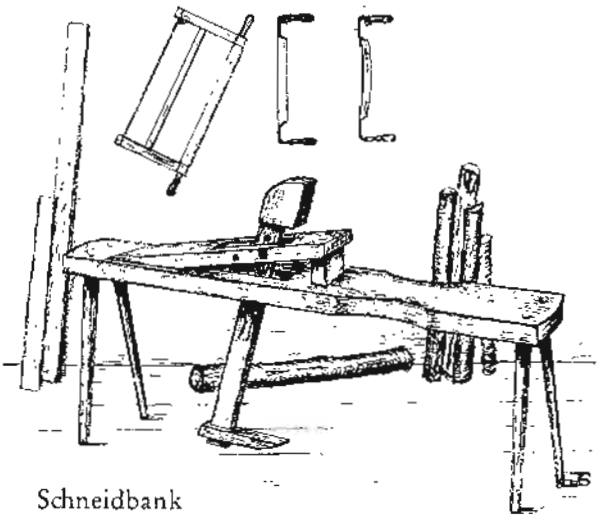
Nach der Besetzung des Sudetenlandes hatte der tschechoslowakische Rest-Staat und ab 1939 auch die selbständige „Slowakische Republik" die Währung gegenüber der Deutschen Reichsmark auf den Stand 1:10 abgewertet. Bei der Überweisung der Löhne an die Raiffeisenkasse in Glaserhau erhielten die Arbeiter für 1 Reichsmark 10 Kronen auf ihrem Konto daheim gutgeschrieben. Obwohl

der Überweisungsbetrag begrenzt war, verhalf das Bürgermeisteramt in Glaserhau durch Dringlichkeitsbescheinigungen, z. B. für Hausbau oder Feldkauf, jedem Arbeiter dazu, den vollen Lohn nach Hause überweisen zu können. Dieser günstige Umrechnungskurs trug zu einem merkbaren Wohlstand bei, der sich vor allem auch in der regen Bautätigkeit in der Gemeinde zeigte. Die Zahl der Wohnhäuser stieg in den Jahren von 1938 bis 1945 von 433 auf 515 an.

Andere Nebenverdienstmöglichkeiten

In den Wintermonaten versuchten die Glaserhauer Bauern und Häusler, ihren Fähigkeiten entsprechend, auf verschiedene Weise Geld zu verdienen. Die Werkstatt war meist die große warme Wohnstube.

Die Korb- oder „Kräkstlmacher" suchten im Herbst die Haselnußsträucher nach gerade gewachsenen Stangen ab und trugen sie bündelweise nach Hause. Nach dem Brotbacken wurden die Stangen in den heißen Ofen gelegt (g'beet). Die heißen Stangen ließen sich leicht biegen und in dünne, gleichmäßige Späne aufschlitzen. Auf einer besonders gefertigten, ca. 2 m langen Schneidbank mit Einspannvorrichtung und Fußbetätigung, wurden die Späne mit einem langen Schnittmesser, das eine einseitige Schneide und an beiden Enden einen Handgriff hatte, auf beiden Seiten glatt geschnitten. Für große Kräkstl nahm man die breiten Späne und für die kleineren Kräkstl die schmäleren. Vor dem Flechten wurden die Späne ins Wasser gelegt, um ihre Biegsamkeit zu erhöhen.
Größe und Breite des Kräkstls wurde mit einer gebogenen Stange bestimmt. Die gebogene Stelle diente als Griff (Henkel), die beiden Enden der Stange als Stütz- und Standbeine. Die Enden wurden mit Weidenruten verbunden. Zuerst wurde der quadratische Boden geflochten. Die senkrecht stehenden Späne wurden mit den querliegenden Spänen abwechselnd einmal links und dann rechts umflochten. Um eine größere Festigkeit zu erreichen, wurden die quergezogenen Späne mit einem Hammer eng auf die unteren geklopft. War die gewünschte Höhe des Kräkstls erreicht, wurde mit den Enden der senkrechten Späne ein runder Holzreifen umsäumt und die Arbeit am Kräkstl abgeschlossen.
Die Herstellung des Kräkstls erforderte schon eine besondere Geschicklichkeit. Die Kräkstl waren ein begehrtes Haushaltsgerät. Sie wurden in verschiedenen Größen hergestellt. Die großen fanden beim Futterholen (Häcksel, Heu, Rüben) für das Vieh, die kleinen beim Kartoffelgraben und Essentragen Verwendung. Sie wurden nicht nur für den eigenen Hausgebrauch hergestellt, sondern auch auf dem Wochenmarkt in Kremnitz zum Verkauf angeboten.
Eine besondere Art der geflochtenen Körbe waren die flachen, eiförmigen „Wel-



Schneidbank

Kräkstl

woos". Auch ihre Herstellung setzte ein besonderes Können voraus. Andere Körbe, wie Bruthennen-Körbe, wurden aus Weidenruten geflochten.

Als Freizeitbeschäftigung galt im Winter auch *das Schindelmachen.* Es war für viele ältere Männer eine einträgliche Nebenbeschäftigung. Mit Schindeln wurden nämlich früher die Häuser gedeckt. Zur Herstellung verwendeten die Schindelmacher trockenes, astfreies Fichten- und Tannenholz, das sich gut spalten ließ. Die glatten Baumstämme wurden in 50 cm lange Rollen aufgeschnitten. Diese Rollen, oder Klötzel, wurden der Länge nach durch den Kern so gespalten, daß die 10—12 cm breiten Schindeln auf der äußeren Rindenseite 2 cm dicker und nach innen zum Kern des Stammes schwertförmig, dünner waren. Diese rohen Schindelbrettchen wurden unter der Traufe an der Hauswand aufgeschichtet, getrocknet und im Winter auf der Schneidbank mit dem scharfen Schnittmesser oder Zugmesser auf beiden Seiten glatt abgezogen. Auf der äußeren dickeren Randseite wurde mit einem Nutmesser eine etwa 1 cm tiefe Längsrille eingeschnitten, in die die nächste Schindel mit der Schmalseite paßte. Die fertigen Schindeln wurden in Bündeln zu 50 oder 100 Stück verschnürt und an die Händler und Baugeschäfte verkauft; meistens an den jüdischen Händler Windholz für Schnaps. Jedes Haus hatte stets einige hundert Schindeln vorrätig.

Bevor sie auf das Dach genagelt wurden, mußten sie trocken sein, damit sie gut ineinander geschoben werden konnten.
Nach dem 1. Weltkrieg hörte das Schindelmachen auf, weil sich die Bauweise so geändert hat, daß die Wohn- und Nebengebäude nicht mehr aus Holz, sondern aus Ziegelsteinen gebaut und mit Dachziegeln „Schkribln" oder Eternit gedeckt wurden.
Andere Männer stellten *Holzkannen, Schäffel, Bottiche (Kufen) und Butterfässer* her. Für die Dauben wählte man ebenfalls astfreies Holz, das sich gut spalten ließ. Die Dauben wurden wie die Schindeln auf der Schneidbank mit dem Zugmesser bearbeitet. Die fertigen Gefäße wurden mit zwei Blechreifen umspannt. Einige Bauern, aber auch Häusler, verdienten sich nebenbei ein Geld mit dem Binden von Reisigbesen, dem Schnitzen von Tellern, Löffeln, „Kealn" (= hölzerne Brotformen) und Quirlen. Vor dem 1. Weltkrieg haben die Leute, auch der Herr Pfarrer, noch mit Holzlöffeln gegessen. Die Frauen verkauften die geschnitzten Gegenstände auf den Märkten in Kremnitz, Bad Stuben oder Priwitz. Ein Löffel kostete 2 Kreuzer, 1 Holzteller 3 Kreuzer. Für den Erlös wurde in der Stadt gleich eingekauft, denn bis 1890 gab es in Glaserhau kein Warengeschäft. Man war gezwungen, vieles selbst zu machen und man konnte es auch, denn die ganze Einrichtung des Lebens war einfacher. Das galt besonders für den Bauernstand. Der Bauer stellte seine Geräte für die Landwirtschaft und den Haushalt selber her und besorgte auch deren Ausbesserungen. Er schnitzte, hobelte, bohrte und fertigte Stiele für Spaten, Schaufeln, Hacken, Rechen, Leitern, Pflugschleifen und Pflugräder, Eggen, Dreschflegel, Flachsbrechen, Holzjoche, Deichseln, kleine Wagen, die allerdings der Schmied mit den Eisenteilen beschlagen mußte.

Matzesbacken

Ein Nebenverdienst für Frauen und Mädchen war das „Matzesbacken". Matze ist ein hebräisches Wort für das Ostergebäck der jüdischen Bevölkerung.
Dieses ungesäuerte Gebäck wurde in eigenen Bäckereien und Öfen mit besonderen Maschinen hergestellt. Mit dem Backen wurde schon mehrere Wochen vor Ostern begonnen. Viele Frauen und Mädchen fuhren daher in der Fastenzeit in die größeren Städte, vor dem 1. Weltkrieg bis nach Budapest und später nach Neutra, Neuhäusel und Trentschin. Der Matzesteig wurde nur aus Weizenmehl und Wasser und ohne weitere Zutaten angerührt, in großen Knetmaschinen vorbereitet und dann im Ofen durch heiße, mit Noppen (kleine Erhebungen) versehene Walzen gepreßt. Die Matze war ein dünnes, oblatenähnliches, knuspriges Gebäck, das, ähnlich wie das Knäckebrot verpackt, nur aus längeren und

breiteren Platten bestand. Die tägliche Arbeitszeit dauerte 12 Stunden und mehr. Mit dem verdienten Geld wurden gleich Einkäufe für die Aussteuer der Töchter getätigt.

Handel, Gewerbe und Handwerk

Über den Handel und das Gewerbe in Glaserhau ist nur wenig zu berichten.
Im Dorf herrschte früher eine Art von Haushalt, wo fast kein Geld ausgegeben zu werden brauchte. Alles, was die Dorfbevölkerung zum Leben brauchte, wurde auf dem Bauernhof und durch eigene Arbeit erzeugt. Jeder Bauer und Häusler war sein eigener Bäcker, Metzger, Zimmermann, Maurer und Dachdecker.
Die wenigen Waren, die man sonst noch brauchte, wurden meist in der Stadt Kremnitz eingekauft oder von Hausierern und Botenfrauen ins Dorf gebracht. Außer Salz, Zucker, Petroleum und Zündhölzer war nur wenig Bedarf vorhanden. Erst mit dem Anwachsen der Bevölkerung und mit den fortschreitenden Ansprüchen an das tägliche Leben lohnte es sich, auch in Glaserhau Geschäfte zu errichten.
Nach der Abschaffung der Frondienste 1848 mußte die Stadt Kremnitz ihre Felder in Glaserhau für Geld bearbeiten lassen. Das kam der Stadt auf die Dauer zu teuer und so verpachtete sie 1890 den Krätschen (das Erbrichterhaus) samt Wirtschaftsgebäuden und Feldern dem jüdischen Einwohner von Oberstuben, Philipp Wiltscheck. Wiltscheck errichtete im Krätschen das erste Gasthaus und Lebensmittelgeschäft in Glaserhau. Viele Jahre fanden hier sämtliche dörflichen Veranstaltungen statt.
Um 1900 ließ sich Jakob Windholz mit seinem Sohn Arnold in Glaserhau nieder. Er kaufte vom „Pepi" (Lichtner) an der Dorfstraße gegenüber dem alten Gemeindehaus ein Grundstück, baute sich darauf ein Haus und eröffnete eine Gastwirtschaft, ein Lebensmittelgeschäft und eine Fleischbank. Wegen seiner, wahrscheinlich rücksichtslosen Geschäftspraktiken, nannten ihn die Glaserhauer „s Bölwl" (kleiner Wolf).
Philipp Wiltscheck ließ 1905 den Pachtvertrag auslaufen und zog zu seinem Bruder nach Bad Stuben. Sein Sohn hatte sich vorher beim „Temala" ein Grundstück gekauft, darauf ein Holzhaus erstellt und ebenfalls ein Wirtshaus mit Lebensmittelgeschäft eingerichtet. Den freigewordenen Krätschen pachtete Arnold Windholz. Nachdem sein Vater schon ein Wirtshaus und Geschäft hatte, wandte er sich mehr dem Viehhandel und der Schafzucht zu. Die Gebäude wurden als Viehställe verwendet und auf den Feldern unterhielt er ein paar Jahre eine Schäferei (Salasch).
1904 verpachtete die Gemeinde das Gemeindehaus (deutschen Haus) dem jüdi-

schen Geschäftsmann Leopold Tiroler, der in diesem Haus einige Jahre ein Wirtshaus, Geschäft und eine Fleischbank betrieb. Später übernahm er mit seinem Bruder Bela das Wiltscheck'sche Anwesen beim „Temala".
1905 kam Kaufmann Ignaz Sonnenschein, genannt das „Mojschala" oder „Praschl", nach Glaserhau, kaufte sich beim Penabognala einen Bauplatz und begann in einem kleinen Holzhaus mit Lebensmitteln zu handeln. Einige Jahre später übergab er das Geschäft seinem Schwiegersohn Moritz Deutelbaum, der sich daneben ein großes Geschäftshaus baute.
Bis die Glaserhauer merkten, daß man auch im Handel Geld verdienen kann, war alles bereits fest in jüdischen Händen.
Die erste Glaserhauer Händlerin war Frau Kasper (Schestak Baibl). Sie handelte mit Geflügel, Eiern, Butter und Käse auf dem Markt in Kremnitz, kaufte für die Bauern u. a. auch junge Schweine ein und brachte sie im Kräkstl auf dem Rücken von Kremnitz nach Glaserhau (13 km). Ihr Mann, der „Speckjakl", versorgte indes daheim den Haushalt.
Nun trauten sich auch Glaserhauer Männer, Gaststätten und Gemischtwarenhandlungen zu eröffnen. 1910 wurde die Konsumgenossenschaft gegründet. In den 20er Jahren eröffnete Herr Wollny gegenüber dem Deutelbaum ein Lebensmittelgeschäft und eine Gaststätte. Er gab nach einigen Jahren den Handel mit Lebensmitteln auf und besaß bis zur Vertreibung einen Gastwirtschaftsbetrieb mit Kegelbahn. 1925 übernahm Josef Bielesch den Konsum und führte später im eigenen Haus die Gaststätte und Lebensmittelhandlung weiter. Dieser Geschäftsbetrieb wurde in den 30er Jahren durch seinen Stiefsohn Josef Hanko mit einer Likörherstellung bedeutend erweitert. Im Unterort betrieb Herr Paldauf eine Gastwirtschaft und ein Lebensmittelgeschäft. Im Krätschen richtete sich später Josef Stric jun. eine Gemischtwarenhandlung ein. Eine kleine Gaststätte hatte die Familie Lichtner „Katschenhäusl" im Unterort. Eine ähnliche Gaststätte soll es im Oberort im Hause Schwarz-Maschka gegeben haben.
Einen Tabakhandel betrieb Johann Pittner.
Mitte der 30er Jahre trat die *Raiffeisenbank* als Geschäftsunternehmen auf. Sie übernahm das Windholz'sche Anwesen mit allen Lizenzrechten, unterhielt neben ihrem landwirtschaftlichen Warenhandel noch 3 Lebensmittelgeschäfte und ein Bekleidungs- bzw. Textilgeschäft.

Als Handwerker waren in Glaserhau tätig:

Schmied:	Johann Jantschik Raaz 326, Ladislaus Mayer 78
Tischler:	Johann Tienes 3, Johann Hazaj 328, August Wagner Wolkn 377, Ludwig Schwarz Druschba 416, Ludwig Agrikola 323
Stellmacher:	Elias Schwarz Schlowek 313, Josef Antoni Lehnhonis 368

Zimmerer:	Johann Tienes 3, Josef Tienes 331, Elias Schuler (Rusko) 374, August Wagner, Wolkn 377
Schuster:	Johann Drexler, Paanl 9, Josef Großmann, Kromasefl 25, Martin Medwed 476, August Weiss, Susala 246, Josef Stanzel 431, Josef Kabas, Talani 280
Schneider:	August Antoni, Baro 494, Johann Pittner, Schimala, Josef Daubner, Tschusch 235
Maurer:	August Daubner, Toto 409, Ignaz Latzko, Strempala 402, beide hatten eine Arbeitskolonne

Von zwei Mühlen gehörten die obere der Familie Ferdinand Turzer und die untere der Familie Adolf Agrikola. Früher gehörte zur oberen Mühle auch ein Sägewerk.
1922 gründeten Arnold Windholz, Johann Daubner und Josef Latzko ein Sägewerk. Ein Kubikmeter Holz schneiden zu lassen, kostete 18,— Kr. 1932 wurde das verschuldete Unternehmen an Herrn Daubner aus Priewitz verkauft, der es als Familienbetrieb weiterführte.
Ende der 20er Jahre ließ sich Anton Lichtner (Tontsch) als Metzger nieder. Vorher kauften die Leute, die nichts zu schlachten hatten, ihr Fleisch in der Fleischbank (im „G'bälb" = kühler, gewölbter Raum) bei den Fleischbankhändlern.
Obwohl Glaserhau mit rund 4000 Einwohnern ein großes Dorf war, hatte sich noch kein Tierarzt, kein praktischer Arzt und auch kein Zahnarzt niedergelassen. Für Zähneziehen (ohne Betäubung) hatte sich eine Frau spezialisiert. Früher müssen sich wohl auch Männer darin versucht haben, denn es gab ein Haus „zum Zähreißer", Haus-Nr. 345.
In Glaserhau gab es rund 330 Bauernfamilien und ebensoviele Arbeiterfamilien. Sie lebten früher in sehr ärmlichen Verhältnissen, waren aber gesegnet mit einer reichen Kinderzahl. Frau Sorge war täglicher Gast und Schmalhans Küchenmeister in jedem Haus. Ab der 30er Jahre besserten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse zusehends. Die arbeitsfähigen Leute fanden in der Landwirtschaft und Industrie in Österreich und Deutschland gute und sichere Arbeitsplätze, so daß es in den letzten Jahren vor der Vertreibung allen recht gut ging.

Zum alten Dorf gehörten neben den eigenen Handwerkern und Geschäftsleuten auch die *wandernden Händler und Handwerker*. Ohne sie hätte im Dorfbild etwas gefehlt.
Einen, den man gerne sah, war der Bauchladenhändler „Lazno Joschko" (billiger Josef). In seinem Bauchladen trug er ein kleines Warenhaus. Uhrketten für die Männer, scharfe Taschenmesser für die Burschen, auch Tabakpfeifen mit Silber-

Zahnreißerin

beschlägen. Für die Mädchen Fingerringe mit glitzernden Steinen, Halsketten und Ohrringe. Dann Schnürsenkel, Zwirnspulen, Nähnadeln, Fingerhüte, Sicherheitsnadeln. Am Hut steckten Broschen, Spangen und bunte Anhängsel. Man konnte mit ihm gut „handeln". Er ließ etwas nach, man legte etwas drauf und erstand die Sachen immer recht billig.

Er hatte aber einen Konkurrenten im „Bosniak". Dieser trug seine Waren in einem länglichen Korb auf dem Kopf und balancierte ihn über Wege und Stege, durch Tore und Türen. Der Bosniak hatte auch Artikel aus Glas und Porzellan, die leicht in Scherben gehen konnten. Dies kam ihm zugute, alle wurden auf ihn aufmerksam und zeigten Anteilnahme an seiner gefährlichen Balancierkunst. Wenn er dann den Korb ebenso geschickt abnahm und auf den Boden stellte, brauchte er nicht mehr viel zu sagen. Da glitzerte und funkelte es, daß alle Augen angezogen wurden. Die schönen Väschen, Figürchen, Fäßchen und Gläschen, Spielsachen für die Kinder, Pfeifchen, Trompeten und Mundharmonikas. Es lockte und gribbelte in den Fingern, nach dem einen oder anderen zu greifen, um es näher zu betrachten. Die Kinder zerrten so lange am „Kittel" (Faltenrock) der Mutter, bis sie in den „Schutzrock" griff. Wenn der Bosniak fort war, trompetete es noch lange im Hause und an der Wand hing ein neuer Spiegel, in dem sich alle beschauten.

Dann gab es noch einen orientalisch aussehenden Händler, der Tücher, Schürzen, Decken, Seidenstoffe und Spitzen herumtrug. Sein Bündel war oft so groß, daß er damit kaum durch die Türe kam. Wenn er endlich in der Stube war, ging er

sobald nicht wieder hinaus. „Es wird nichts gebraucht!" hieß es immer, aber der Händler ließ sich nicht abhalten, das Bündel aufzubinden. „Ansehen kostet nichts", sagte er gleich und breitete alles auf den Tisch aus, legte es über die Bänke und Stuhllehnen. Die Hausmutter machte sich zu schaffen, trat aber schließlich doch näher. „So etwas Schönes und Billiges kriegt ihr nicht wieder. Es sind meine letzten Stücke. Echte Seide und reine Wolle." Auch die Töchter kamen herbei. „Wie schön euch das stehen würde. Da werden die Freier anbeißen und der Mann hat es auch gern, wenn sich's Weib schön macht."
Wenn er auf seine Preise kein Angebot bekam, packte er alles wieder zusammen, packte es aber bald wieder aus und sagte, was er vom Preis nachlassen wolle. Er jammerte zum Herzerbarmen, weil er bei diesen Preisen nichts verdiene und die Sachen mit Verlust hergebe, um sie nicht mitschleppen zu müssen.
Hatte erst einmal jemand den Anfang gemacht und etwas gekauft, ging das Geschäft flott weiter. Hinterher bereuten es manche. „Laßt mich das nächste Mal mit dem ‚Bündelmann' in Ruhe!" Aber wenn er wiederkam, standen doch wieder alle um den Bündelmann herum und fanden vieles schön und begehrenswert.
Das armseligste Geschäft hatte wohl der „Hotschenklauber" (Lumpensammler). Er sammelte „Hotschen". Den Handwagen, auf den er sie lud, zog ein altes Pferd oder er hatte zwei Hunde vorgespannt. „Hotschen, maite Hotschen?" (Haben Sie Lumpen) rief er von der Straße. Natürlich hatte man Hotschen. Es wurde nichts weggeworfen. Die Sparsamkeit war groß, jedes Kleidungsstück wurde so lange geflickt, bis nicht mehr zu erkennen war, aus welchem Stoff es ursprünglich bestand. Auch dann wurde es noch nicht weggeworfen, sondern mußte noch als Hader dienen. Erst wenn es auch dazu nicht mehr taugte, bekam es der Hotschenklauber.
Er wollte nichts umsonst haben; er gab für jeden Lumpen, je nach Größe und Gewicht, Zwirn, guten Nähzwirn, schwarzen oder weißen, wie es gewünscht wurde. Wie andere Geschäftsleute ihren Geldbeutel, zog er seine Zwirnzöpfe heraus, zupfte aus ihnen ein paar Fäden, das war soviel wie sein Kleingeld, das er den Frauen und Mädchen in die Hand legte. Wenn es besonders viel und gute Lumpen waren, bezahlte er auch mit einem ganzen Zopf Zwirn und gab noch eine Nähnadel dazu.
Sein Geschäft ging immer so wie es immer Lumpen gab und Zwirn gebraucht wurde. Es ernährte ihn und kleidete ihn auch, denn unter den Hotschen, die er in besseren Häusern bekam, war manch ein Stück, das der Hotschenklauber noch lange trug.
Von den wandernden Handwerkern wurde besonders der „Drotar" (Kesselflikker) von den Hausfrauen erwartet. Er bot Mausefallen und Kuchenbleche an. Sie wurden nicht überall gebraucht, aber einen Topf zum Einbinden gab es immer.

Der Drotar hatte genug Draht mit, eine ganze Rolle trug er um die Schulter gehängt. Er wickelte ihn geschickt um die zersprungenen Töpfe und Tonkrüge, so daß sie noch lange benutzt werden konnten. Er hatte keine große Regie: Seine Werkstatt mit ein paar Blechtafeln trug er auf dem Rücken mit sich herum. Das Blech brauchte er, um die durchgerosteten Löcher in den emaillierten Töpfen, Kastrollen, Schüsseln und Kesseln zuzuflicken.
Einmal im Jahr kam auch der Scherenschleifer, der seinen Schleifstein auf einer Schubkarre vor sich herschob und von Hof zu Hof ging und die Messer und Scheren schleifte. An der Schubkarre hatte er eine Glocke angebracht, die sein Kommen ankündigte.
Manchmal fand sich auch ein Schirmmacher ein, der im Dorf die kaputten Regenschirme einsammelte, um sie zu reparieren. Er fand aber wenig Arbeit, weil die Frauen lieber das „Regentüchl" trugen. Es hielt nicht nur die Feuchtigkeit, sondern auch die Kälte ab.
Im Herbst besuchten die Glaser „Glosa" das Dorf. Sie trugen auf dem Rükken ein Holzgestell mit Fensterglas. Sie blieben bei jedem Örtl stehen und riefen: „Daite Scheibi robit!" (Gebt Fensterscheiben zu machen.)
Still und bescheiden fuhr der Wagenschmierverkäufer durch den Ort. Auf seinem Wagen standen ein paar Eimer mit Wagenschmiere, die der Bauer für seine Radachsen notwendig brauchte. Er kaufte gleich kiloweise und deckte sich fürs ganze Jahr ein. Außerdem bot er in Holzspanschachteln Ruß an für „Stiefelschwärze". Wenn man einen Löffel Ruß in Fett rührte, gab es eine schöne Schwärze für Stiefel und Pferdegeschirr. Gekaufte Schuhcreme kannte man bis zum 1. Weltkrieg bei uns nicht. Die Schuhschmiere ergab sich aus Fett- und Talgabfällen. Oft genügte eine Speckschwarte zum Einfetten der Schuhe.
Im übrigen war bis zur Vertreibung das Barfußlaufen im Sommer so natürlich und billig, daß es der Jugend oft schmerzlich war, wenn sie am Sonntag der kirchliche und sittliche Anstand nötigte, die freien, abgehärteten Füße in die harten Stiefel zu zwängen.

Konsumgenossenschaft

Die ohnedies arme Bevölkerung von Glaserhau geriet beim Einkaufen durch das „Aufschreibenlassen" und durch die Verzinsung dieser Kredite bei den jüdischen Geschäftsleuten immer mehr in Schulden. Oberlehrer Josef Striz gründete mit einigen beherzten Männern 1910 als Konkurrenzunternehmen die Konsumgenossenschaft, kurz „Konsum" genannt. Herr Striz erklärte den Leuten: „Wenn wir die Ware ‚en gros' einkaufen, bekommen wir sie billiger, und das kommt dann jedem einzelnen Käufer zugute." Das verstanden die Leute und

Vorstandsschaft der Konsumgenossenschaft

erwarben sich durch Kauf von Geschäftsanteilen (Aktien) die Mitgliedschaft (1 Aktie zu 40 Kronen).

Die erste Vorstandschaft setzte sich damals aus maßgebenden Männern des Dorfes zusammen: Josef Striz als Präses; im Ausschuß waren: Josef Antoni, Johann Bielesch, Johann Daubner, Ignaz Daubner, Josef Macho, Franz Perlak und Georg Schwarz.

In einem Haus der Urbarialgemeinde, das die Genossenschaft für 1200 Kronen jährlich gepachtet hatte, wurde eine Gastwirtschaft mit Tanzlokal und ein Lebensmittelgeschäft eingerichtet. Als Verkäuferin war einige Jahre Frau Michele, die Frau des späteren Notars, tätig. Nach ihr wurde Josef Bielesch als Geschäftsführer eingesetzt. Das Unternehmen litt wohl am meisten unter der laienhaften Geschäftsführung. Den ganzen Sommer über wurde auf Kredit eingekauft, und wenn im Herbst die Arbeiter nach Hause kamen, mußten große Anstrengungen unternommen werden, um die Kredite hereinzuholen. Dazu kam noch, daß der Alkoholverbrauch der Vorstandschaft den Reinerlös weit übertraf. Die Geschäftsanteile mußten verdoppelt werden. 1924 brachen unbekannte Diebe dreimal in den Konsum ein und raubten den Laden aus. Zum Schluß war der Schuldenberg so groß, daß für jede Aktie 80 Kronen bezahlt werden mußten; z. B. wer 10 Aktien für 400 Kronen gekauft hatte, mußte jetzt dafür noch 800 Kronen draufzahlen, um den Schuldenberg decken zu können.

1925 kaufte dann der Geschäftsführer Josef Bielesch den Konsum mit den Geschäftslizenzen und dem Inventar der Genossenschaft ab und führte die Ge-

Raiffeisenhaus

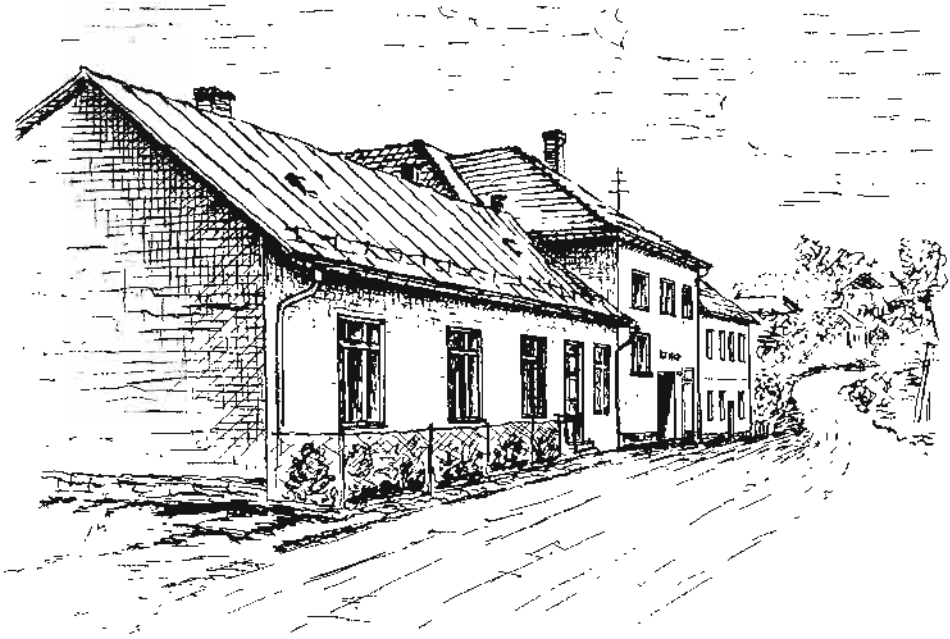
schäfte in eigener Verantwortung, später im eigenen neuen Haus daneben, weiter.

Raiffeisenkasse

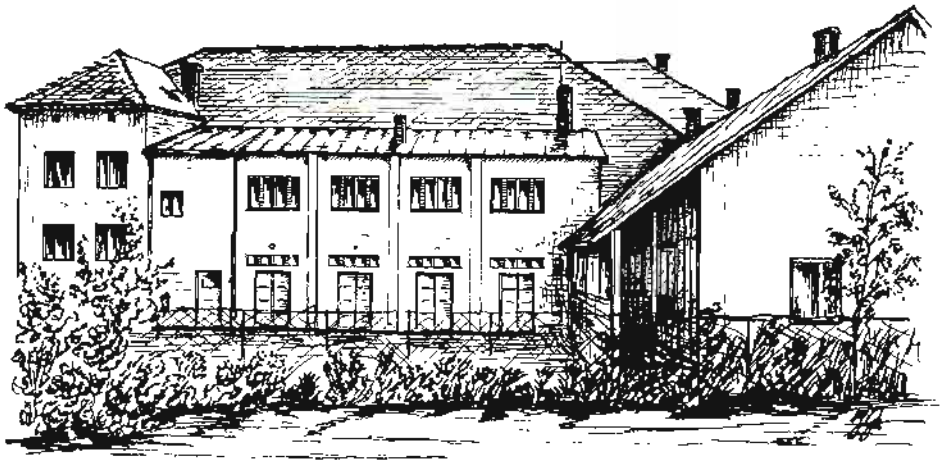
Ende der 20er Jahre verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage der Bauern zusehends. Die Bauern lebten und wirtschafteten noch wie ihre Väter und Großväter. Die allgemeine Notlage zwang sie, die Erträge ihrer Felder zu steigern. Dies konnte aber nur durch Verwendung besseren Saatgutes und durch Anwendung von künstlichen Düngemitteln geschehen. Aber all das kostete Geld. Die Bauern mußten sich nach geeigneten Kreditquellen umsehen. Die bisherigen Geldverleiher waren die jüdischen Händler und Geschäftsleute. Sie fanden bei ihnen selten die erhoffte Hilfe, denn kurzfristige Darlehen mit hohen Zinsen führten nur zur Verschlechterung ihrer Wirtschaftslage.
Die Rettung aus dieser Notlage begann erst mit der Schaffung von Selbsthilfeeinrichtungen in Form der ländlichen Darlehensvereine, im Volksmund nach ihrem Schöpfer Raiffeisenvereine genannt.

Friedrich Wilhelm Raiffeisen hatte nach dem Selbsthilfegrundsatz: „Alle für einen, einer für alle" solche Genossenschaften zum gemeinsamen Einkauf von Saatgut, Dünge- und Futtermittel, sowie Darlehensvereine zur Gewährung von Krediten mit niedrigem Zinssatz in Deutschland geschaffen. 1930 gründeten auch die Glaserhauer nach den Statuten den Raiffeisendarlehensverein. An der Gründungsversammlung nahmen nur 52 Glaserhauer Bauern teil. Viele waren noch von dem Konkurs des Konsums schockiert. Die Versammlung wählte Franz Balla zum ersten Vorsitzenden und betraute den Lehrer Emil Sager mit der Buch- und Kassenführung. Nach der Versetzung Sagers übernahm Georg Tonhauser die Kassengeschäfte und führte sie bis zur Vertreibung. Die Warengeschäfte wurden mit Kunstdünger und Saatgut begonnen. Die Arbeiter, vor allem die Saisonarbeiter in Österreich und Deutschland, ließen ihren Arbeitslohn an die Raiffeisenkasse überweisen. Das Geldgeschäft trat gegenüber dem Warengeschäft immer mehr hervor. Die Spareinlagen stiegen jährlich um 26 %. Die Raiffeisenkasse konnte bald mit Krediten zu niedrigen Zinssätzen nicht nur die Bauern, sondern auch die Handwerker und baulustigen Einwohner helfend unterstützen.
Auf Wunsch der alten Leute, die in den Sommermonaten daheim bleiben mußten, wurden auch Mehl und verschiedene andere Lebensmittel eingekauft und im Wohnhaus des Mathias Bielesch ein Kolonialwarengeschäft eröffnet. Die Dorfbewohner hatten durch die günstige Lage in der Dorfmitte eine günstige Einkaufsstelle. Das Raiffeisengeschäft blühte auf, und bald konnten zwei weitere Filialgeschäfte und ein Textilgeschäft eingerichtet werden. Auch die Warengeschäfte stiegen von Jahr zu Jahr durchschnittlich um 18 %.
Diese Entwicklung zeigt, daß es sich bei der Raiffeisenkasse nicht mehr um eine rein landwirtschaftliche Einrichtung handelt, sondern um eine allgemein dörfliche, die alle Berufsgruppen und Einwohner in Glaserhau finanziell betreute.

Durch die politische und wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland fühlten sich die jüdischen Geschäftsinhaber auch in Glaserhau verunsichert. Sie boten nacheinander ihre Häuser und Geschäfte der Raiffeisenkasse zum Verkauf an. Als erster bot Herr Desidor Fried, Windholzs Schwiegersohn, sein Anwesen an, das auch mit allem Inventar gekauft wurde. In diesem Haus richtete die Raiffeisenkasse ihre Geschäftsstelle ein und auch Herr Balla amtierte hier vorübergehend als Bürgermeister.
Die größte Sorge bereitete der Gemeinde das Notariatsamt. Es zog von einem Haus ins andere. Auch der Bürgermeister hatte kein richtiges Amtszimmer. Er mußte in seiner Privatwohnung amtieren. 1937 entschloß sich die Raiffeisenkasse, den Bau eines Gemeindehauses für das Notariat und Bürgermeisteramt in Höhe von 105 000 Kronen vorzufinanzieren. Im Herbst 1938 konnte das neue



Raiffeisenhaus und Kulturheim von der Straßenseite



Kulturheim Hofseite

Gemeindehaus der Gemeinde übergeben und vom Notar und Bürgermeister bezogen werden.
Die günstige finanzielle Entwicklung bewog die Raiffeisenkasse, unterstützt von Pfarrer Steinhübl, 1940 auch ein Kulturheim als kulturelles und gesellschaftliches Zentrum der Gemeinde, vor allem aber für die Jugend, zu bauen. Wenn auch eine Hochwasserkatastrophe im Sommer 1940 die bereits stehenden Seitenwände zum Einsturz brachte, so konnte es doch 1941 fertiggestellt werden.

Dieses Heim, das rund 600 000 Kronen kostete, bot für ungefähr 1000 Zuschauern Platz und war mit einer großen Zuschauergalerie und Bühne ausgestattet. Hier wurde Theater gespielt. Im Saal fanden Tanzveranstaltungen, Heimatabende, Versammlungen und seit dem 14. September 1941 dreimal wöchentlich Kinovorstellungen statt. Leiter und Filmvorführer war Lehrer August Bielesch. Viele Glaserhauer hatten vierteljährliche Dauerkarten und damit ihren Stammplatz. Auch dieses Unternehmen wäre bei bleibender Wirtschaftslage in 8 Jahren, und nicht wie geplant in 15 Jahren, schuldenfrei gewesen.

Die politische Entwicklung vom 1. bis zum 2. Weltkrieg

Am 1. August 1914 brachte der Stuhlrichter von Bad Stuben persönlich die Mobilmachungsplakate nach Glaserhau. Sie mußten sofort ausgehängt werden. Der Kleinrichter wurde beauftragt, durch Austrommeln bekanntzugeben, daß sich alle wehrpflichtigen Reservisten bis zum 50. Lebensjahr binnen 24 Stunden bei ihren Truppeneinheiten zu melden haben. Männer, die auswärts auf Arbeit waren, kamen nach Hause, um sich von ihren Angehörigen zu verabschieden. Es waren 356 Männer, die sofort einrücken mußten. Bei späteren Rekrutierungen mußten noch einmal 120 Männer den Kriegsdienst antreten, so daß fast alle arbeitsfähigen Männer im Alter von 20—50 Jahren an der Front standen. Die Arbeit auf den Feldern mußte von den Frauen, alten Männern und Kindern geleistet werden.
Der 1. Weltkrieg mit all seinen furchtbaren Wirkungen dauerte vier Jahre und wurde durch das Eingreifen der USA 1917 zugunsten Englands, Frankreichs und der kleinen Ententestaaten (Rumänien, Jugoslawien und der ČSR) entschieden.
Am 28. Oktober 1918 wurde in Prag die neugegründete Tschechoslowakische Republik (ČSR) ausgerufen. Der nördliche Teil Ungarns wurde als „Slowakei" diesem neuen Staat zugesprochen. Im Dezember 1918 marschierten tschechische Truppen in Glaserhau ein und demonstrierten so die Entstehung ihres neuen Staates. Die Glaserhauer, die im Kampf um ihr tägliches Brot standen, hatten keine Zeit und auch kein Interesse, sich um politische Dinge zu kümmern. Sie

haben auch diesem politischen Umschwung keine besondere Bedeutung beigemessen. Für sie war die Rückkehr ihrer Männer aus dem Krieg und der Gefangenschaft wichtiger als diese neue Staatenbildung, von der sie kaum etwas wußten. An Stelle ihrer ungarischen Staatsbürgerschaft trat nun die tschechoslowakische; aber die Sorgen um das wirtschaftliche Fortkommen und Überleben blieben für sie auch weiterhin bestehen. Von den 476 Männern, die in den Krieg gezogen waren, kehrten 81 nicht mehr zurück.
Ihnen setzte die Gemeinde 1932 das ausdrucksvolle Denkmal zwischen dem Pfarrhaus und der Kirche.
Nach dem Krieg mußte jeder Bauer auf einem vorgedruckten Fragebogen eine Erklärung über sein Einkommen abgeben. Gleichzeitig arbeitete in der Notariatskanzlei eine Kommission, die das Vermögen jedes einzelnen Bauern schätzte und dem Steueramt meldete. Bauern, die mehr als 10 Hektar Feld besaßen, mußten an den Tschechoslowakischen Staat eine einmalige Vermögensabgabe leisten, die sich, je nach Größe des Grundbesitzes, bis zu 400 Kronen belief. Die Urbarialgemeinde wurde mit einer Vermögensabgabe von 32 000 Kronen belastet. Die politische Gemeinde blieb schuldenfrei.
Doch muß gesagt werden, daß seit der Zugehörigkeit zur Tschechoslowakischen Republik für die Deutschen in der ganzen Slowakei ein neuer Abschnitt der Geschichte begann. Die Deutschen konnten sich als Deutsche bekennen und betätigen. Ein großer Vorteil bestand auch darin, daß in den deutschen Gemeinden deutsche Schulen errichtet werden konnten. Ab dem Schuljahr 1919/20 wurden die Kinder wieder in der deutschen Muttersprache unterrichtet. Junge, tüchtige Lehrer aus dem Sudetenland setzten ihre ganze Kraft in den Dienst und den Aufbau unserer Schule und zogen in der Folge eine Jugend heran, die wieder den Weg zum Deutschtum und zur deutschen Kultur fand. An das Wirken dieser Lehrer werden wir immer voll Dankbarkeit zurückdenken.
Die Glaserhauer nahmen bis Ende der 20er Jahre an dem politischen Leben fast keinen Anteil. Die Bauern hatten mit der Bestellung ihrer kargen Felder zu tun. Die jüngere Generation, und das war mehr als die Hälfte der Einwohner, fuhr im Frühjahr nach Österreich auf Landarbeit und kehrte im Spätherbst zurück. Die Sorge um das tägliche Brot für die Familie war für sie wichtiger als die Politik. Bei den ersten Parlamentswahlen wählten sie, soweit sie zu Hause waren, die jeweils führende Regierungspartei. Das war zunächst die Sozialdemokratische Partei und dann die Agrar-Partei.
Kurz vor den Parlamentswahlen 1929 gründeten ein paar volksbewußte Männer die Karpatendeutsche Partei, die sich als Vertreterin der deutschen Interessen in der Slowakei meldete. Sie ging bei den Wahlen 1929 mit dem Bund der Landwirte zusammen und erhielt 18 000 Stimmen; davon 8000 im Hauerland, aber noch keinen Sitz im Parlament.

Der Bürgermeister wurde früher in der Gemeinde per Akklamation gewählt. 1929 fand die erste schriftliche Wahl statt. Zur Wahl stellten sich 3 Kandidaten:

1. Andreas Großmann, auf der Liste „Domovina" (= Heimat)
2. Elias Reichl, auf der Liste „Bund der Landwirte" und
3. Josef Tienes, auf der Liste der „Sozialdemokratischen Partei".

Pfarrer Dr. Bitterer ließ sich auf Platz 14 der Liste „Domovina" und Notar Kelety auf der Liste der Sozialdemokratischen Partei aufstellen.
Von den abgegebenen Stimmen entfielen auf die Liste der

„Domovina" 1088 Stimmen = 16 Mandate
„Bund der Landwirte" 840 Stimmen = 12 Mandate
„Sozialdemokratische Partei" 272 Stimmen = 4 Mandate.

Nach der Wahl schlossen sich die Sozialdemokraten der „Domovina" an und stellten mit 20 Mandaten den Bürgermeister und seinen Stellvertreter.
1931 wurde in Glaserhau die Karpatendeutsche Partei gegründet.
Bei den Parlamentswahlen 1935 schloß sich die Karpatendeutsche Partei der Sudetendeutschen Partei, unter Führung Konrad Henleins, an. Die Sudetendeutsche Partei konnte einen überraschenden Erfolg erringen und wurde die an Stimmen stärkste Partei in der ČSR überhaupt. Auch die Karpatendeutsche Partei in der Slowakei konnte ihre Stimmen gegenüber 1929 fast verdoppeln.
Bei unserer nächsten Gemeindewahl erhielt die Karpatendeutsche Partei mehr als ²/₃ der Stimmen und stellte mit Franz Balla den Bürgermeister und die Gemeinderäte.
1939 wurde die Karpatendeutsche Partei unter dem Einfluß sudetendeutscher und reichsdeutscher Amtsträger in „Deutsche Partei" umbenannt. Sie war nun die einzige Interessenvertreterin der deutschen Volksgruppe in der Slowakei. Bei der damaligen politischen Lage und der übermächtigen Stellung des nationalsozialistischen Deutschland konnte sich auch die Deutsche Partei dem Sog des Nationalsozialismus nicht entziehen und bekannte sich zu der nationalsozialistischen Weltanschauung, ohne jedoch die wahren Ziele und Vorgänge im Reich zu kennen.
Zu den wichtigsten Errungenschaften dieser Entwicklung gehörte die Kulturautonomie. In Glaserhau konnte endlich die deutsche Bürgerschule errichtet werden. Für die Lehrlinge, die bis dahin die slowakische Berufsschule besuchen mußten, wurde in Krickerhau eine deutsche Kreisberufsschule errichtet.
Die Gründung der Spar- und Darlehenskasse brachte für die Landwirtschaft günstige Einkaufsmöglichkeiten ohne Zwischenhandel. Das zeigte sich in der Steigerung der Viehhaltung und der Ernteerträge. Die Glaserhauer verdienten in Österreich und Deutschland ihren Lebensunterhalt, und bei dem günstigen

Wechselkurs 1:10 entstand im Ort ein merkbarer Wohlstand. Die Bautätigkeit stieg von Jahr zu Jahr. Es entstanden schöne neue Ortsteile, wie die Bahnhofstraße und beim Hirtengarten.

Die Kriegsjahre 1939—1945

Diese verheißungsvolle Aufbauarbeit und die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Slowakei wurden vom 2. Weltkrieg, der am 1. 9. 1939 mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen begann, kaum betroffen. Es gab während des ganzen Krieges keine Bezugsscheine und keine Lebensmittelkarten. Das gute Zusammenleben mit dem slowakischen Volk war durch die gemeinsame Geschichte geprägt. In der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hatte es unter der Madjarisierungspolitik der Ungarn genau so zu leiden wie wir Deutschen. Es kämpfte auch in der ČSR mit uns gemeinsam um nationale und wirtschaftliche Rechte. Als es dann am 14. März 1939 mit Unterstützung des Deutschen Reiches seinen langersehnten, selbständigen Staat, die Slowakische Republik, ausrufen konnte, räumte es uns großzügig, wohl auch aus Dankbarkeit, jede freie Entfaltung auf kulturellem, schulischem und wirtschaftlichem Gebiet ein.
Unter der klugen staatsmännischen Führung Dr. Tisos hatte sich die Slowakei, inmitten kriegführender Staaten, zu einer Oase des Friedens und des wirtschaftlichen Wohlstands entwickelt.

Partisanenaufstand 1944

Dieser friedliche, ja idyllische Zustand begann sich 1943 mit dem Zurückweichen der deutschen Armeen an der Ostfront zu ändern.
Die Kommunisten, die sich in der Slowakei frei bewegen konnten, wurden wieder aktiv. Ihre panslawisch gefärbte Propaganda fand auch bei den früheren Anhängern der ersten ČSR Gehör. Zu ihnen gehörten auch jene Protestanten und Agrarier, die zu dem katholischen Tiso-Staat ohnedies in Opposition standen, und ein Teil der tschechoslowakischen Intelligenz träumte immer noch von einem allslawischen Staat (Panslawismus) unter der Führung Rußlands.
Im Juni 1944 begannen die Russen, in den großen Waldgebieten der Mittlslowakei Partisanen abzusetzen. Es waren emigrierte und dessertierte Tschechen, Slowaken, Ungarn und vor allem sowjetische Offiziere und Soldaten, die eigens für den Partisanenkrieg ausgebildet waren.
Der russische General Asmolow, Kommandant des Hauptstabes der Partisanenbewegung in der Slowakei, wollte mit Hilfe slowakischer Offiziere das slowa-

Ortsteil Bahnhofstraße

Neubauten beim Hirtengarten

kische Heer unter seine Kontrolle bekommen und die Slowakei vor den Deutschen besetzen, um den russischen Truppen den Übergang über die Karpaten zu erleichtern. Die kommunistische Partei sollte mit den Tiso-Gegnern auch eine politische Wende herbeiführen.
Die deutschen Armeen waren in Italien, Frankreich und im Osten in schweren Abwehrkämpfen gebunden. So konnten sich die Partisanen in der Mittelslowakei ungehindert organisieren und den sogenannten „Slowakischen Nationalaufstand" vorbereiten.
Die Rundfunkpropaganda gegen die Deutschen verstärkte sich. Jede slowakische Sendung aus Moskau und anderen Ländern begann und schloß mit dem Aufruf: „Smrt nemeckym okupantom" (= Tod den deutschen Okkupanten). Mit dem Wort Okkupanten (= Eindringlinge, Besetzer) waren zwar die deutschen Truppen gemeint. Da es aber zu dieser Zeit keine deutschen Truppen in der Slowakei gab, ließ der Inhalt der Sendung keinen Zweifel daran, daß mit dem Begriff „Okkupanten" alle Deutschen in der Slowakei gemeint waren. Diese Parole: „Tötet die Deutschen" war eine Aufforderung zum Massenmord, der für Tausende das Todesurteil bedeutete.
In den drei deutschen Sprachinseln in der Slowakei (Preßburg, Hauerland und Zips) lebten zusammen rund 150 000 Deutsche, eine unbedeutende Minderheit (= 5 %) gegenüber den 3 000 000 Slowaken. Die deutsche Volksgruppe war viel zu klein, um im Staat irgendwelche Führungsansprüche zu stellen. Auch der Wunsch „Heim ins Reich" stand niemals zur Debatte.
Die Deutschen in der Slowakei sahen ihre Aufgabe immer darin, ein gutes Verhältnis zum slowakischen Nachbarn zu haben, mit dem sie schon mehr als 600 Jahre zusammen lebten und in der wechselvollen Geschichte des Landes Freud und Leid teilten. Die Söhne dienten in der gleichen Armee, zuerst in der ungarischen, dann in der tschechischen und zuletzt in der slowakischen und kämpften auch im Krieg Seite an Seite.
Zur deutschen Wehrmacht konnten die Slowakeideutschen erst eingezogen werden, nachdem eine solche Regelung in einem Staatsvertrag zwischen dem deutschen Reich und dem slowakischen Staat getroffen worden war.
Nach dem Umschwenken des rumänischen und ungarischen Heeres in das russische Lager verstärkten auch die Partisanen ihre Tätigkeit immer offensichtlicher. Brücken und Tunnels wurden gesprengt, Lebensmittelbetriebe und alleinstehende Gehöfte überfallen. Bewohner der entlegenen Walddörfer Münnichwies und Bries konnten nachts tieffliegende Flugzeuge mit Blinklichtern beobachten und in den Waldschneisen kreisförmig oder viereckig angelegte Lagerfeuer sehen. Es waren Lichtzeichen für die russischen Flugzeuge, die die Partisanen mit Verpflegung und Munition versorgten und mit Fallschirmspringern verstärkten.

Kriegerdenkmal

In den Städten St. Martin, Rosenberg und Lipt. Mikulasch traten die Partisanen mit angenähtem Sowjetstern an den Kleidern und Mützen bereits offen auf. Die Züge wurden kontrolliert, die deutschen Reisenden herausgeholt und verschleppt.
Am 27. 8. 1944 wurde das 27köpfige Personal der deutschen Militärmission, das aus Rumänien nach Deuschland zurückkehrte, in St. Martin aus dem Zug geholt und von Oberleutnant Buchta im Auftrag des russischen Partisanenführers Veličko erschossen. Auch Frauen und Kinder waren darunter.
Die slowakische Regierung und die Deutsche Botschaft in Preßburg wurden über diese Vorgänge unterrichtet. Entweder hat man diese Meldung nicht geglaubt oder sie wurde unterwegs von den slowakischen Dienststellen unterschlagen.
Durch die unentschlossene Haltung der slowakischen und deutschen Stellen ermutigt, begannen die Partisanen einen Krieg auf eigene Faust zu führen. Mit der Lüge, Staatspräsident Dr. Tiso sei von den Deutschen verhaftet worden, ließ der sowjetische Partisanenführer Veličko mit anderen slowakischen Partisanengruppen am 24. 8. 1944 die Wiedererrichtung der Tschechoslowakischen Republik proklamieren. In Neusohl (Banska Bystrica) trat eine Revolutionsregierung zusammen. Fünf Tage später gaben die slowakischen Befehlshaber des Aufstandes General Viest, der von England eingeflogen wurde, und Oberstleutnant Golian in Neusohl offiziell den Befehl zum Aufstand.
Die Garnison St. Martin mit ihrem Kommandanten Perko und die Garnison Rosenberg schlossen sich den Partisanen an. Wer von den Soldaten nicht freiwillig mitmachen wollte, wurde dazu gezwungen. Auch deutsche Kommunisten setzten sich zu den Partisanen in die Wälder ab. Sie waren wegen ihrer Ortskenntnisse willkommene Informanten und trugen mit die Hauptverantwortung beim Aussuchen der Mordopfer unter der deutschen Bevölkerung.
Das Gebiet der Mittelslowakei wurde Ende August und Anfang September 1944 von den Partisanen besetzt und der Vernichtungskrieg gegen die Deutschen im Hauerland begann.

Zwei Augenzeugen berichten über die Partisanenzeit in Glaserhau:

1. Josef Daubner aus Glaserhau schildert die Besetzung von Glaserhau durch die Partisanen und die Zeit bis zur Erschießung der Männer:
Im August 1944 verbreitete sich das Gerücht, in der Slowakei würden russische Partisanen abgesetzt, um die Dörfer und Städte zu besetzen. Die Garnisonen in Rosenberg und Turc. Sv. Martin (unsere Kreisstadt) hätten sich ergeben. Selbst der slowakische Verteidigungsminister Čatlos sei von Preßburg nach Banska Bystrica (Neusohl) geflohen und hätte sich dort den Partisanen angeschlossen. Gegen Ende August hörte ich, daß es die Partisanen besonders auf die Deut-

schen abgesehen hätten und daß deutsche Männer verschleppt und auch ermordet würden.
Als bald darauf an einem Sonntag, es war Ende August, der Nachbarort Oberstuben von Partisanen besetzt wurde, bekamen wir es mit der Angst zu tun. Um nicht nachts daheim von den Partisanen überrascht zu werden, ging ich mit meinem Schwager Andreas aufs Feld hinaus. Die Getreideernte war noch nicht ganz eingebracht und so schliefen wir draußen am „Rehsteig" unter Getreidegarben. Auch am nächsten Tag, Dienstag, schliefen wir draußen. Gegen 11 Uhr nachts fing es an zu regnen. Wir gingen ins Dorf zurück und versteckten uns in der Scheune meines Schwagers, die in der Nähe der Eisenbahnstrecke Glaserhau — Krickerhau stand, um dort zu schlafen. Auf einmal wurden wir von dem Geratter eines vorbeifahrenden mit Kohle beladenen Güterzuges in Richtung Krickerhau aufgeschreckt. Bald danach hörten wir einen dumpfen Knall. Der Tunneleingang war gesprengt worden und die Bahnverbindung Glaserhau — Krickerhau unterbrochen. Einige Minuten später kam die Dampflokomotive zurückgefahren. Am Schnaufen der Lok konnten wir feststellen, daß sie nicht im Glaserhauer Bahnhof, der nur 300 m von uns entfernt war, stehen geblieben ist, sondern in Richtung Oberstuben weiterfuhr. Etwas später kamen noch 2 Männer mit einer Laterne auf der Strecke daher und gingen auch in Richtung Bahnhof weiter. Es war das erste Partisanenunternehmen in Glaserhau. Wir gingen wieder in die Scheune, um weiterzuschlafen.
Gegen 4 Uhr morgens rasten noch einmal ein paar Güterwagen vorbei. Wir konnten nicht feststellen, ob mit oder ohne Lokomotive. Sie rollten in den gesprengten Tunnel.
Um 8 Uhr früh kam eine Lokomotive von Oberstuben mit 2 Personenwagen und hielt im Glaserhauer Bahnhof. Dort stiegen ungefähr 40 uniformierte und mit Gewehren, Maschinengewehren und Maschinenpistolen bewaffnete Männer aus und marschierten im Gleichschritt durch das Dorf bis zum Gemeindehaus. Als sie in unserer Nähe „am Hiebl" vorbeimarschierten, hatten sich einige Glaserhauer Männer angeschlossen, wahrscheinlich um ihnen zu zeigen, daß sie keinen Widerstand leisten und mit ihnen friedlich auskommen wollen. Als ich unter ihnen unseren Feuerwehrkommandanten Josef Tienes (übrigens auch mein Schwager) sah, rief ich ihnen nach: „Co je noveho?" (Was gibt es neues). Da antworteten sie: „Die Befreiungsarmee ist da, kommt mit!" Es sah gar nicht gefährlich aus und so ging ich wieder zu meiner Familie zurück. Später hörte ich, daß ungefähr zur gleichen Zeit auch im Oberort bewaffnete Partisanen teils in Uniform, teils in Zivil von Krickerhau und Rastocno (Maut) her in Glaserhau einmarschiert seien und den Bürgermeister Balla, seine Mitarbeiter, den Leiter und Kassier der Raiffeisenkasse und andere wichtige Persönlichkeiten im Dorf verhaftet und abtransportiert hätten. Der Gemeindediener wurde beauf-

tragt, durch Austrommeln bekanntzugeben: „Die Befreiungsarmee ist da, niemand darf das Dorf verlassen. Alle Waffen, Jagdgewehre, Ferngläser, Fotoapparate und Radios müssen sofort im Gemeindehaus abgeliefert werden." Da ich nichts abzuliefern hatte, arbeitete ich an meinem Gartenzaun weiter. Ich war gerade beim Einbetonieren eines Pfeilers, da fielen in der Nachbarschaft (beim Raaz) Schüsse. Meine Frau kam aus dem Haus gestürzt: „Da hast du den Rucksack und verschwinde!" Ich flüchtete wieder auf das Feld und versteckte mich in einer Feldrainhecke, von wo ich die Vorgänge im Dorf gut beobachten konnte. Viele Männer flohen damals und versteckten sich irgendwo auf den Feldern oder im Wald. Die Partisanen zogen durchs Dorf, gaben Warnschüsse ab und trieben die neugierigen Leute in die Häuser. Ein Mann vom „Tschindaleng" wurde dabei angeschossen und schwer verletzt.

Der nächste Tag verlief ruhig. Die Partisanen übernahmen die Ämter und Geschäfte, setzten den früheren Bürgermeister Großmann, der bis 1936 Bürgermeister war, wieder ein, der aber nur auszuführen hatte, was die Partisanen anordneten. Der größte Denunziant und Mitarbeiter der Partisanen war Herr Hazaj, ein Slowake, der Ende der 20er Jahre in die deutsche Gemeinde Glaserhau kam und als Tischlergeselle Arbeit fand. Er heiratete ein Mädchen aus Glaserhau und machte sich später selbständig. Er war über die Verhältnisse in Glaserhau bestens informiert und trug den Partisanen, deren Kommandeur ein russischer Offizier war, jede gewünschte Information zu. Auch in den kommenden Tagen spielte sich nichts Schlimmes ab, außer daß die Bevölkerung mit Warnschüssen von den patroullierenden Partisanen eingeschüchtert wurde. Auffallend war, daß man nach einigen Tagen keine Partisanen in Zivil, sondern nur noch uniformierte Männer sah. Auch bewaffnete Frauen in Lederjacken konnte man sehen.

Eines Tages gab der Bürgermeister bekannt, daß sich die Bevölkerung vom Tunneleingang Kohlen holen könne, was die Leute auch getan haben. Tage später wurde ein Befehl (1. Arbeitseinsatz) bekanntgegeben: „Alle Männer vom 16. bis 60. Lebensjahr haben sich am anderen Ende des Tunnels (Krickerhauer Seite) einzufinden. Wer nicht erscheint, wird erschossen." Zu diesem Arbeitseinsatz wurden auch Männer aus den umliegenden Dörfern Kuneschhau, Turz und Oberstuben herangezogen. Am anderen Tunneleingang stand nämlich ein Güterzug mit Munition, die in Kisten verpackt war. Wegen der Sprengung des Tunnels auf der Glaserhauer Seite konnte der Zug nicht durchfahren. Diese Munition mußte über den Krickerhauer Berg zum Glaserhauer Bahnhof gebracht werden. Von hier wurde sie weiter transportiert. Die Umladung dauerte 3 Tage. Am Abend bekam jeder Arbeiter von den Partisanen 20 Kronen und in der Raiffeisengaststätte ein Glas Bier.

Ein paar Tage später wurde wieder ein Arbeitseinsatz befohlen. Wieder hieß es:

„Alle Männer müssen sich melden, wer nicht erscheint, wird erschossen." Diesmal mußten wir warme Kleidung für 3 Tage Essen, Pickel oder Schaufeln mitnehmen. Wir wurden nach Oberstuben gebracht und in einem Jugendheim einquartiert. Von dort mußten wir in einem engen Tal 2 m tiefe und 3 m breite Gräben als Panzersperren ausheben. Nach acht Tagen kamen wir wieder nach Glaserhau zurück. Später wurden wir mit der gleichen Bekanntmachung zu einem dritten Arbeitseinsatz zusammengetrommelt. An diesem Tag mußten wir außerhalb von Glaserhau die Verbindungsstraße von Glaserhau nach Krickerhau und Rastočno mit großen Bäumen und Gräben unpassierbar machen.
Am 20. September zogen schwerbewaffnete Partisanen in Glaserhau ein. Junge Glaserhauer Burschen wurden am Nachmittag beauftragt, von Haus zu Haus zu gehen und zu fragen: „Wieviele Männer wohnen da und wie alt sind sie?" Sie mußten sie aufschreiben und die Liste den Partisanen abgeben. Anhand dieser Liste wurden Männer in der Nacht vom 20. zum 21. September von den Partisanen abgeholt. Ich sah, wie um 7 Uhr früh Männer aus der Nachbarschaft abgeholt und zur Bürgerschule getrieben wurden. Gegen 8 Uhr hatte der Gemeindediener durch Austrommeln wieder bekanntgegeben: „Alle Männer vom 16. bis zum 60. Lebensjahr müssen sich bei der Bürgerschule einfinden. Warme Kleidung und Verpflegung sind mitzunehmen." Wir glaubten wieder an einen Arbeitseinsatz. Obwohl ich nicht abgeholt wurde, meldete ich mich freiwillig. Vor der Bürgerschule wurden wir gefragt, wer krank und arbeitsunfähig sei. Ein paar ältere, kranke Männer wurden auch heimgeschickt. Die anderen, auch ich, mußten in Dreier-Reihen antreten und wurden zum Bahnhof geführt. Auf beiden Seiten marschierten in kurzen Abständen, mit Maschinengewehren bewaffnet, Partisanen mit. Diesmal war es anders als sonst. Wir durften nicht miteinander sprechen, auch die Partisanen waren nicht so freundlich wie sonst. Auf dem Bahnhof stand ein Zug mit einer Lokomotive, dahinter ein Personenwagen und fünf geschlossene Güterwagen bereit. Wir wurden verladen, ungefähr 40 Männer in einen Waggon. Dabei stiegen auch zwei Partisanen mit Maschinengewehren ein und stellten sie links und rechts neben der Schiebetür ab. Nachdem wir alle verladen waren, stiegen die Partisanen aus, schlossen und verriegelten die Waggontür. Der Zug setzte sich in Richtung Oberstuben in Bewegung. Ungefähr 3 km außerhalb der Ortschaft, bei einem Bahnwärterhäuschen, hielt der Zug an. Durch die kleinen, vergitterten Fensterchen und Schlitze konnten wir beobachten, wie die Partisanen den Zug umstellten und aus den ersten beiden Waggons etwa 20 kräftige Männer herausholten, ihnen Schaufeln und Pikkeln aus dem Personenwagen, mit dem auch die Partisanen mitgefahren waren, aushändigten. Diese Männer wurden zu einem nahegelegenen Damm geführt. Dieser Damm war 1938 errichtet worden und sollte als Gleisanschluß zu dem vom tschechischen Heer geplanten Flugplatz auf der „Ehmt" dienen. Nach dem

Einmarsch Hitlers 1938 in das Sudetenland wurde der Bau des Flugplatzes eingestellt, aber der Bahndamm, der durch den „Ehmtwald" oder „Ebener Wald" führte, blieb stehen.
Die Männer mußten an einer Seite die Böschung abgraben und die Erde 2 m weiter aufschütten. So entstand eine Grube. Wir ahnten nichts Gutes. Die Männer wurden unruhig, manche fingen an zu schreien und wollten wissen, was los sei. Da setzte sich der Zug noch einmal in Bewegung, blieb nach ungefähr 200 m stehen, so daß wir die Männer bei der Arbeit nicht sehen konnten. Nach ungefähr 2 Stunden wurden die ersten Waggons geöffnet. Die Männer mußten in Dreier-Reihen zu den arbeitenden Männern, die inzwischen das Massengrab ausgehoben hatten, marschieren und wurden zusammen mit den arbeitenden Männern niedergeschossen. Nach einer Weile wurden die letzten zwei Waggons geöffnet, in einem davon war auch ich. Ein alter pensionierter Lehrer (Stric), noch aus der österreichisch-ungarischen Zeit, machte dem Offizier Vorwürfe, daß unter den Männern auch Slowaken seien, die sich nichts zuschulden kommen ließen. Tatsächlich wurden die Männer gefragt, wer Slowake sei. Und dann meldeten sich einige, die einenen slowakisch-klingenden Namen hatten (wie Medwed, Russnak oder Latzko), sie durften mit dem alten Lehrer auf die Seite treten und wurden später interniert. Als sich dann auffallend viele meldeten, wurde die Befragung abgebrochen. Wir mußten die Mäntel, Rucksäcke und Wertsachen auf einen Platz ablegen und in Dreier-Reihen antreten und zu dem Massengrab marschieren. Es war mit den ungefähr 120 erschossenen Männern bis zum Rand gefüllt. Wir mußten vor dem Massengrab stehenbleiben und warteten, bis die letzte Dreier-Gruppe herangekommen war. Da spielte sich folgender Vorfall ab:
Ein Mann vor mir, mit dem Spitznamen „Heidemo Sefl" (Strohna), zog seine Schuhe aus, stellte sie vor sich hin und fing plötzlich an zu laufen und schrie: „Lauft ihr Männer!" Die Partisanen richteten die Maschinengewehre auf den Laufenden und schossen auf ihn. Er ließ sich jedoch nach ein paar Schritten hinfallen, die Partisanen glaubten, ihn getroffen zu haben; er sprang aber wieder auf und lief weiter. Die Partisanen schossen wieder auf ihn, er warf sich auf die Erde, sprang wieder auf und verschwand hinter den Bäumen. Diese Ablenkung der Partisanen nutzten wir ersten aus, denn der Damm war bei uns vorne nicht hoch. Wir kletterten über den Damm und liefen in den angrenzenden Wald. Bis die Partisanen die Maschinengewehre auf uns gerichtet hatten, konnten mit mir noch andere 23 Männer unverletzt den Wald erreichen. Wir liefen, soweit wir konnten und versteckten uns im Wald. Nachdem die Partisanen die anderen Männer, die nicht mehr fliehen konnten, erschossen hatten, fuhren sie mit den „Slowaken" weiter nach Oberstuben.
Insgesamt konnten sich von den 215 Männern 28 retten, denn bei der Erschie-

ßung gelang es, außer Pfarrer Josef Pöss, noch zwei weiteren verletzten Männern, sich nach dem Abzug des Erschießungskommandos in Sicherheit zu bringen.
Von den internierten Männern kehrten zwei nicht mehr zurück. Nach Aussagen der zurückgekehrten Männer sollen sie auch erschossen worden sein, so daß zusammen 189 Männer aus Glaserhau von den Partisanen erschossen wurden.

2. Eidesstattliche Aussage von Msgr. Josef Pöss

Über das grauenhafte Geschehen im Herbst 1944 in meiner Pfarrei Glaserhau kann ich aus eigenem Erleben folgendes unter Eid berichten:
„In der zweiten Augusthälfte sickerten Gerüchte vom Auftreten von Partisanen in der nördlichen Slowakei durch. Auch von Morden wurde erzählt, doch erfuhr man nichts Sicheres, wollten es auch nicht glauben, lebten wir doch still und zufrieden weitab vom Lärm des großen Krieges in unserer dörflichen Abgeschiedenheit. Doch nur zu bald sollten wir erfahren, daß die Gerüchte wahr waren. In den letzten Tagen des August waren die umliegenden slowakischen Ortschaften von Partisanen besetzt. Die nächste deutsche Gemeinde Oberstuben war schon am 30. 8. in Partisanenhänden. Vom 30. auf den 31. August erlebten wir die erste schreckliche Nacht. Von Oberstuben kam eine Partisanenabteilung nach Glaserhau und sprengte den etwa 3,8 km langen Tunnel auf der Strecke Glaserhau — Krickerhau. Danach zogen sie wieder ab und wir hatten noch Ruhe.
Die endgültige Besetzung Glaserhaus erfolgte Freitag, den 1. September 1944, 12 Uhr mittags. Ich war gerade von einem Versehgang heimgekommen und wollte mich zum Mittagessen setzen, als wir durch Gewehrschüsse aufgeschreckt wurden. Wenige Augenblicke darauf war das Schulhaus neben der Kirche umstellt, an jeder Ecke ein MG. Man suchte den Lehrer Hans Höfner, der aber rechtzeitig geflohen war. Dann wurde bekanntgegeben, daß alle Rundfunkgeräte, Fotoapparate, Jagdwaffen usw. am Gemeindeamt abgegeben werden müßten. Ich trug mein Radio und meine Kamera selbst auf das Gemeindeamt. Dann blieb es bis gegen Monatsende ruhig. Wohl mußten Männer und Burschen tagelang Munition tragen, doch wurden sie dafür bezahlt, erhielten Bier und Zigaretten und kamen abends immer nach Hause.
Am späten Nachmittag des 20. September kamen ganz andere Partisanengruppen ins Dorf und zogen bis zur Bürgerschule im Oberort. Sie hatten diesmal auch schwere Waffen, Geschütze und dergleichen mit. Ich verstand ja nicht viel davon. Auch die ersten weiblichen Partisanen sah ich bei dieser Gelegenheit. Die-

ser Aufmarsch ließ uns schon nichts Gutes ahnen. Etwa um 7 Uhr abends kam noch Herr Hacaj, einer der wenigen slowakischen Pfarrangehörigen, und machte mich aufmerksam, wenn ich noch etwas Verdächtiges hätte, es verschwinden zu lassen. Die Partisanen würden eine „Razzia" machen, er müsse sie begleiten. — Ich wartete auf die „Razzia", doch niemand kam. So ging ich mit meinen Angehörigen ziemlich spät zu Bett. Ich schlief trotz der Sorgen gut und stand am andern Morgen zur gewohnten Stunde auf.

Als ich in der Nähe des Pfarrhauses Schüsse, Frauenschreie und Kinderweinen hörte, wurde ich unruhig und begab mich in die Kirche, um die hl. Messe zu feiern. Unterwegs hörte ich, daß man nachts Männer aus den Betten geholt und entweder zum Bahnhof oder zur Bürgerschule gebracht hätte. Als ich aus der Kirche kam, wurde gerade öffentlich durch Austrommeln bekanntgemacht, daß sich alle Männer von 15 bis 60 Jahren bei der Bürgerschule zu versammeln hätten. So ging ich mit meinem Vater und meinem Knecht dahin. Später erfuhr ich, daß man mich bereits während des Gottesdienstes gesucht hätte, um mich abzuholen. Unterwegs begegnete uns schon eine Schar Männer, die von schwerbewaffneten Partisanen durch den Ort zum Bahnhof getrieben wurden. Ich meldete mich beim damaligen Bürgermeister Großmann und fragte, ob auch ich kommen müßte. Auf seine Anfrage beim sowjetischen Kommandanten wurde geantwortet, daß ich auf alle Fälle mitmüßte, es würde nicht lange dauern. Einige Männer meldeten sich krank und wurden zurückgestellt. Die übrigen mußten antreten, es ging zum Bahnhof. Dort stand ein langer Güterzug bereit, in den wir verladen wurden.

Die Frauen ahnten wohl nichts Gutes und umstanden weinend und händeringend das Bahnhofsgelände. Es durfte sich aber keine dem Zug nähern. Inzwischen war es Mittag geworden; der Zug setzte sich langsam in Richtung Oberstuben in Bewegung. Wir waren der festen Meinung, wir würden zu Erdarbeiten eingesetzt und am Abend wieder heimkommen. Beim Bahnwärterhäuschen in der Nähe des „Ebenen Waldes" hielt der Zug. Durch die Luken der Güterwagen konnten wir sehen, wie aus einigen Waggons etwa 20 bis 30 junge, kräftige Männer geholt wurden. Sie wurden mit Pickeln und Schaufeln ausgerüstet und zum Wald geführt, wo sie am Fuß der Böschung einer Nebenstrecke, die zu einem Feldflugplatz führte, zu graben begannen. Mit uns andern fuhr der Zug einige hundert Meter weiter, daß wir das Gelände nicht einsehen konnten. Die Stimmung im Waggon — wir waren etwa 45 Mann — war recht gedrückt. Ich erinnere mich, wie ein Mann sagte: „Jetzt werden wir wohl erschossen. Ist nur gut, daß wir den Pfarrer da haben. Er kann uns noch den Segen geben, und dann in Gottes Namen." Bald darauf wurde die Tür aufgerissen, wir mußten aussteigen. Auch der nächste Waggon ging auf, die Männer kamen heraus. Da sah ich meinen Vater und trachtete, zu ihm zu kommen. In Dreierreihen ging

es zurück dahin, wo die ersten gegraben hatten. Hier merkten wir gleich, daß unser Massengrab vorbereitet war. Die Männer, die gegraben hatten, standen in der Grube. Sie war etwa 8 m lang, 1,5 m breit und 50 bis 60 cm tief. Wir mußten etwa 60 Mann hineinspringen. In etwa 6 bis 8 m Entfernung waren um die Grube 4 leichte und ein schweres MG aufgestellt, die auf uns gerichtet waren. Jetzt wußten wir, daß unsere letzte Stunde geschlagen hatte. Wir waren alle im ersten Schreck wie gelähmt. Die Männer begannen zu bitten und zu jammern. Doch es half nichts. Ein Russe, ganz in Leder gekleidet, gab das Zeichen, die MGs feuerten los. Ich ließ mich beim ersten Schuß fallen und war bald von Toten und Verwundeten bedeckt. Ich konnte aber alles hören, was gesprochen wurde. Das Schreckliche dieser Augenblicke zu beschreiben, fehlen mir die Worte. Ich glaube, die Hölle kann auch nicht schlimmer sein.

Durch die MG-Salven waren die meisten tot oder schwer verwundet. Die noch ein Lebenszeichen gaben, wurden durch Handgranaten oder MPistolen einzeln erledigt. Die Köpfe der meisten waren so zerschlagen, daß sie später nicht mehr oder nur anhand von Kleiderfetzen identifiziert werden konnten. Ich selbst hatte bisher nur einen Handgranatensplitter abbekommen und spürte, wie das Blut am Körper hinunterrann. Neben mir muß auch noch einer gelebt haben, denn noch einmal hieß es: „Tam sa ešte jeden hýbe." (Dort rührt sich noch einer.) Es krachte wieder ein Schuß. Er ging knapp an meinem Kopf vorbei durch meinen linken Unterarm. Vorher hatte ich noch Herrn Stanzel, der eine slowakische Frau hatte, gehört, der bat, man möge ihn doch herauslassen, er sei doch Slowake. — Antwort: „Čo ty švábská svina." (Was, du schwäbische Sau), eine Handgranate und er war erledigt. Wie schon gesagt, kann ich die Gedanken und Gefühle in diesen Minuten nicht wiedergeben. Ich segnete still die Leute, erweckte Reue und Leid und wartete auf den Tod. Ich brachte aber kein ganzes „Vaterunser" zusammen. Nach dem Schuß in meinen Arm wurde es still.

Darauf wurde mit dem Zuschaufeln begonnen, gerade dort, wo ich lag. Ich überlegte, wie ich herauskommen könnte und hielt mich ganz ruhig. Ersticken konnte ich nicht, da die Grube nicht tief war, die Erde trocken und hart. Ich hörte einen russischen Befehl, und die Partisanen schienen sich zu entfernen. Ich fürchtete aber, daß ein Wachtposten zurückgeblieben sei. Ich wollte aber alles auf eine Karte setzen und wühlte mich aus der Erde, um zu fliehen. Doch merkte ich von mir abgewandt einen Mann in der Uniform eines Eisenbahners, der noch an den Leichen herumsuchte. Als er sich entfernt hatte, suchte ich nach meinem Vater, sah ihn in etwa zwei Meter Entfernung tot durch einen Kopfschuß. Ich mußte nun versuchen, mich zu retten.

Ich lief geradeaus über die Wiesen zum Turzbach, dort versteckte ich mich für einige Minuten in einem Dorngebüsch, um etwas auszuruhen, und lief dann im Wasser des Baches weiter, um keine Blutspuren zu hinterlassen, in Richtung

Agricola-Mühle, die etwas außerhalb des Dorfes stand. Unterwegs hatte ich eine Frau, die ahnungslos auf den Wiesen beim Grummet arbeitete, zu meiner Mutter und Schwestern ins Pfarrhaus geschickt, um diese zur Flucht zu bewegen, denn beim Massengrab hatten einige geschrien: „Die Männer haben wir, jetzt kommen die Frauen und Kinder dran." Ich bestellte sie zu einem bestimmten Acker der Pfarrfelder, wo wir uns treffen wollten, um gemeinsam in Richtung Neutratal zu fliehen, wo bereits deutsche Truppen stehen sollten, die gegen die Partisanen angetreten waren.

Als ich in die Mühle eintrat, ging die Schießerei wieder los, da wurden die zweiten hundert erschossen. Ich selbst lief, nachdem ich etwas Wasser getrunken hatte, wieder weiter, traf einen mir bekannten alten Mann, Josef Kappl. Er schnitt meine Hemdsärmel ab und verband notdürftig meine Wunden. Nach einigem Warten an der verabredeten Stelle des Pfarrfeldes kamen meine Angehörigen und wir machten uns auf den Weg durch die Wälder nach dem Westen zu in Richtung zu den vermuteten deutschen Linien. Aber am Abend, als es schon dunkelte, liefen wir einer anderen Partisanengruppe in die Hände und wurden verhaftet.

Die Frauen und Kinder, die schon bei uns waren, wurden in einem Waldhegerhäuschen eingesperrt. Ich selbst wurde mit einem kaum 14jährigen Jungen Otto Antoni, der bei mir in Kost und Wohnung war, weggetrieben. Nun ging es die ganze Nacht zurück über Chrenovec, Rastočno über den Ziegenrücken nach Kuneschhau bis nach Kremnitz, wo wir zuerst in die Kaserne gebracht und dann dem dortigen Partisanenkommandanten, einem höheren tschechischen Offizier, im Gymnasium vorgeführt wurden. Hier nach der Ursache meiner Verwundung gefragt, erhielt ich auf meine Antwort, ich hätte sie von Partisanen erhalten, die ersten gründlichen Prügel, so daß ich mich nur so auf dem Boden wälzte. Nach einem kurzen Verhör wurden wir beide — Otto und ich, wir blieben die ganze Zeit unserer Haft beisammen — in ein Auto verladen und schwerbewacht nach Neusohl (Banska Bystrica) abtransportiert.

Dort wurden wir erst von einer Stelle zur andern geschoben und landeten gegen Abend bei der GPU, die hier schon schwer tätig war. Immer waren vier Mann dabei. Einer, der diktierte, der andere, der schrieb, einer, der ständig die Pistole in den Nacken drückte, und der vierte, der den Gummiknüppel handhabte. Vorgeworfen wurde mir, ich hätte zum Widerstand gegen sie aufgerufen; ich hätte einen Geheimsender auf meinem Kirchturm und man hätte Waffen in meiner Pfarrkirche in der Sakristei und unter dem Altar gefunden. Bei diesem ersten Verhör ging es mir noch leidlich ab, schlimm erging es aber Otto, der gegen mich aussagen sollte. Als er wieder vom Verhör kam, nach etwa zwei Stunden, hatte er einen hochroten, dick geschwollenen Kopf.

Für diese Nacht ging es dann ins Stadtgefängnis, gleich neben der Bischofskirche,

in der ich vor vier Jahren die Priesterweihe empfangen hatte. Wir waren recht müde und hungrig. Wir hatten seit Mittwochabend nichts mehr gegessen und getrunken — jetzt war es Freitagabend. Durch inständiges Bitten ließ sich der Gefängniswärter erweichen und ich konnte einen kleinen Zettel ins Priesterseminar schicken, von wo ich Essen erbat und es auch bald bekam. In einer Zelle für zwei Mann waren wir schon vier. Die andern zwei waren Slowaken, ein Professor und ein Bezirksrichter. Ihre Namen sind mir entfallen. Man hatte uns vom Seminar auch zwei Decken gebracht, so schliefen wir infolge der Übermüdung diese Nacht recht gut.

Am andern Morgen, Samstag, den 23. September 1944, wurden wir wieder aus der Zelle geholt, auf einen offenen Lastwagen verladen, und weiter ging es nach Osten. Gegen Mittag wurden wir auf dem alten Schloß in Slovenska Lupča abgeliefert. Dort hatten die Partisanen alle Zöglinge der Schulbrüder, die dort eine Erziehungsanstalt für gefährdete Jugendliche unterhielten, entlassen. Ich wurde von dem Leiter dieses Konzentrationslagers, einem Juden namens Staudinger, speziell in Empfang genommen. Er brachte mich sofort in seine Privatgemächer. Nur dem Umstand, daß er zum Mittagessen gerufen wurde, habe ich es zu danken, daß ich der ersten schlimmen Tortur entging. Wie ich später erfuhr, wurde aus den Zimmern Staudingers mancher leblos herausgeschleppt.

Ich wurde in den Turnsaal des Schlosses gebracht, in dem sich schon viele Männer befanden. Ich traf manche Bekannte aus den Nachbargemeinden meiner Pfarrei. Am Abend wurde noch einmal ein Schub in den Saal gebracht, etwa 25 Mann, alles Bekannte aus meiner Heimatgemeinde Krickerhau. Nun war der Saal voll belegt. Wir waren 180 Mann. Darunter waren auch einige Schwerkranke. Dreimal am Tag wurden wir zum Essen geholt: eine dünne Salzwassersuppe und eine durchsichtige Scheibe Brot. Einmal durften wir im Hof spazieren gehen, d.h. wir wurden getrieben. Als wenige Tage nach mir mein Freund Kpl. Hickl Lukas auch eingeliefert wurde, begannen wir, die Spaziergänge zum Beichthören unserer Mitgefangenen zu benützen. Wir rechneten mit dem Tode. Ich selbst wurde fast jeden Tag nachmittags gegen 4 Uhr geholt und erhielt meine Schläge. Das Schloß war in diesen Wochen mit etwa 500—600 Häftlingen belegt. Darunter befanden sich sehr alte Männer und Frauen, ja selbst Säuglinge waren dabei.

Einmal wurde eine Abteilung zur Arbeit geholt. Ich hatte mich auch gemeldet, doch wurde ich zurückgestellt.

Die ersten zwei Wochen waren sehr schlecht, doch dann wurde der Kommandant Staudinger abgelöst und das Lager dem Befehl regulärer slowakischer Gendarmerie unterstellt. Unter ihnen befanden sich einige, die sehr gut zu uns waren. Ich erinnere mich eines gewissen Stastny, der half, wo er konnte. Während meiner Haftzeit wurde ich noch mehrfach zu Verhören geholt. Eines da-

von dauerte über 4 Stunden. Das Schlimmste war die Ungewißheit über unsere Zukunft. Verschiedene Gerüchte liefen um, die wenig ermutigend waren. Aber am 24./25. Oktober wurde es unruhig unter unseren Wachmannschaften, hörte man doch in ziemlicher Nähe Geschützfeuer. Was würde wohl mit uns werden? Bei einem Besuch in den ersten Wochen hatte doch Fero Zanyi, ein Partisanenanführer aus Krickerhau, zu einem internierten Landsmann gesagt: „Bevor wir euch den Deutschen lassen, sprengen wir das ganze Schloß in die Luft. Wir haben genug Dynamit aus dem Bergwerk geholt."

Bevor am 25. Oktober das Abendessen ausgegeben wurde, waren unsere Wachposten ausgerückt, hatten uns aber eingeschlossen zurückgelassen. Doch bald wurden die Türen mit Hilfe von primitiven Mitteln aufgesprengt, und wir verließen vorsichtig unser Gefängnis. Jeder versuchte sich zu retten. Als wir den Schloßberg hinunterstiegen, es war bereits etwa 22.30 Uhr, feuerten plötzlich von irgendwoher schwere MGs in unserer Richtung. Jeder ging in Deckung, so gut er konnte. Otto und ich hatten uns bei einem Bauernhof auf den Misthaufen verkrochen und trachteten, nachdem das MG-Feuer aufgehört hatte, einen Heuboden zu gewinnen, um uns dort zu verstecken. Aber eine slowakische Frau hatte uns gesehen und den Partisanen verraten. Wieder wurden wir festgenommen, jenseits der Straße an eine Mauer gestellt. Nun schien doch noch unser letztes Stündlein gekommen zu sein, denn es hieß: „Ihneď odstreliť" (Sofort erschießen). In dieser letzten Not kam uns unerwartet von einem slowakischen Leutnant Hilfe, der vorbeikam und die Exekution verhinderte und uns aus den Händen der Partisanen befreite. Er sperrte uns über Nacht in eine Gastwirtschaft, ließ uns aber, als sich unsere Aussagen über die Verhältnisse im Schloß bewahrheiteten, am nächsten Morgen laufen. Aber was nun und wohin? In Slovenská Lupča wimmelte es von Partisanen und Soldaten. Der Eisenbahnverkehr war lahmgelegt, da von Altsohl (Zvolen) her schon deutsche Verbände vorrückten. Eine gute slowakische Familie nahm uns trotz der Gefahr für sie auf, gab uns zu Essen, versteckte uns und versorgte uns mit frischer Wäsche.
Am 27. Oktober rückten die deutschen Truppen in Slov. Lupča ein. So waren wir endlich frei. Wir wurden gleich nach Neusohl gebracht, von dort nach Kremnitz, wo wir noch einmal über Nacht bleiben mußten. Am 29. Oktober — Christkönigsfest — kam ich etwa um 10.00 Uhr in Glaserhau an, gebrochen an Leib und Seele. Kein Mensch erkannte mich zunächst.
Das Pfarrhaus war arg mitgenommen. Zwei Granattreffer hatten eine Ecke vollkommen zerstört. Von meinem Besitz und Hausrat fand ich nichts mehr vor. Alles war geplündert und geraubt worden. Mein ganzer Viehbestand war weggetrieben. Der Schaden betrug etwa 300 000 slowakische Kronen.
Ich mußte mich erst wieder ans Leben gewöhnen. Das Überleben schien mir

immer noch wie ein Wunder, daß ich das alles erlebt, erlitten hatte und nicht umgekommen war.
Das Massengrab am „Ebenen Wald", wo ich mit der ganzen trauernden Gemeinde die Ermordeten einsegnete, legt, solange es besteht, Zeugnis von dem schrecklichen Geschehen ab."
Männer, die am 21. September 1944 in Glaserhau durch Partisanenhand zwischen 13 und 14 Uhr auf furchtbare Weise ums Leben kamen und die in einem Massengrab beigesetzt sind. Angeführt werden der Familienname, Vorname, das Alter, der Familienstand sowie der Hausname. Es sind insgesamt 189 Männer sowie zwei weitere, die nach Verschleppung den Tod gefunden haben:

Agrikola, Adolf	35	vh.	Müller
Antoni, Andreas	53	vh.	Schuhsta b. Klapieta
Antoni, Rudolf	15	ld.	Schuhsta Sohn
Antoni, Johann	42	vh.	Beleschka
Antoni, Josef	28	vh.	Plieml (2 Brüder)
Antoni, Thomas	50	vh.	Penaboognala
Antoni, Franz	42	vh.	Kuckuck (2 Brüder)
Antoni, Franz	59	vh.	Baran
Antoni, Franz	43	vh.	b. Schneida
Antoni, Johann	37	ld.	Kiachnwotta b. Kobas
Antoni, Johann	35	vh.	Lehnahonnes
Bielesch, August	46	vh.	Wolkn
Bielesch, Adolf	30	vh.	Schiestala
Bielesch, Georg	55	vh.	Pruutjik
Bielesch, Johann	50	vh.	Zeiss
Bielesch, Johann	39	vh.	Krips
Bielesch, Johann	42	vh.	Russka-Stigaar
Bielesch, Johann	45	vh.	Brnzl
Bielesch, Josef	23	ld.	Maatschek
Bielesch, Josef	54	vh.	Olawrant
Bielesch, Josef	36	vh.	Knot-Siema
Bielesch, Ludwig	48	vh.	s Furzn
Bielesch, Matthias	52	vh.	Heisl-Kissla
Bielesch, Matthias	42	vh.	Kissla-Oberort
Bielesch, Rudolf	20	ld.	Pietnapal
Blinzer, Josef	38	vh.	Moojackl
Daubner, August	46	vh.	Dauma
Daubner, August	45	vh.	Turko-Oberort
Daubner, Josef	39	vh.	Turko-Oberort (2 Brüder)

Daubner, Elias	46	vh.	Schitzl-Kiachnwotta
Daubner, Franz	40	vh.	Schitzl-Keescha (2 Brüder)
Daubner, Ignaz	55	vh.	Totto-Hiekl
Daubner, Ignaz	56	vh.	Hannusch
Daubner, Johann	16	ld.	s Hieklpaln
Daubner, Johann	15	ld.	s Meatalozkis
Daubner, Johann	38	vh.	Tuumaln
Derer, Josef	25	ld.	Kafek-Stroona
Derer, Rudolf	15	ld.	Kafek-Stroona (2 Brüder)
Drexler, August	45	vh.	Augustin-Siema
Drexler, Georg	42	vh.	Schpeaba
Drexler, Johann	44	vh.	Schustermeister
Franz, August	36	vh.	Schbazmeagn
Franz, Ignaz	59	vh.	Lettna
Grosch, Josef	45	vh.	Buzka
Großmann, August	40	vh.	Schmitzl-Teemala
Großmann, Franz	32	vh.	Schmitzl-Teemala (2 Brüder)
Großmann, Franz	20	ld.	Alnwlaascha
Großmann, Josef	38	vh.	Alnwaascha
Großmann, Josef	44	vh.	Lukis
Herchl, Ignaz	48	vh.	Stattoms
Herchl, Josef	48	vh.	Tuul
Hickl, Emil	19	ld.	Hoolig
Hickl, Johann	48	vh.	Kitsch-Goobahell
Hickl, Leopold	16	ld.	s Schniares
Jantschik, August	42	vh.	Preemas
Jantschik, Franz	35	vh.	Preemas (2 Brüder)
Jantschik, Elias	34	vh.	Schneckls
Jantschik, Franz	52	vh.	Hommala
Jantschik, Johann	40	vh.	Faschink
Jantschik, Matthias	38	vh.	Faschink (2 Brüder)
Jantschik, Johann	50	vh.	Schmiedemeister
Jantschik, Matthias	55	vh.	Raaz (2 Brüder)
Jantschik, Matthias	50	vh.	Matusch
Jantschik, Herbert	15	ld.	Matusch-Sohn
Jantschik, Matthias	48	vh.	Schbazpaln
Kabas-Hartmann, Georg	48	vh.	Majoora
Kappl, Emil	43	vh.	Trn-Kappl
Kappl, Johann	50	vh.	Fleckl-Siemajek
Kappl, Josef	16	ld.	Heachl

Kasper, Elias	42	vh.	Tschindaleng
Kasper, Josef	45	vh.	Speekjackl
Kasper, Josef	35	vh.	Pienapall
Kasper, Georg	59	vh.	Lozka-Staajirgal
Krohlas, August	38	vh.	s Russn
Krohlas, Georg	33	vh.	beim Schusta (2 Brüder)
Krohlas, Johann	40	vh.	Tuul
Latzko, August	40	vh.	Bjischtl-Jantschik
Latzko, August	40	vh.	Paffka
Latzko, August	36	vh.	Keescha
Latzko, August	48	vh.	Pumpa
Latzko-Lindner, Elias	40	vh.	Moorhex
Latzko, Elias	36	vh.	Woltajantschik
Latzko, Elias	35	vh.	Droppka-Neffe
Latzko, Elias	50	vh.	Droppka-Onkel
Latzko, Franz	58	vh.	Tinnifranz
Latzko, Johann	35	vh.	Glaser
Latzko, Johann	38	vh.	Majoora-Oberort
Latzko, Josef	44	vh.	Tschargan
Latzko, Leopold	17	ld.	Tschargan-Sohn
Latzko, Josef	45	vh.	Diedi
Latzko, Josef	54	vh.	Heisls Joosch
Latzko, Matthias	50	vh.	Schietheisl
Latzko, Stefan	55	vh.	Dingl
Lehner, August	36	vh.	Bleifuß
Lehner, Johann	54	vh.	Raaz
Lehner, Josef	15	ld.	Raaz-Sohn
Lehner, Johann	34	vh.	Hansulka
Lehner, Josef	43	vh.	Tobijas
Lichtner, Elias	45	vh.	Dauma-Tittä
Lichtner, Franz	43	vh.	Dauma-Tittä (3 Brüder)
Lichtner, Johann	40	vh.	Dauma-Tittä
Lichtner, Franz	48	vh.	Jackala
Lichtner, Matthias	45	vh.	Klapieta (2 Brüder)
Lichtner, Johann	48	vh.	Hänseln-Pletschijak
Lichtner, Johann	54	vh.	Heachl
Lichtner, Josef	45	vh.	Peppi
Macho, Franz	49	vh.	Teschiek
Macho, Josef	47	vh.	Alnwlaascha
Matschek, Franz	45	vh.	Pletschijak

Medwed, August	32	vh.	Pabol
Medwed, Martin	49	vh.	Schustermeister
Medwed, Leopold	18	ld.	Schustermeister-Sohn
Megeth, August	38	vh.	Mägit
Megeth, Johann	28	vh.	Mägit (2 Brüder)
Megeth, Johann	43	vh.	Strban
Metzele, Georg	51	vh.	Moozmeakn
Metzele, Anton	47	vh.	Ang. Bielesch (3 Brüder)
Metzele, Johann	42	vh.	s Schniares
Metzele, Josef	47	vh.	Lehnamechl
Metzele, Franz	54	vh.	Klajookl
Michele, Elias	39	ld.	Juusof
Michele, Elias	40	vh.	Liasbuscht
Michele, Franz	54	vh.	Stracka
Michele, Franz	50	vh.	Plessl
Michele, Josef	50	vh.	Teppala
Michele, Johann	45	vh.	Krecknjirgal (2 Brüder)
Michele, Josef	40	vh.	Krpiz
Michele, Ludwig	29	vh.	Geschäftsführer
Neusser, Alois	52	vh.	Tuumacha
Perlak, Elias	53	vh.	Mann v. Sochlfranzi
Perlak, Eduard	17	ld.	Kappl
Perlak, Franz	59	vh.	Teppala
Perlak, Stefan	26	vh.	Lokitsch
Palesch, Karl	53	vh.	Oberort
Pittner, Josef	45	vh.	Schimmilis
Pittner, Josef	42	vh.	Pendala
Pittner, Johann	32	vh.	Pendala (2 Brüder)
Pittner, Johann	55	vh.	Goobahell
Pittner, Johann	52	vh.	Jirgasch
Pittner, Johann	57	vh.	s Trschn
Pisch, Matthias	52	vh.	Lump
Pischko, Josef	48	vh.	Schneckls b. Bielesch
Pöss, Johann	50	vh.	Vater vom Pfarrer
Prievidzer, Matthias	21	ld.	Schneidergeselle
Reichl, Josef	35	vh.	Amerikaner
Rusko, Elias	45	vh.	Fajok
Rusko, Ludwig	30	vh.	Fajok (2 Brüder)
Rusko, Josef	34	vh.	Mascha
Rusko, Karl	35	vh.	Schulahansl

Schwarz, August	39	vh.	Druschba
Schwarz, Andreas	44	vh.	Temala
Schwarz, Elias	44	vh.	Tschargan
Schwarz, August	32	vh.	Ruskala-Bika-Sohn
Schwarz, Franz	58	vh.	Ruskala-Bika
Schwarz, Bertelein	55	vh.	Dierajek
Schwarz, Georg	35	vh.	Kromma
Schwarz, Matthias	57	vh.	Teemala
Schwarz, August	22	ld.	Teemala-Sohn
Schwarz, Josef	53	vh.	Keschpala
Schwarz, Paul	55	vh.	Krumplpal
Schwarz, Franz	53	vh.	Schbazijak-Kitsch
Schwarz, Ignaz	58	vh.	Finko
Schwarz, Erwin	32	vh.	Finko-Sohn
Schwarz, Josef	47	vh.	Goobahell
Schnürer, Josef	43	vh.	beim Schiestala
Stanzel, Josef	42	vh.	Stanzeln
Stanzel, Johann	38	vh.	Stanzeln (2 Brüder)
Teidler, Ludwig	18	ld.	beim Martscha Franz Diener
Tomala, Johann	40	vh.	Kostra
Tienes, August	40	vh.	beim Schooba
Tienes, Josef	28	vh.	beim Turzer
Tienes, Josef	50	vh.	Baumeister
Tienes, Josef	40	vh.	Jockldauma
Tienes, Wendelin	55	vh.	Lozkajirk
Turzer, Johann	48	vh.	Tschesch
Turzer, Josef	51	vh.	Tschesch-Schuusta (2 Brüder)
Turzer, Erwin	19	ld.	Tschesch-Schuusta-Sohn
Wagner, August	35	vh.	Keeschjackl
Wagner, Franz	51	vh.	Guat
Wagner, Johann	43	vh.	Pittfüruns
Wagner, Johann	44	vh.	Urban
Wagner, Josef	46	vh.	Keescha
Wagner, Josef	39	vh.	Tschilka
Wagner, Franz	37	vh.	Tschilka (2 Brüder)
Wollner, Johann	54	vh.	Schulleiter-Direktor
Wollner, Karl	26	vh.	Schulleiters Sohn
Greisinger, Adalbert	35	vh.	Bata-Angestellter

Außerdem wurden 41 Männer verschleppt, von denen zwei nicht zurückkehr-

ten. Nach Angaben der zurückgekehrten Männer sollen sie erschossen worden sein. Es sind:

Medwed, Josef	58	vh.	Stroona
Metzele, Johann	16	ld.	Hietnkobel

Die Äußerungen der Partisanen, daß nach den Männern nun auch die Frauen und Kinder erschossen würden, setzten die Bevölkerung noch mehr in Angst und Schrecken. Als am 1. Oktober 1944 deutsche Truppen eintrafen und Glaserhau von den Partisanen befreiten, atmete die Bevölkerung zwar erleichtert auf, aber zu einem normalen und ruhigen Leben kam es in der Gemeinde nicht mehr. Zu tief saß das Leid, der Schock und die Ungewißheit über das Schicksal der etwa 40 Männer, die am ersten Tag der Besetzung von den Partisanen verhaftet und verschleppt wurden. Unter diesen Männern befanden sich auch der Bürgermeister mit seinen Mitarbeitern in der Gemeinde und der Raiffeisenkasse.
Am 28. Oktober 1944 eroberte die deutsche Wehrmacht die Stadt Neusohl (Banská Bystrica), das Zentrum des Aufstandes. Die Partisanen zogen sich in die Wälder zurück und führten von dort aus Überfälle durch. Um die deutschen Ortschaften zu schützen, wurde aus den noch lebenden Männern der „Heimatschutz" aufgestellt und mit Waffen ausgerüstet. Er sollte nach dem Abzug der deutschen Truppen die Sicherheit und Verteidigung der Gemeinde übernehmen. Während dieser Schreckensherrschaft der Partisanen wurden in jedem deutschen Dorf, wenn auch nicht so viel wie in Glaserhau, unschuldige Menschen, nur weil sie Deutsche waren, gefoltert, erschossen oder auf bestialische Weise umgebracht, wie zum Beispiel in Deutsch-Proben. Hier wurden 23 Männer, es war die geistige Führung der Stadt, grausam zu Tode gequält, die Zungen abgeschnitten und entsetzlich verstümmelt.
Solchen „Heldentaten" hätte wohl auch die slowakische Nachwelt kaum ein Denkmal gesetzt. Deshalb taten es die Partisanen selber und verherrlichen sich auch selber als die Helden des „Slowakischen Nationalaufstandes", wobei der prominenteste Kommunist der Slowakei, der heutige Chef der Kommunistischen Partei in der ČSSR, Husak, den Partisanenputsch nicht einen „slowakischen", sondern Liptovsko-Turčianske-povstanie = einen „Liptau-Turiezer-Aufstand" nannte. Denn nur in den Bezirken Liptau und Turiez gelang es den Russen mit Hilfe tschechoslowakischer Kommunisten und einiger Offiziere, etwa zwölftausend slowakische Soldaten in den Putsch hineinzuziehen, um ihm den Anschein eines Volksaufstandes zu geben.

Die übrigen Garnisonen in den südlichen Städten, im unteren Waag- und Neutratal, sowie in der Hauptstadt Preßburg, verhielten sich loyal zur Regierung

Massengrab

des Landes. Dort kam es auch nicht zu Ausschreitungen gegen die Bevölkerung wie im Hauerland.
Es soll daher festgehalten werden, daß die Mehrheit des slowakischen Volkes diese Ausschreitungen ablehnte und auch nicht mitmachte, aber dafür wütete der aufgehetzte, losgelassene Pöbel um so schlimmer.
Die kommunistisch gelenkten Zeitungen und das Fernsehen in der ČSSR haben die Macht, alles so hinzustellen, wie es ihren politischen Bedürfnissen und „Wahrheiten" entspricht.
Nachdem die Büchereien entsprechend gesäubert und die geschichtlichen Wissensträger aus den wissenschaftlichen Instituten entfernt wurden, haben die Bewohner, vor allem die Jugend dieses Landes, kaum mehr die Möglichkeit, sich ein objektives Bild über das seinerzeitige Geschehen zu machen. So wird, je länger die Zeit fortschreitet, der Aufstand von den Kommunisten immer mehr gefeiert und glorifiziert, um zu vertuschen, daß er in Wirklichkeit ein Mißerfolg war, besonders für die Slowaken.
Das Ziel der russischen Partisanenführung war, mit Hilfe eines Aufstandes in der Slowakei die Ostfront in diesem Abschnitt von hinten aufzubrechen, den

Karpatenübergang für die Rote Armee freizukämpfen und so den Weg für die Sowjettruppen nach Mitteleuropa zu öffnen. Dieses Ziel ist nicht erreicht worden. Die Kommunisten und slowakischen Helfershelfer haben mit dem Aufstand weder das Kriegsgeschehen beeinflussen noch verkürzen können, sondern haben nur dazu beigetragen, daß ihr eigenes friedliches Land in ein blutiges Schlachtfeld verwandelt wurde. Daß der Aufstand auch etwa 20 000 Slowaken das Leben kostete und die Zerstörung von rund 60 Orten mit sich brachte, wird nur den Deutschen angelastet, nicht aber jenen sowjetischen Partisanenführern, die im Auftrag Moskaus den Aufstand inszenierten und sich weder um das Wohl des slowakischen Volkes noch um die Beschlüsse und Wünsche des „Revolutionären Slowakischen Nationalrates" kümmerten, sondern nur die Weisungen des obersten sowjetischen Partisanenkommandos in Kiew befolgten.
Über diesen Aufstand sind inzwischen viele Bücher geschrieben worden, aber das Entscheidende, das Belastende, wird darin verschwiegen und so die Wahrheit verwischt. Auch von deutscher Seite. So wurde die „Dokumentation über den Aufstand in den Karpaten 1944" von Wolfgang Venohr im Zweiten Programm des Deutschen Fernsehens schon zweimal ausgestrahlt. Der Film zeigt und schildert den heldenhaften Kampf der Partisanen gegen die deutsche Wehrmacht, der aber aufgrund der taktischen und waffentechnischen Überlegenheit der Deutschen zusammenbrach.
Die Ermordung, Verfolgung und sadistische Mißhandlung unzähliger unschuldiger und wehrloser Volksdeutscher, die hier 600 Jahre und länger mit den Slowaken in Frieden und Eintracht lebten und arbeiteten, hat Herr Venohr in seiner Dokumentation ausgeklammert. Wenn irgendwo in der Welt Menschen unschuldig verfolgt oder gar getötet werden, nimmt sich die deutsche Berichterstattung und das Fernsehen dankenswerterweise ihrer besonders an, aber wenn es sich um verfolgte Deutsche handelt, dann schweigen die Stimmen und Herzen vieler Journalisten.

Evakuierung

Das blutige Massaker von Glaserhau hatte, so traurig es klingen mag, für die gesamte Volksgruppe auch etwas Gutes. Entgegen anderslautenden Anordnungen der Militärdienststellen, setzte es die deutsche Volksgruppenführung jetzt durch, daß schon eine Woche nach der Erschießung der Glaserhauer Männer mit der Evakuierung der Karpatendeutschen begonnen wurde. (Wagendrüssel)
Mit der Organisation und Durchführung wurde der „Heimatschutz" beauftragt. Zu seinen Aufgaben gehörten die Beschaffung der Waggons, die Verladung und auch die Begleitung der Transporte bis zu den Bestimmungsorten.

Zuerst wurden die Schulkinder evakuiert. Darüber wurde bereits an anderer Stelle ausführlich berichtet. Dann kamen die älteren Leute und Frauen mit Kindern an die Reihe. Diese Transporte gingen in verschiedene Länder. Nach Österreich zu den dort arbeitenden Angehörigen und Bekannten, oder nach Niedersachsen, wo ebenfalls Glaserhauer arbeiteten. Die Mehrzahl der Glaserhauer wurde nach Chodau bei Karlsbad evakuiert. Nachdem zu Hause das Vieh der deutschen Wehrmacht übergeben worden war, folgte der Rest der Bevölkerung nach Chodau nach.
Als letzte verließen die Männer vom Heimatschutz erst Ende März Glaserhau. Sie wurden der deutschen Wehrmacht unterstellt und zusammen mit dem Heimatschutz der Nachbarorte auf den Truppenübungsplatz Beneschau bei Prag verlegt, wo sie bis Kriegsende die Bahnstrecke Beneschau—Prag bewachten und in russische Gefangenschaft gerieten.
Am 4. April 1945 besetzten russische und rumänische Truppen nach hartem Kampf Glaserhau.

Kriegsende und seine Folgen

Am 8. Mai 1945 war der Krieg aus. Die Glaserhauer erlebten das Kriegsende in der Fremde. Viele kehrten nach dem Krieg nicht mehr nach Glaserhau zurück. Sie blieben in ihren Evakuierungsorten. Nur die Chodauer (Sudetenland) mußten auf Befehl der Siegermächte nach Glaserhau zurückkehren. Für sie begann wieder eine lange Reihe unsagbarer Leiden. Allein der Transport dauerte mehrere Wochen. Er führte über Eger, Regensburg, Preßburg nach Glaserhau. In Preßburg angekommen, durfte niemand mehr deutsch sprechen. Wer es dennoch wagte, wurde zurückbehalten, interniert und nach Deutschland ins Auffanglager Regensburg abgeschoben.
Anfang November 1945 abends kam der Transport endlich in Glaserhau an. Das Wiedersehen mit der Heimat war furchtbar und trostlos. Die Häuser waren ausgeraubt, stark beschädigt, teils durch Kriegseinwirkung, teils durch Plünderung. Fenster, Türen, Kachelöfen, alles, was nicht mitgenommen werden konnte, war zusammengeschlagen. In der Küche fehlten die Herdplatten und Ofentüren. Was an Holz und Brettern gebraucht werden konnte, war weggeschafft worden. Ganze Gebäude wurden abgetragen und in slowakische Dörfer „verlagert". Die Plünderer kamen hauptsächlich aus Dauben (Dubové) und Budiš. Im Čepčiner Wald lagen noch lange danach Möbelstücke, Regale und andere Haushaltsgegenstände aus Glaserhau umher. Die gut erhaltenen Neubauten waren bereits von den zugewanderten Slowaken besetzt, so daß die Eigentümer notgedrungen andere leerstehende Häuser beziehen mußten. Die Kartoffelkeller, Getreide-

kästen waren leer. Viele Mütter hatten anfangs für ihre Kinder nur das, was sie sich in den slowakischen Nachbardörfern erbettelten. Erst im Dezember wurde den Hungernden zum Überleben Kartoffeln und etwas Mehl, wenn auch ohne Salz, zugeteilt. Es fehlte aber auch an Brennholz. Die Kälte drang durch die notdürftig reparierten Fenster und Türen, so daß der Winter 1945/46 eine weitere qualvolle Erinnerung an Glaserhau bleibt. Slowakische Bauern kamen und holten sich Buben und Mädchen als Dienstboten ab. Die Deutschen mußten als Kennzeichen weiße Armbinden tragen und durften die Eisenbahn nicht benutzen. Glaserhauer, die der slowakischen Sprache mächtig waren, versuchten, sich ohne Armbinde durchzuschmuggeln und wegzufahren. Wenn sie als Deutsche erkannt wurden, wanderten sie in Internierungslager und durften nicht mehr nach Hause zurück.

Die Unterdrückung und die Schikanen dauerten an. So war für die 650 zurückgekehrten Glaserhauer der Abtransport Anfang Juli 1946 in das Sammellager Nováky eine Erlösung. Wenn auch im Lager die Wochen und Monate schwer waren, so war es doch die letzte durchzustehende Zeitspanne bis zum „Abschub der Deutschen", wie es amtlich hieß. Was konnte diese leidgeprüften Menschen überhaupt noch erschüttern?

In Nováky wurden im September 1946 die einzelnen Transporte nach Deutschland zusammengestellt. Die Leute mußten ihre Habe zurücklassen und durften nur das Allernotwendigste für den persönlichen Gebrauch mitnehmen. Sie sollten, nach den Worten des Deutschen-Hassers Beneš, nichts mitnehmen als ein Taschentuch, um ihre Tränen trocknen zu können.

Die Aussiedlungsbehörden leiteten bewußt die Transporte in verschiedene Besatzungszonen. Man wollte dadurch das Zusammengehörigkeitsgefühl der armen Menschen vollständig töten und jegliches gemeinsame Denken an die alte Heimat auslöschen. So kamen einige Transporte nach Mecklenburg, nach Sachsen und Thüringen in die russische Besatzungszone. Andere wieder nach Niedersachsen in den Kreis Uelzen. Die meisten aber nach Baden/Württemberg in den Kreis Schwäbisch Gmünd, in den Raum von Eßlingen, Plochingen und Ulm. So sind die Glaserhauer über ganz Deutschland zerstreut worden. Den meisten aus der Ostzone gelang es in den ersten Nachkriegsjahren, sich in die Bundesrepublik, und zwar in die Rheinpfalz, abzusetzen.

Ein Teil der Glaserhauer wandte sich nach Österreich, weil sie sich diesem Land innerlich verbunden fühlten und hier durch ihre langjährige Arbeit leichter eine neue Heimat zu erlangen hofften. Dieses Gefühl der Verbundenheit fand aber bei den österreichischen Staatsmännern keine sonderliche Gegenliebe und die russische Besatzungsmacht veranlaßte dann, daß die staatenlosen Slowakeideutschen nach Westdeutschland überstellt wurden. So kamen von den nach Österreich geflüchteten und evakuierten Glaserhauern der größere Teil in die Bundes-

republik, in den Kreis Buchen im Odenwald, und der kleine Teil konnte in Österreich verbleiben. Obwohl sie jede Arbeit annahmen und die Stelle der heutigen Gastarbeiter ausfüllten, dauerte es viele Jahre, bis die Rechtlosen und Geduldeten gleichberechtigte österreichische Staatsbürger wurden.

Vermißte und Gefallene des 2. Weltkrieges 1939—1945

Angeführt werden Name, Vorname, Geburtsdatum, Haus-Nr., Hausname

Antoni, Ludwig	28. 4. 1918	85	Beleschka
Antoni, August	24. 3. 1921	197	Lotzka
Bauer/Bukowi, Karl	31. 1. 1916	30	Stroona
Bukowi, Leopold	17. 4. 1920	30	Stroona
Bukowi, Johann	25. 5. 1925	30	Stroona
Bielesch, Leopold	8. 11. 1924	19	Grünärml
Bielesch, Quido	14. 2. 1915	158	Klarechta
Bielesch, August	12. 1. 1923	203	Jigala
Bielesch, Ludwig	30. 1. 1924	211	Wolkn
Bielesch, Stefan	20. 2. 1920	227	Beibl-Kissla
Bielesch, Albert	15. 1. 1923	262	Klajokl
Bielesch, Johann	17. 9. 1920	276	Penabognala Kissla
Bielesch, Josef	18. 3. 1920	304	Zeis Krestl
Bielesch, Josef	28. 4. 1925	310	Pruutjik
Daubner, Rudolf	8. 8. 1923	397	Lump
Daubner, Daniel	6. 8. 1921	397	Lump
Daubner, Josef	1919	421	Pischko
Daubner, Josef	10. 4. 1918	468	Schützl
Daubner, Franz	17. 1. 1924	273	Hannel
Drexler, August	29. 3. 1924	311	Abraham
Derer, Daniel	7. 4. 1911	137	Stutzl
Frindt, Josef	19. 8. 1919	101	
Großmann, Leopold	20. 8. 1927	90	Alnwlascha
Großmann, Leopold	1923	120	Teemala
Grelnet, Franz	19. 9. 1921	131	
Grelnet, Ludwig	19. 10. 1927	131	
Hickl, Adolf	17. 6. 1924	40	Fudisch
Hickl, Adolf	8. 12. 1922	84	Hoolig
Hickl, Josef	2. 6. 1923	292	Kitsch Goobahell
Herchl, Josef	26. 11. 1926	253	Paloschka

Jantschik, Daniel	20. 4. 1920	23	Holzbogn
Jantschik, Johann	28. 2. 1911	240	Lotzkajeg
Kappl, Johann	18. 8. 1922	334	Trn Scheib
Kasper, Rudolf	2. 9. 1927	438	Tschindaleng
Lichtner, Daniel	24. 12. 1913	409	Peppi
Latzko, Johann	4. 3. 1912	97	Metlstn Schmied
Latzko, Johann	31. 10. 1916	184	Schnekl
Latzko, Paul	30. 6. 1913	213	Schnakl
Latzko, Johann	9. 1916	217	Prla
Latzko, August	1919	217	Prla
Latzko, Stefan	26. 12. 1915	226	Woltajantschik
Latzko, Josef	18. 1. 1912	300	Kalei
Metzele, Paul	22. 7. 1922	16	Leidnant
Metzele, Johann	27. 10. 1922	464	Mezn vorne
Metzele, Daniel	29. 7. 1927	464	Mezn vorne
Metzele, Johann	20. 1. 1915	263	Trsch
Metzele, Adolf	2. 10. 1926	238	Mezn hinten
Macho, Adolf	26. 6. 1924	38	Schustis
Macho, Adolf	2. 9. 1925	242	Teschik
Michele, Leopold	19. 7. 1914	54	Straka
Michele, Adolf	11. 4. 1927	56	Straka
Michele, Georg	4. 1. 1907	74	Posl
Michele, Rudi	5. 5. 1923	96	Kroma
Michele, Josef	10. 2. 1908	199	Gänsal
Michele, August	24. 5. 1923	199	Liasbuscht
Nikles, Josef	31. 7. 1910	160	Majarof
Neußer, Stefan	19. 8. 1912	424	Jakala
Neußer, Josef	1921	424	Jakala
Pittner, Johann		257	Petnjeg
Pittner, Leopold	16. 12. 1927	276	Penabognala
Pittner, Johann	19. 8. 1923		
Priwitzer, Johann	17. 12. 1918	333	
Priwitzer, Josef	16. 7. 1925	333	
Reichl, Ferdinand	3. 11. 1919	31	Tschitschmo
Schwarz, Rudolf	12. 9. 1924	75	Ruskala
Schwarz, Ignaz	13. 9. 1911	87	Hieklpal
Schwarz, Josef	19. 2. 1921	145	Finko
Schwarz, Emil	14. 1. 1922	188	Maschka
Tomala, Paul	24. 8. 1916	264	Lenahonnes
Tomala, Leopold	16. 8. 1919	314	Hiekl

Wagner, August	30. 10. 1911	25	Tippl
Wagner, Leopold Franz	22. 7. 1925	37	Krautsuppn
Wagner, Josef	23. 4. 1925	107	Ruska Talan
Wagner, Georg	24. 3. 1921	200	Foigo
Wagner, August	15. 2. 1920	289	Grez Goobahell
Wagner, Leopold	2. 2. 1926	289	Grez Goobahell
Weiss, August	10. 4. 1925	297	Simajek
Wollner, Ladislaus	18. 6. 1922	410	
Zeisel, Andreas	24. 10. 1925	124	
Pöss, Toni		284	

Verschiedenes

Wie's „Daheim" einst war

von Hanni Würch, geb. Nikles

Im Frühjahr, wenn die Sonn' sich müht,
daß alles ringsum grünt und blüht —
wenn die Bächlein springen über Stock und Stein,
muß jedes Herz wohl fröhlich sein.
Die Palmkätzchen am Baum — dort vor der Tür
schieben ihr weißes Köpfchen herfür —
als wollten sie mahnen: „Macht euch bereit,
jetzt kommt die frohe Osterzeit."
Die Frauen müssen die Zeit recht gut nutzen,
sie fangen gleich an zu waschen und putzen.
Es wird geweißelt, gefegt, geschrubbt und geschniegelt,
die Fenster geputzt, daß die Sonn' sich drin spiegelt.
Nun kann sie kommen, die „Frohe Zeit",
die Natur ist erwacht, — und wir sind bereit.
Und wenn die Glocken rufen mit freudigem Ton,
eilen alle zur Auferstehungs-Prozession.
Die Herzen erhoben, zum Himmel empor,
erschallt es mächtig — gesungen im Chor:
Christ ist erstanden
befreit von Todesbanden,
der Tod hat keinen Stachel mehr,

der Stein ist weg, — das Grab ist leer.
Von Ostersonntag auf Montag — in der Nacht,
wird kaum geschlafen — da wird gewacht.
Da ziehen die Burschen von Haus zu Haus
und holen die Mädchen aus den Betten heraus.
„Ist's erlaubt zum Baden?" fragt mancher wohl auch,
auf Antwort wartet keiner — denn so ist der Brauch.
Die Mädchen neigen gehorsam den Kopf,
die Burschen sprengen Parfüm auf den Zopf.
Es duftet nach Veilchen — und manchmal nach Rosen,
und mancher würde gerne ein Weilchen liebkosen —
doch dazu ist keine Gelegenheit,
zum Weilen und Bleiben ist keine Zeit.
Ein anständiger Bursch' aus gutem Haus,
läßt in seinem Bekanntenkreis kein Mädchen aus.
Und ist das Osterfest vorbei,
beginnt des Alltags — Allerlei.
Im Schuppen steht Egge und Pflug schon bereit,
die Wiesen werden vom Gestrüpp befreit,
die jungen Menschen in unserem Ort —
sie schnüren ihr Bündel, — denn sie müssen fort
Das täglich' Brot verdienen im fremden Land,
oft ist das „Wo" noch unbekannt.
Der Abschied fällt allen sicher recht schwer,
man sieht sich bis spät im Herbst nicht mehr.
Darüber jammern und klagen — das tut man nicht,
wenn auch manches Kinderherz beinah zerbricht.
Und prangen die Wiesen im grünen Kleide,
treiben die Hirten das Vieh auf die Weide.
Auf der Scheib', dem Wiebig und auf der Ehmt am Wald,
wird immer wieder mit den Peitschen geknallt.
Das Feld wird bestellt, — es ist an der Zeit,
das Frühjahr hält viel Arbeit bereit.
Es wächst und gedeiht halt nichts von allein —
alles will gepflegt und bearbeitet sein.

Der Sommer, diese wunderschöne Zeit,
beginnt, trotz harter Arbeit, mit Geselligkeit.
Die Hirten haben schon seit Tagen
Holz und Reisigbündel zusammengetragen.

Hoch, — sehr hoch, muß der Holzstoß sein —
dann leuchtet er weit, der helle Schein.
Und wenn am Johannistag das Feuer brennt,
die Freude kaum noch Grenzen kennt.
Geschmückt mit bunten Blumenkränzen
steh'n die Mädchen am Feuer, — die Augen glänzen.
Hell leuchten die Flammen, — der Heimat als Wacht —
zum Himmel empor, — in der Sternenpracht.
„Oh Herr — in deiner Güt und Macht,
schenk uns stets eine gute Nacht",
so hallt es von den Hügeln nieder, —
alle singen — und immer wieder
werfen sie Kränze ins Feuer hinein,
den Wunsch des Herzens geschlossen mit ein.
Die Burschen, sie wollen mit mächtigem Springen
über das Feuer hinweg, — das Glück erzwingen.
Johannistag! — Ein wunderschöner Tag,
an den sich jeder gern erinnern mag.
Doch weiter geht die Zeit in ihrem Lauf —
von Tag zu Tag — und keiner hält sie auf.
Ob jung oder alt — jeder ist bereit,
die Arbeit zu tun — wenn es ist an der Zeit.
Das Gras wird gemäht — am Morgen recht bald
bevor die Sonne schaut über dem Hügel am Wald.
Dann wird es gewendet, getrocknet, geladen
zur hohen Fuhre am Leiterwagen.
Die Arbeit ist schwer — das muß man schon sagen,
doch niemand will sich darüber beklagen.
Im Gegenteil — man freut sich, wenn die Vögel singen,
und läßt dazu auch noch ein Lied erklingen.
Man pflückt Erdbeer'n und Himbeer'n — die schmecken fein,
sie wachsen wild, am Hang unter'm Krönelstein.

Wenn die vollen Ähren im Winde sich wiegen,
und die Äste unter der Last des Obstes sich biegen —
ist der Herbst nicht mehr weit — man spürt es schon,
die Arbeit, die bringt jetzt den verdienten Lohn.
Die Scheune füllt sich mit goldgelbem Korn,
das Kraut der Kartoffeln ist am Verdorr'n.
Es ist Erntezeit, — eine segensreiche Zeit, —

sie erfüllt die Herzen mit Dankbarkeit.
Noch einmal werden die Wiesen gemäht
und das Winterkorn noch ausgesät.
Die Kartoffelfelder werden langsam leer —
immer kühler wird's vom Osten her.
Die Nebelschwaden ziehen herauf, —
die Sonne geht viel später auf.
Die Blätter färben sich kunterbunt
und fallen zu Boden, von Stunde zu Stund'.
Und weht dann der Wind mit eisigem Hauch
auch die letzten Blätter von Baum und Strauch, —
wird's auf den Feldern still und leer —
man hört kein munteres Treiben mehr.
Die Kühe und die Schafe all
bleiben jetzt im warmen Stall.
Und alle, die im Frühjahr zogen hinaus,
kehren wieder zurück nach Haus'.
Sie kommen täglich in großen Scharen —
genau so, wie sie im Frühjahr gegangen waren.
Ist das ein lustiges Schwatzen und Lachen,
man könnt vor Freud einen Purzelbaum machen.
Die Kinder — und nicht nur die kleinen,
müssen vor lauter Freude gleich weinen.
Die Familie ist nun wieder komplett,
besetzt jeder Stuhl — und jedes Bett.
Es gibt viel zu erzählen und zu berichten,
ernste und auch lustige Geschichten.
Man kehrt auch bei Nachbarn und Freunden ein —
es ist so schön, wieder „ d a h e i m " zu sein.

Die Erde gefriert und wird hart wie Stein,
bald ist es Winter — da muß es so sein.
Es tanzen die Flocken, — hurra — es schneit,
die Erde erhält ein weißes Kleid.
Die Kinder holen den Schlitten hervor
und zieh'n die warme Mütz' übers Ohr.
Hinaus geht's nun in die Winterpracht,
auf sausenden Schlitten das Kinderherz lacht.
Und weht der Wind auch kalt ins Gesicht —
was macht das schon — noch spürt man es nicht.

Erst wenn ganz steif sind sämtliche Glieder,
schleicht man in die warme Stube wieder.
Auf der Ofenbank setzt man sich kurz zur Ruh'
und macht ganz fest die Augen zu —.
Man träumt vom Christkind — den Englein so hold,
mit großen Flügeln — bestickt mit Gold.
Weihnachtszeit — oh selige Zeit,
ich denke sehr oft daran — in Dankbarkeit.
Und ist es im Winter auch noch so kalt,
es ist die rechte Zeit für die Arbeit im Wald.
Bäume werden gefällt und behauen, —
denn es gibt immer etwas zu bauen.
Die Stämme — ob dick oder dün, ob lang oder kurz,
die Fuhrleut bringen alle ins Sägwerk nach Turz.
Auf dem Heimweg, — wie könnte es anders auch sein,
da kehrt man beim Paldauf im Leut'haus kurz ein.
Und kommt die lustige Faschingszeit,
hält man das Werkzeug zum Schlachten bereit.
Da gibt es Seitanz, Rauchfleisch und Wurst —
dazu trinkt man Branntwein — gegen den Durst.
Lustig geht's zu in diesen Tagen,
über Langweil' kann sich niemand beklagen.
Die Faschingstänzer ziehen von Haus zu Haus —
und die jungen Leut' lassen keinen Tanzabend aus.
Anders geht es zur Fastenzeit her —
da ist am Abend die Straße fast leer.
Ob jung, ob alt — ob groß oder klein,
zum Rosenkranzbeten muß man zu Hause sein.
So war es in Glaserhau Brauch —
die Menschen waren lustig, — doch fromm waren sie auch.
Und wenn wir heut' nach so vielen Jahren
nur in Gedanken zu H a u s e waren,
woll'n wir darüber nicht traurig sein —
denn unsere Kinder sind ja schon h i e r „daheim".

Ein Saisonbericht von Helene Daubner

Es war im Frühjahr 1938. Ich hatte mich einem Arbeitertransport nach Deutschland angeschlossen. Der Stundenlohn war dort höher als in Österreich. Er lag

zwischen 18 und 20 Pfennig. Verpflegung und Unterkunft bekamen wir vom Bauern. Auch die Arbeit war leichter. Wir mußten nicht soviel im Akkord arbeiten. Die Arbeitsgruppen waren kleiner und bestanden nur aus 2, 4, höchstens 6 Personen. Unser Transport ging nach Hannover, in die Lüneburger Heide. Aber niemand wußte genau wohin und wer der Arbeitgeber sein wird. Unterwegs stiegen Beamte des Arbeitsamtes Hannover zu uns in den Zug und boten uns verschiedene Arbeitsplätze an. Ein Bauer in Langenhagen brauchte 4 Mädchen. Ich überlegte nicht lange, denn im Transport befanden sich auch meine jüngere Schwester und 2 Freundinnen aus meiner Nachbarschaft. Es waren dies s Nikles Antschi beim Meierhof, s Klarechtis Emma und s Paleschn Hankla, meine Schwester. Wir meldeten uns und ich bekam den Vertrag. Auf dem Bahnhof in Hannover wurde der Transport aufgeteilt. Mit Herzklopfen warteten wir auf unsere Herrschaften. Wir wurden von einer Frau und einem Herrn abgeholt. Es waren unsere Chefin und der Gärtner, der uns mit einem kleinen Lieferwagen in das 10 km entfernte Langenhagen brachte. Der Gärtner war ein alter, gemütlicher Herr, der uns gleich gefiel. Aber bei der Chefin merkten wir sofort, wer sie ist und wer wir sind. In Langenhagen angekommen, führte sie uns zum Kuhstall. Wir zögerten, ihr zu folgen, aber sie beruhigte uns und sagte: „Die Räume sind schon in Ordnung." Wir bekamen eine Küche und einen Schlafraum in der Nähe des Stalles. Dann hieß es, eine müßte früher nach Hause gehen und das Mittagessen kochen. Ich war mit 19 Jahren die Älteste und mußte das Kochen übernehmen, obwohl ich vom Kochen nicht allzuviel verstand, denn zu Hause war die Schwiegermutter und man ließ mich noch nicht an den Kochtopf heran.

Unser Bauer hatte nebenbei eine große Gärtnerei. Er war auch Chef einer Werkzeugfabrik mit ca. 300 Arbeitern. Die Familie hieß Jagau und hatte 3 Kinder, die noch zu Hause waren. Die Herrschaften hatten in ihrem Haus eine Köchin und 2 Dienstmädchen angestellt, die bei jedem Essen und Bedienen schwarze Kleider, weiße Schürzen und ein kleines Häubchen tragen mußten. Das Herrschaftshaus stand in einem kleinen Park mit vielen alten Bäumen.

In der Nähe unserer Unterkunft stand an einer Hecke ein Hühnerstall mit etwa 30 Legehühnern. Die Betreuung der Hühner war das Hobby unseres Chefs. Er versorgte sie und holte auch die Eier ab. Dabei mußte er an unserer Küche vorbeigehen. Er schaute öfter zum Fenster rein und erkundigte sich, was ich koche und sagte dann: „Würde das Essen nicht besser schmecken, wenn Sie ein paar Eier dazunehmen würden?" „Natürlich", antwortete ich, „man müßte erstmal welche haben", und ich bekam auch welche. Der Chef war in Ordnung. Er war sehr stolz auf uns. Wenn Besuch kam und wir im Garten beschäftigt waren, sagte er: „Das sind meine Mädchen. Ich bin sehr zufrieden mit ihnen. Sie verstehen ihre Arbeit draußen auf dem Feld und auch in der Gärtnerei. Ich kann

mich auf sie verlassen." Dieses Lob gefiel uns und ermutigte uns zu noch mehr Eifer. Aber manchmal gaben wir ihm auch Anlaß, uns zurechtzuweisen. So entdeckten wir eines Tages im Garten eine Stelle mit vierblätterigem Klee. Wir pflückten uns einige Glücksblätter ab. Bei seinem Abendspaziergang durch den Garten merkte er das zertrampelte Beet. Er kam gleich zu uns und machte uns darauf aufmerksam, künftig von diesen Kleeblättern keine mehr zu pflücken. In einem anderen Fall hatten wir ihm die ersten roten Tomaten, die er in der Gärtnerei unter Glas züchtete, weggegessen. „Kinder, Kinder", sagte er zu uns, „laßt die ersten stehen, habt Geduld bis alle reif sind, dann könnt ihr davon essen, soviel ihr wollt!" Er hat uns nie geschimpft. Wir entschuldigten uns und versprachen ihm, seine Worte zu befolgen.
Bei allem gegenseitigen Wohlwollen kam es auch zu Meinungsverschiedenheiten. So beim Rübenvereinzeln. Die Frauen dort haben zuerst mit einer großen Hacke Büschel gehackt und dann auf den Knien von den Büscheln alle Pflanzen bis auf eine herausgezupft. Wir wollten diese Arbeitsweise nicht mitmachen, sondern so arbeiten, wie wir in Österreich das Vereinzeln gelernt hatten. Ich erklärte dem Chef, daß wir dazu eine kleine Hacke mit einem kurzen Stiel brauchen, ein sogenanntes „Jät-Kretzl". Wir machen damit das Büschelhacken und Vereinzeln in einem Arbeitsgang. Er konnte sich dieses Werkzeug nicht vorstellen und so mußte ich ihm eine Zeichnung davon anfertigen. Er tat alles für uns und besorgte uns auch diese Hacken. Nun konnten wir nach unserer gewohnten Weise an die Arbeit gehen. Als er am nächsten Tag unsere Arbeit sah, erschrak er und sagte: „Sie hacken ja alles weg!" Ich vertröstete ihn auf den nächsten Morgen und zeigte ihm dann die einzelnen Reihen und überall stand nur eine Pflanze im richtigen Abstand. Wir hatten ihn überzeugt und er ließ uns so weiter machen. Diese Art von Rübenvereinzeln verlangte ein geschicktes Umgehen mit der kleinen Hacke, und das beherrschten wir gut. Wir sind mit unserer Arbeit genau so schnell vorangekommen wie die anderen Frauen mit dem bloßen Büschelhacken. Die Abrechnung machte die Chefin. Sie gab uns den gleichen Lohn wie den anderen, obwohl wir in der gleichen Zeit beide Arbeitsgänge getätigt hatten. Wir verlangten daher denselben Lohn, den die anderen für ihre beiden Arbeitsweisen bekommen haben. Es kam zum Streit. Sie gebrauchte bei jeder Kleinigkeit den Ausdruck: „Ich könnte dich köpfen lassen!" Diesmal entgegnete ich: „Wir sind noch nicht so weit, daß wir uns von Ihnen köpfen lassen" und ging weg. Diese Worte trafen sie hart. Es war wohl das erstemal, daß ihr jemand widersprach. Nach einer Weile kam die Köchin zu mir und sagte, ich solle mich bei der Chefin entschuldigen. Ich sah keinen Grund dazu und ließ es darauf ankommen. Ich schrieb eine Karte ans Arbeitsamt in Hannover und schilderte den Vorgang. Es dauerte nicht lange, erschienen 2 Herren vom Arbeitsamt und schlichteten den Streit. Nach einigen Tagen wurde ich zur Abrechnung

Landwirtschaftliche Saisonarbeiterinnen in Niedersachsen

gerufen. Diesmal war auch der Chef dabei. Wir bekamen unseren geforderten Lohn. Diese kleine Meinungsverschiedenheit brachte uns noch andere Vorteile ein. Von nun an wurden wir jeden Sonntagnachmittag vom Hauspersonal zum Kaffeetrinken eingeladen. Außerdem ließ uns der Chef 4 Fahrräder herrichten und wir brauchten nicht mehr zu Fuß aufs Feld zu gehen. Wir bekamen sogar Eintrittskarten zum Flugtag nach Hannover und in den Zirkus Busch. Selbst zum großen Erntedankfest nach Bückeberg, wo Adolf Hitler sprechen sollte, hatten wir schon Karten bekommen. Doch kam es wegen der politischen Lage und des Einmarsches in das Sudetenland nicht mehr dazu.
Der Chef besuchte uns jeden Tag um 4 Uhr nachmittag auf dem Feld bei der Arbeit. Wir wurden zu allen Arbeiten herangezogen. Auch zum Mistladen und -fahren. Dabei versuchte ich mich auch als Traktorfahrerin mit Erfolg (ohne Führerschein). Die letzte schwere Feldarbeit für uns Mädchen war im Herbst das Rübengraben. Dazu kam noch die Kälte und das schlechte Wetter, aber es machte uns nichts mehr aus. Wir konnten ja schon die Wochen und Tage zählen, bis wir wieder nach Hause fahren konnten. Das Wiedersehen daheim war das Schönste vom ganzen Jahr.

Erinnerungen an Glaserhau

(Herta Sager, geb. Ticharsky, von 1928—1936 in Glaserhau als Lehrerin tätig)

Glaserhau ist ein 3 km langes Straßendorf. Die Straße steigt vom Unterort aus dem Turz-Tal langsam bis über die Höhe am Scheibenbusch an. Vom Oberort aus übersieht man das weite Talbecken, das bis an den Fuß der Vorberge der 1600 m hohen Fatra reicht. In diesem Gebirge hausten damals noch Bären. Das Glaserhauer Tal mündet in das Turz-Tal, benannt nach dem Flusse Turz. Flußaufwärts liegen die beiden Nachbarorte Unter- und Oberturz, auf der östlichen Talseite auf einer Anhöhe Oberstuben. Wir haben die Kollegen in diesen Dörfern oft besucht. Vom Oberort in Glaserhau, vom Scheibenbusch, aber auch von der alten kath. Schule und später nach dem Neubau der Schule am Scheibenbusch aus dem Wohnzimmer unserer Dienstwohnung sah man in der Ferne das langgestreckte Dorf Oberstuben, oft von der Abendsonne beleuchtet, liegen. Vom Bahnhof Oberstuben, der ja vor dem Bau der Bahnstrecke Oberstuben — Krickerhau auch die Bahnstation für Glaserhau war, führt neben einem dunklen Fichtenwald ein holpriger Weg zur Straße nach Glaserhau. Der Bahnhof Oberstuben liegt an der Strecke Vrutky — Altsohl. Auf dieser Strecke fuhren wir Lehrer oft nach Sankt Martin (Turč. Svatý Martin) zum Schulinspektor Gallo oder in die entgegengesetzte Richtung nach Kremnitz.
Der markanteste Punkt in Glaserhau ist der Kirchberg mit Kirche und Friedhof, Schulhaus und Pfarrhaus. Vor der Sonntagsmesse gedachten die Frauen und Männer auf dem Friedhof ihrer verstorbenen Angehörigen. Die Gottesdienste waren von dem gläubigen Volk sehr gut besucht. Neben Liedern, die den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres entsprachen, wurden gerne die Haydn-Messe „Hier liegt vor deiner Majestät" und die Schubert-Messe „Wohin soll ich mich wenden" gesungen. Für die kirchlichen Hochfeste wurden auch lateinische Gesänge eingeübt, bei denen wir Lehrer auch mitwirkten. Am Altar zelebrierte unser Pfarrer Dr. Bitterer und hielt von der Kanzel aus seine lehrreichen Predigten. Er sprach meistens in Satzperioden. Nach dem Gottesdienst machten wir Lehrer oft einen kurzen Besuch im Schulhaus bei der Familie des Schulleiters und Organisten Emil Gröbl. Gegenüber dem Schulhaus stand das Pfarrhaus. Hier war das private Reich des Pfarrers. Dr. Bitterer war zweifacher Doktor. In Ermangelung eines Arztes wurde er auch oft von der Bevölkerung in Krankheitsfällen gerufen, wobei er seine Kenntnisse mit Erfolg anwandte.
Der für Glaserhau zuständige Arzt wohnte in Oberstuben und war oft schwer zu erreichen, besonders im Winter. Einmal in der Woche, meist Mittwoch, hatte er Sprechstunde im Gasthaus Bielesch. Hier stand ihm eine Trachomschwester zur Seite. Trachom ist eine ansteckende Augenliderkrankung, bei der sich in der

entzündeten Bindehaut zahlreiche gelbrötliche Eiterknötchen bilden, die zerfallen, durch Übergreifen auf die Hornhaut aber auch zur Erblindung führen können. Diese Krankheit war unter der Bevölkerung sehr verbreitet. Schüler, die davon befallen waren, mußten jeden Mittwoch zur Behandlung (zum Einspritzen) zur Trachomschwester. Auch wir Lehrer waren durch das Anfassen der Hefte, der Bücher und des Geldes sehr gefährdet, so daß wir uns mehrmals am Tage die Hände mit einem Desinfektionsmittel waschen mußten.
Als Pfarrer Dr. Bitterer Glaserhau verließ und nach Oberstuben ging, erhielt unser Dorf in Pfarrer Josef Steinhübl wieder eine bedeutende Persönlichkeit. Bei seinem Empfang im Frühjahr 1935 war das ganze Dorf auf den Beinen. Beim Schulhaus vor der Kirche wurde ein Willkommenstor errichtet. Die Schüler mit ihren Lehrern standen Spalier. Mit Ansprachen wurde er begrüßt und in die Kirche geleitet. Hier hörten wir seine erste herzerfrischende Predigt. Im Sturm eroberte der neue Seelsorger als Hirte der Gemeinde die Herzen seiner Schäfchen, denn seine Predigten waren lebendig und lebensnah. Auch für den Lehrkörper war der junge und fröhliche Geistliche eine große Bereicherung.
Von der Turzer-Mühle (Besitzer Ferdinand Turzer) kommend führt die Hauptstraße am Kirchberg vorbei. Auf der anderen Seite, zwischen Schule und Pfarrhaus, kommt man auf einer Nebenstraße zur Agricola-Mühle und auf die „Ehmt" (Ebene). Nachts um 10 Uhr blies der Nachtwächter, der über den Ausbruch eines Feuers zu wachen hatte, vom Kirchberg aus in sein Horn und rief: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen, . . ." Bis in den Oberort marschierte er jede Nacht. Ob er dabei manch verliebtes Paar am Kammerlfenster gestört haben mag?
Unterhalb der Kirche befand sich das Gasthaus Paldauf mit einem großen Saal. Hier fanden während der kalten Jahreszeit, wenn die Glaserhauer Saisonarbeiter aus den Nachbarländern Österreich und Deutschland wieder zu Hause waren, oft Tanzunterhaltungen statt. Da es in Glaserhau und in den umliegenden deutschen Gemeinden nur geringe Verdienstmöglichkeiten gab, mußten viele Hauerländer als landwirtschaftliche Arbeiter in Niederösterreich und in Norddeutschland in der Gegend von Uelzen, wo sie als tüchtige und verläßliche Arbeiter schon bekannt waren, ihr Brot verdienen. Mit dem ersparten Geld kehrten sie im Spätherbst in ihre Heimat zurück, bauten sich ein bescheidenes Heim, manch einer führte im Fasching auch ein lustiges Leben. Während der Wintermonate wurden im Paldauf-Saale auch Operetten aufgeführt, deren Einübung in der Hand von Ing. Ernst (Ernö) Lichtner lag. Bei der Einübung und Aufführung von Theaterstücken halfen auch wir Lehrer und Pfarrer Steinhübl eifrig mit. Die Operette „Die Winzerliesl" führten wir sogar in Krickerhau auf. Damals konnten wir sogar schon mit dem Zug nach Krickerhau fahren.
Gehen wir jetzt die Dorfstraße weiter aufwärts. Die meisten Häuser neben der

Straße und auf den Anhöhen zu beiden Seiten des Baches waren vor dem großen Brand i. J. 1934 aus Holz erbaut. Munter floß der Glaserhauer Bach neben der Straße durch den Ort. Aus ihm holten die Anlieger in Eimern das Wasser für das Vieh, und am Waschtag klatschten hier die handlichen Brettchen auf die Wäsche. Der Waschtag war für die Frauen und Mädchen ein anstrengender Tag. Ja, es war ein arbeitsames Völkchen, das da lebte und in den Häusern und auf den Feldern schaffte.

Gegenüber dem Gasthaus Wolny kommen wir an dem Geschäft Deutelbaum vorbei. Dieses war wirklich eine Gemischtwarenhandlung, denn es führte von Lebensmitteln und Fleisch über Stoffe bis zu den Schulartikeln fast alles, was man sich nur denken konnte. Links von der Hauptstraße, etwas abseits auf einem Hügel, stand das zweite Schulgebäude, das Gemeindehaus. Hier war die staatliche Volksschule mit zwei Klassenräumen und einer Lehrerwohnung untergebracht, in der das Lehrerehepaar Sienel wohnte. Die Schulleitung lag in den Händen von Frau Sienel, geb. Hospodarsky. In diesem Gebäude wurde ein Raum von der erwachsenen Bevölkerung sehr in Anspruch genommen, das Notariat. Notar Kelety war ein sehr freundlicher Herr; neben der slowakischen Amtssprache beherrschte er auch die deutsche und ungarische Sprache.

In der Nähe dieses Schulgebäudes stand das Spritzenhaus. Die Feuerspritze befand sich in dem unteren Raum, der von der Straße aus erreichbar war. Darüber lag ein großer Raum, in welchen man von rückwärts, also vom Viehmarkt aus, über eine außen angebrachte Stiege gelangen konnte und der als weiteres Klassenzimmer genutzt wurde. Hier unterrichteten Ende der 20er Jahre die Lehrer Fliegel und Steiner zwei Oberstufenklassen im Schichtunterricht.

Die Straße, die durch das Dorf in den Oberort führte, war damals in einem sehr schlechten Zustand. Bei Regenwetter trugen wir Lehrer meist Gummistiefel oder Gummigaloschen über den Straßenschuhen, wobei unser Wahlspruch lautete: Immer durch das Dünnste.

Der markanteste Bau des Dorfes war das Haus des pensionierten Lehrers Josef Stric, der Stric-Batschi. Haus und Wirtschaftsgebäude standen wie eine Burg auf einer Anhöhe links von der Straße. Von hier aus konnte man einen Großteil des Dorfes überblicken. Auf unserer weiteren Wanderung in den Oberort kamen wir am Gasthaus Tyroler vorbei, ebenfalls links an der Straße. Da es noch keinen Autoverkehr gab, wurde dieses ziemlich steile Stück der Straße im Winter als Schlittenbahn benutzt, auch von uns jungen Lehrern. Vom Derer im Oberort sausten wir hinunter, an der Kapelle vorbei, bis zum Stric, oft auch am Abend bei schwacher Beleuchtung.

Am linken Berghang waren die Zigeunerhütten. Wir konnten über die Zigeuner nicht klagen, nur daß sie oft miteinander in Streit gerieten.

Einige Schritte weiter an der rechten Straßenseite stand das zweite katholische

Schulgebäude mit einer Lehrerwohnung. In ihr wohnten die noch unverheirateten Lehrer Fliegel, Steiner und Sager in zwei Zimmern, während zwei weitere bescheidene Räume von Frau Pomoty mit Tochter Antschi bewohnt waren. Frau Pomoty sorgte bei den jungen Lehrern für Ordnung. Die Schulklasse war ein großer Raum mit zwei Reihen langer Bänke. Als der Junglehrer Emil Sager, vom röm.-kath. Schulstuhl gewählt, 1927 seinen Dienst hier antrat und vom Vorsitzenden des Schulstuhles Pfarrer Dr. Bitterer mit viel Glück- und Segenswünschen eingeführt wurde, mußten seine 50 Schüler in diesem Schulraum eng zusammenrücken. Es war für ihn und später auch für uns kein leichter Anfang. Etwas weiter, im Hause Derer, war eine weitere Klasse für eine staatliche Lehrkraft untergebracht. Hier unterrichtete ich selbst einige Zeit und wohnte auch in diesem Hause.

Als die Schülerzahl immer mehr wuchs, beschloß der Schulstuhl, ein neues Schulhaus zu bauen. Bald wurde dieser Beschluß in die Tat umgesetzt. Am Scheibenbusch, dem schönsten Fleckchen des Ortes, entstand ein neues Schulgebäude mit vier Klassen und zwei Lehrerdienstwohnungen, das 1931 eingeweiht wurde. Nach unserer Hochzeit konnten wir die Wohnung im ersten Stock beziehen. In den folgenden Jahren wuchs auch der Lehrkörper. Zuerst kam an die neu errichtete dritte Stelle der kath. Schule Herta Fuchs. An der Staatsschule unterrichteten bis 1936 noch folgende Kollegen: Kurzka, Klein, Lumtzer, Nowotny, Fundschler, Juranovsky, Stingel, Ziegler, Petruschka, Holubar, Smrsch, Kubiena, Kölbl, Sergowitsch. Der Lehrkörper war eine unzertrennliche Gemeinschaft. Oft kamen wir am Scheibenbusch zusammen und tauschten unsere Erfahrungen im Unterricht und über die Schüler aus. Einige bereiteten sich auf die Fachprüfung vor, um später an einer Bürgerschule unterrichten zu können: Sienel, Emil Sager, Kurzka, Petruschka, Ziegler, Herta Sager, Nowotny. Da es aber damals im Hauerland noch keine Bürgerschulen gab, verließen sie leider bald ihren ersten Dienstort, um in Preßburg, in der Zips oder im Sudetenland ihren Dienst an einer Bürgerschule anzutreten.

Auf unseren vielen Ausflügen kamen wir mit den Kollegen der anderen deutschen Gemeinden des Hauerlandes zusammen. Mit den Orten um Deutsch-Proben hatten wir über Krickerhau und Priewitz Verbindung mit der Bahn. Zuerst lernten wir natürlich die nähere Umgebung von Glaserhau kennen. Der Krönlstein mit dem weiten Blick nach Krickerhau war oft unser Nachmittagsziel. Aber auch die Fußwanderung durch das tiefe Tal nach Krickerhau war für uns immer ein Erlebnis. Vom Oberort führte durch den herrlichen Buchenwald ein steiniger Pfad hinunter zur kleinen Haltestelle Rastočno. Hier bestiegen wir den Zug und fuhren über Priewitz nach Deutsch-Proben, um in Schmiedshau, das am Fuße des 1340 m hohen Nasenstein lag, unsere Kollegin Anni Fundschler zu besuchen. Auch von der anderen Seite aus, von Münnichwies, bestiegen wir den

Nasenstein und wanderten dann über Gaidel nach Schmiedshau. Leider starb diese Kollegin viel zu bald und viel zu jung. Auch größere Ausflüge wurden unternommen: Von der Bahnstation Kláštor pod Znievom (Kloster) ging es, Karten und Proviant im Rucksack, durch Wiesen und Felder, Täler und Wälder hinauf auf den 1600 m hohen Ostredok im Fatragebirge. Ein anderes Ziel war der Djumbier. Von dessen Gipfel ging es hinunter nach Neusohl, mit der Bahn über Altsohl und Kremnitz nach Oberstuben und von hier damals leider noch zu Fuß bis in den Oberort von Glaserhau. Einmal fuhren wir mit der Bahn bis Sillein und wanderten auf den Krivan in der Kleinen Fatra. Der Hüttenwirt spielte uns Deutschen die „Träumerei" von Schumann vor. Im Winter fuhren wir auf Skiern, ich noch im Faltenrock, zu unseren Kollegen nach Kuneschhau oder Krickerhau.

Was bot die Natur in der Umgebung von Glaserhau den Bewohnern? Die Ernteerträge auf den Feldern waren recht spärlich. Aus den Wäldern in Richtung Kuneschhau holten wir im Sommer Körbe voll mit Steinpilzen. An den Hängen unter dem Krönlstein pflückten wir im Juni ganze Eimer voll der großen Walderdbeeren. Auf der anderen Seite des Dorfes gegen den Heuberg zu schlugen wir uns durch die hohen Himbeersträucher, um die saftigen Beeren zu pflücken, aus denen dann etliche Flaschen Himbeersaft für den Winter zubereitet wurde. Und im Herbst die vielen Pflaumen in den Gärten! Da gab es oft Pflaumensuppe und hie und da einen Slibowitz aus einer heimlichen Schnapsbrennerei. Auf unseren Mittagstisch kam öfters auch ein Reh- oder Hirschbraten. In den großen Waldungen gab es ja noch viel Wild. Recht spannend konnte es werden, wenn der eine oder andere von uns Lehrern von einem unserer Jäger zu seinem Pirschgang eingeladen worden war.

Das alles sind für uns heute nach den bösen Jahren der Vertreibung wertvolle Erinnerungen.

Heute wohnen in Glaserhau fast nur Slowaken, die Fragen in deutscher Sprache nicht beantworten können. Durch den Ort führt eine asphaltierte Straße; die Zeit der Gummistiefel ist vorbei. Der Friedhof bei der Kirche ist aufgelassen; der Standort des neuen Friedhofs ist bei der Turzer-Mühle (hinterm Sochel). Die Pappeln vor dem Schulhaus am Scheibenbusch sind inzwischen riesengroß geworden. Zwischen ihnen führt noch der breite Treppenaufgang zum Schulgebäude. Die alte kath. Schule im Oberort ist eine Ruine. In dem heute 1400 Einwohner zählenden Ort mit 14 Schulklassen soll ein neues Schulgebäude errichtet werden. Lehrer Gröbl und Frau, Lehrer Stric und Frau sind bereits verstorben (Frau Stric im April 1981 im Alter von 89 Jahren).

Von den verbliebenen Deutschen lebt die ältere Generation ziemlich isoliert und hat mit den Slowaken wenig Kontakt. Die mittleren Jahrgänge müssen sich dem Schicksal beugen und sich in die gegebene Situation einfügen. Die Jugend ist be-

reits slowakisch. Schicksal einer ehemals deutschen Gemeinde, einer ehemals deutschen Sprachinsel in der Mittelslowakei!

Die gemütlichen Winterabende daheim

Im Spätherbst, wenn alle Mädchen und Burschen von der Saisonarbeit wieder nach Hause gekommen waren, war Glaserhau ganz besonders voller Leben. Man hatte sich über ein halbes Jahr lange nicht gesehen — und in den meisten Fällen auch nichts voneinander gehört. So saßen wir oft am Abend mit den Nachbarn und Freunden in unserer guten Stube um den großen Tisch und erzählten von den Erlebnissen draußen in der weiten Welt. Auch der Großvater und die Großmutter saßen auf der Ofenbank und hörten mit großem Interesse zu. Sie dachten dabei wohl an die Zeiten, als sie selbst noch jung waren und Jahr für Jahr im Frühling ihr Bündel schnürten, um in die Ferne zu ziehen. — Sicher, die Welt da draußen hat sich in der Zwischenzeit gehörig gewandelt und unser Großvater hat bei den Berichten der jungen Leute oft den Kopf geschüttelt.
Hatte das junge Volk genügend geplaudert und berichtet, so kam auch er zu zu Wort. — Auch er konnte viel erzählen — und wir hörten ihm gerne zu, wenn er erzählte, was er selbst erlebt oder auch von anderen gehört hatte. Er machte es immer besonders spannend — mit sehr viel Zeitaufwand stopfte er sorgfältig seine Pfeife, bevor er zu erzählen begann: — „Ja, ja", sagte der Großvater mit einem sehr strengen Blick zu uns jungen Leuten, „heutzutage ist die Welt wirklich ganz anders. P'wia (d. h. früher, vor vielen Jahren), als ich noch ein junger Bursch' war, hat man zum Beispiel nie eine Arbeit begonnen, ohne daß man laut oder wenigstens in Gedanken, — ‚in Gottes Namen' sagte. Hatte man es einmal in der Eile vergessen, so konnte man sicher sein, daß man sich bei der Arbeit auf unerklärlicher Weise plagen mußte, oder daß einem die Arbeit überhaupt nicht gelingen wollte, bis man nach einigem Nachdenken den Fehler erkannte und das Versäumte nachholte.
Meinem Vater seinem Gevatter, dem Wetta Stiaffl, haben diese drei Worte einmal sogar das Leben gerettet. Das kam so: — Seine Frau, die Miml Suska, war zwar ein sehr fleißiges und flinkes Weib — aber sie hatte auch ‚Haare an den Zähnen' und konnte sehr herrisch und streitsüchtig sein — wenn nicht alles nach ihrem Kopf ging. Eines Tages, — nach einer handfesten Auseinandersetzung, hatte es der Wetta Stiaffl satt — — so wollte er nicht mehr weiterleben. Er nahm sich einen kräftigen Strick, ging auf den Dachboden und war fest entschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen. Er stieg auf einen Stuhl und knotete den Strick an einen Dachbalken. ‚Also dann, in Gottes Namen', sagte er laut vor sich hin, und da geschah es, — der Strick riß unterhalb des Balkens ab.

Der Wetta Stiaffl untersuchte die gerissene Stelle und mußte feststellen, daß der Strick weder morsch noch sonst irgendwie schadhaft war. ‚Na ja', sagte er laut vor sich hin, — dann muß ich eben in Gottes Namen weiterleben.' In diesem Augenblick ging es ihm wie eine Erleuchtung durch den Kopf: ‚Man kann sich ja nicht in Gottes Namen aufhängen!' — Nein, nein — das konnte man wirklich nicht. — Sooft der Wetta Stiaffl später an diese Begebenheit in seinem Leben dachte, war er darüber froh, daß ihn sein Vater von klein auf dazu angehalten hatte, vor jeder Arbeit, die er sich anschickte zu beginnen, laut und deut-‚in Gottes Namen' zu sagen. —"

Auch der Großmutter hörten wir gerne zu. Ihre Hexen- und Geistergeschichten setzten uns immer in Angst und Schrecken. So auch die Geschichte vom Feuerschimmel. — Wenn es da einmal vorkam, daß sich zwei Streithähne gegenseitig zum Teufel wünschten, so kam er sofort auf einem feurigen Schimmel durch die Luft geritten — und wehe, wenn dann die Tür oder ein Fenster offen war. Beim Rusk'la trug es sich einmal zu, daß die Männer der Familie auf dem Heuboden beim „Sied" (Häcksel) schneiden in Streit gerieten und sich gegenseitig wünschten, daß sie der Teufel holen möge. Im nächsten Augenblick hörte man auch schon das Schnauben eines wilden Pferdes. Die Mieml Franzi hatte es gerade noch geschafft, die Bodenluke zu schließen — sonst hätte der Leibhaftige sicher die beiden Streithähne auf der Stelle mitgenommen. Der feurige Schimmel hat vor Wut, weil er nicht in den Stall reinkam, mit seinen Hufen gegen die Bodenluke geschlagen. Der eingebrannte Abdruck des Hufeisens ist bis heute als Beweis für diese Begebenheit erhalten geblieben. „Da müssen wir morgen gleich runter zum Rusk'la und schauen, ob das eingebrannte Hufeisen wirklich noch zu sehen ist", ereiferte sich die Jugend. —

Über so viel Unglauben mußte sich nun wieder die Großmutter wundern „I sog's ju, dos jonga G'sendlich (die Jugendlichen) glabt heit goa nischt mera."

„Aber wartet nur, bis ihr verheiratet seid und im Stall das Vieh versorgen müßt — und euch dann eines Tages mit den Hexen herumschlagen müßt, weil die Kühe fast keine Milch mehr geben, dann wird euch das Lachen schon vergehen. Meiner Mutter, Gott hab sie selig, ist es auch so gegangen. Sie hat auch immer gelacht, solang sie noch ein junges Mädel war, wenn ihre Mutter gesagt hat, daß bei ihren Kühen im Stall eine Hexe am Werk sei — bis sie eines Tages die folgende Geschichte selbst erlebt hat.

Es trug sich zu, daß die Kühe der Mutter, die immer reichlich Milch geliefert hatten, von einem Tag auf den anderen kaum einen Liter Milch hergaben, obwohl die Kühe mit dem gleichen Futter versorgt worden waren wie immer. ‚Jetzt glaub' ich doch bald auch, daß da eine Hexe ihre Hände im Spiel hat', dachte sie bei sich selbst. Sie erinnerte sich auch, daß eine Frau, die ein gutes Stück unterhalb im Ort wohnte, arm war und nur eine Ziege im Stall hatte. Na

ja — eine Ziege gab bestimmt nicht genügend Milch für fünf Kinder. Und eben diese Frau kam vor einigen Tagen mit einer Piat (Bündel) Holz, das sie im Wald gesammelt hatte, vorbei. Ihr sei der Strick gerissen, mit dem sie das Holz zusammengebunden hatte — sagte sie, als sie zur Mutter in den Stall kam und fragte, ob sie ihr nicht ein Seil (‚Streckl') ausborgen könnte. Die Mutter war eine hilfsbereite Frau und half immer, wenn es ihr möglich war. Das hatte sie nun davon, ‚die Frau war bestimmt eine Hexe', ging es ihr plötzlich durch den Kopf. — Und jetzt fiel ihr auch wieder ein, daß sie sich so auffallend im Stall umgesehen hatte — mit so einem sonderbaren Blick. Und genau seit diesem Tag gaben die Kühe immer weniger Milch. Von ihrer Mutter wußte sie auch, daß die Hexen immer einen Gegenstand aus dem Haus brauchten, in welchem sie ihre Macht ausüben wollten. Die Hexen konnten sich in Kröten verwandeln — so gelangten sie unerkannt in den Stall, und saugten den Kühen die Milch aus dem Euter. Die Mutter besprach die Sache mit dem Vater — und sie beschlossen beide, der Sache auf den Grund zu gehen. Am nächsten Abend richteten sie sich in einer Ecke im Stall einen Platz für die Nachtwache ein. Sie hielten sich auch bis kurz vor Mitternacht wach, aber dann mußten sie doch beide eig'nepitzt (eingenickt) sein. Jedenfalls, als sie im Morgengrauen von einem Geräusch geweckt wurden, sahen sie gerade noch, wie sich eine riesengroße Kröte durch die Stalltür quetschte. Der Vater langte nach der Mistgabel und warf sie nach der Kröte — und wenn ihn nicht alles täuschte, muß er sie an einem Haxen erwischt haben. Am nächsten Tag ging die Mutter zu der Frau und holte sich ihr Seil ab. Und was meint ihr wohl, was sie da sah? Die Frau hatte doch tatsächlich den linken Fuß verbunden. ‚Bos host denn do a deim Wuuß?' fragte die Mutter. ‚Ana, i pe gesta off an v'rustitn Nogl g'soppt', sagte die Frau und verzog dabei vor Schmerz das Gesicht. ‚So, so', dachte sich die Mutter im Stillen, ‚den verrosteten Nagel kenn ich — es war unsere Mistgabel, mit der dich mein Mann erwischt hat' — aber sie sagte nichts, denn mit den Hexen hat man sich besser nicht angelegt. Sie nahm ihr Seil und ging nach Hause. Den nächsten Tag hatte die Mutter wieder genügend Milch in der Gält (Milcheimer). Seit dieser Zeit hat die Mutter jedes Jahr am Heiligen Abend kurz vor dem Glockenläuten den Stall mit geweihten Kräutern (vorwiegend Johanniskraut) ausgeräuchert, um die Hexen aus dem Stall zu verbannen."

Inzwischen war es spät geworden. „Es war ein sehr schöner Abend", sagten die jungen Leute und versprachen, bald wieder zu kommen.

Ries'la (Papier-Rosen) machen

In der Adventszeit trafen wir uns zum Ries'la machen. Ries'la, das sind Papier-

blumen, die als Christbaumschmuck Tradition hatten. Es war eine sehr beliebte gemeinsame Abendbeschäftigung der Mädchen und Frauen.
Man brauchte dazu: Kreppapier in verschiedenen Farben, vorwiegend weiß, gelb, rot und grün und gut biegsamen, dünnen Draht (Rösladroht).
Die Rosen wurden ziemlich naturgetreu nachgearbeitet. Man schnitt aus rotem, gelbem oder weißem Kreppapier die einzelnen Rosenblätter in den Größen von etwa 5 x 7 cm oder 4 x 6 cm. Die beiden oberen Ecken des Rechteckes rollte man mit Daumen und Zeigefinger gegeneinander ein, bis sich die Rollkanten in der Mitte trafen. Die untere Hälfte des Rechteckes weitete man mit den beiden Daumen etwas bauchig aus. Die fertigen Rosenblätter band man mit dem zurechtgeschnittenen Draht entweder zu geschlossenen Rosenknospen oder auch zu vollaufgeblühten Rosen zusammen. Wollte man ganz besonders schöne und dauerhafte Rosen machen, so tauchte man die Blütenblätter in flüssiges Wachs. Bevor man die Blütenblätter weiterverarbeiten konnte, mußten sie trocken sein.
Auch die Dahlie ließ sich sehr gut arbeiten. Dafür schnitt man einen etwas längeren Streifen (etwa 20 cm lang und 7 cm breit). Die ganze Länge der oberen Kante wurde mit Daumen und Zeigefinger ein wenig eingerollt. In diese eingerollte Kante machte man mit der stumpfen Seite der Schere im Abstand von etwa 2 cm kleine Bogen. Die untere Hälfte des Streifens weitete man auch mit den beiden Daumen etwas bauchig aus. Den so vorbereiteten Streifen rollte man spiralenförmig zusammen und umwickelte die untere Kante mit dem Draht.
Beim Ries'la machen waren auch die jungen Burschen und Männer gern gesehene Gäste. Es wurde erzählt, gescherzt und vor allem gesungen. Lieder, die in keinem Liederbuch zu finden sind, wurden hier von Generation zu Generation weitergegeben. Besonders stimmungsvoll war es, wenn die Burschen ihre Mundharmonikas aus der Hosentasche zogen oder wenn einer mit seiner Ziehharmonika den Gesang begleitete.

Beim Federschleißen

In der Woche nach dem Feste der Hlg. Drei Könige wurde mit dem Federnschleißen (Weden schleißn) begonnen. Federn schleißen heißt, die Federn vom Federkiel trennen. Zur Aussteuer eines Mädchens gehörten: zwei gut gefüllte Zudecken — 2 x 1,60 m — und vier Kissen — 1 x 0,80 m. In einer Zudecke waren ca. 3,5 bis 4 kg und in einem Kissen ca. 1,5 kg geschlissene Federn. Jede Mutter legte sehr großen Wert darauf, daß jede Tochter im heiratsfähigen Alter diese Mindest-Aussteuer bereit hatte. Sie wurde am Vortag der Hochzeit, beim Bettenführen (Pettg'hrell wian), von der Schwiegermutter besonders unter die Lupe genommen. Für diesen Zweck wurden den Sommer über Gänse gehal-

ten — gerupft und die Federn sortiert. Für die Aussteuerbetten wurde nur die beste Qualität genommen. Daunen (Flaumaweden) und geschlissene Federn, 1:2 gemischt, gab die beste Füllung. Die weniger gute Qualität, d. h. die größeren geschlissenen Federn ohne Daunen, wurden für die Unterbetten genommen. Ein Unterbett diente als Auflage auf den Strohsack. Bei den ganz großen Federn mit einem starken Kiel ließ man ein ungefähr 3—4 cm langes Köpfchen stehen. Davon band man einige dieser starken Kiele mit einem Hanffaden zu einem Büschel, Beschl genannt, zusammen. Diese Beschl dienten als Backpinsel. Die Flügel der Gänse ließ man ungerupft — man band sie vom Kielansatz aufwärts 6 bis 8 cm mit einem starken Hanffaden zusammen. Das war der sogenannte Flederwisch, der beim Backen zum Auskehren des Backtroges und zum Säubern der Backgeräte diente.
Wer keine Möglichkeit hatte, selber Gänse zu halten, der kaufte die ungeschlissenen Federn von Händlern, die im Winter von Haus zu Haus ihre Ware anboten, oder er besorgte sich die gewünschte Menge von Verwandten oder Freunden, die mehr zur Verfügung hatten als sie für die eigene Familie brauchten.
Für eine komplette Aussteuer mußten also ungefähr 13—16 kg Federn geschlissen werden. Ein ganz schöner Berg — wenn man sich die Bündel ansah, die in der Kammer bereitstanden. Es war schon eine sehr zeitraubende Arbeit, so eine große Menge Federn ohne maschinelle Hilfe, also in reiner Handarbeit, zu bewältigen. Aber für die Glaserhauer, die eine heiratsfähige Tochter in der Familie hatten — und wer hatte das nicht —, war es überhaupt kein Problem. Die Glaserhauer verstanden es, aus jeder Arbeit ein Vergnügen zu machen. So wurde das Federnschleißen in gemütlicher, gemeinsamer und unterhaltender Abendbeschäftigung erledigt.

Die Frauen und Mädchen saßen gleichmäßig verteilt um den großen Tisch. Man durfte nicht zu dicht beieinander sitzen, weil man sich sonst gegenseitig behindert hätte. In der Mitte des Tisches waren die ungeschlissenen Federn zu einem richtigen Berg aufgetürmt. Man griff sich mit der linken Hand eine nicht allzugroße Portion Federn und hielt sie locker in der mit Mittel-, Ring- und kleinem Finger gebildeten Faust. Mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand faßte man flink nach dem Kopf der Feder und hielt sie fest. Dann faßte man mit der rechten Hand (Daumen und Zeigefinger) die Feder an und trennte diese mit einem kleinen Ruck vom Stiel. Dieser Arbeitsgang war das sogenannte schleißen. Es kam darauf an, ein ganz kleines Köpfchen stehen zu lassen und keinen Stiel in die geschlissenen Federn zu bringen. Genau so durfte unter den Kielen, die als Abfall unter den Tisch kamen, keine geschlissenen Federn sein. Wie sorgfältig gearbeitet wurde, ließ sich genau kontrollieren. Einerseits am Abfall und andererseits, wenn die geschlissenen Federn in das gute Inlett gerafft wurden.

Das besorgte nämlich meist die Mutter des Hauses selbst — und sie hätte es sofort gespürt, wenn Kiele in den geschlissenen Federn gewesen wären.
Es war, bei aller Unterhaltung — eine recht ernstzunehmende Arbeit. Außerdem mußte man vorsichtig sein, durfte nicht unkontrolliert husten oder lachen und in die Federn pusten. Das war nicht immer leicht, denn die Burschen, die sich im Laufe des Abends dazugesellt hatten, der eine etwas früher, der andere etwas später, saßen meistens auf der Ofenbank und trieben ihren Schabernack, bis die Mutter mit ernster Miene zur Ruhe mahnte und die Gesellschaft auf der Ofenbank aufforderte, lieber etwas zu erzählen. Das ließ sich der Großvater nicht zweimal sagen, denn er sah es als seine Pflicht an, alles, was er wußte, an die jungen Leute weiterzugeben. So hatte es sein Vater auch gehalten — und das war ein sehr kluger und ehrenwerter Mann.
Ein tiefer, hörbarer Seufzer kündigte den Beginn seiner Erzählung an. Es ist schon sehr, sehr lange her, — meine Urgroßmutter war damals noch ein ganz junges Mädchen, als sich die Geschichte zugetragen hat. Es war Frühling, der letzte Schnee war geschmolzen und auf den Wiesen fing es an zu grünen. Zeit, um auf dem Hof alle Wirtschaftsgebäude zu kontrollieren und die Winterschäden auszubessern. Das Holzgebälk des Stalles, das mit Lehm verputzt war, wies meistens ein paar schadhafte Stellen auf. Das Ausbessern dieser Stellen war eine Angelegenheit der Frauen. So machten sich zwei ganz besonders fleißige, junge Frauen einige Stunden vor Tagesanbruch auf den Weg zur Lehmgrube. Es war, wie gesagt, noch sehr bald im Frühjahr — die Wiesen waren noch naß und weich, und die Frauen mußten aufpassen, daß sie nicht vom Weg abkamen. Eigentlich sollte noch niemand in die Lehmgrube gehen, denn diese war von den zuständigen Männern der Gemeinde noch nicht überprüft und noch nicht zur Nutzung freigegeben worden. Aber die jungen Frauen hatten es eilig — sie wollten beizeiten ihre Stallungen in Ordnung haben — und später war in der Lehmgrube auch ein recht großer Andrang. Die Lehmgrube war schon ziemlich ausgehöhlt — man mußte schon etwas tiefer hineingehen, wenn man schönen, festen Lehm haben wollte. Die Frauen nahmen sich auch nicht die Zeit, die Grube auf eventuelle Winterschäden zu untersuchen, denn sie wollten bis zum Frühstück wieder zu Hause sein. Sie gingen also hinein und stachen Lehm. Es dauerte gar nicht lange — und sie hatten jede ihren Korb gefüllt. Als sie eben dabeiwaren, ihre Körbe aufzunehmen, hörten sie ein dumpfes Grollen. Am Eingang der Grube begann sich die Decke zu senken. Eine der Frauen ließ alles stehen und liegen und rannte so schnell sie konnte dem Ausgang zu, während die andere versuchte, noch den Korb mit dem Lehm mitzunehmen. Die erste Frau hatte es gerade noch geschafft, — hinter ihr stürzte die Lehmgrube ein und begrub die andere Frau. So schnell sie ihre Füße trugen, rannte die erste Frau nach Hause, um Hilfe zu holen, denn alleine sah sie keine Möglichkeit, der Verschüt-

teten zu helfen. Die Männer kamen auch sofort. Sie schaufelten und schaufelten den ganzen Tag, aber sie fanden die verschüttete Frau nicht und konnten sie deshalb auch nicht begraben. Seit dieser Zeit findet die Seele der verschütteten Frau keine Ruhe. Sie geistert als Tieden vor Tagesanbruch, genau zu der Stunde, als das Unglück geschah, durch die Gegend. Wehe dem, der ihr begegnet, — dem setzt sie sich mitsamt ihrem Korb voll Lehm auf den Rücken und läßt sich tragen. Da hat schon manch kräftiger Bursche, der das Heimgehen vergessen hatte, unter der Last geschwitzt oder ist sogar zusammengebrochen und war anschließend lange noch krank vor Schreck. „Ja, ja", pflichtete die Großmutter bei, „merkt es euch nur gut, ihr jungen Burschen. Es ist nicht ratsam, erst im Morgengrauen vom Liebchen Abschied zu nehmen."

Und wem die Tieden nicht begegnet, der kann sehr leicht von den Lichtmänn'len vom rechten Weg weggelockt werden. Die Lichtmänn'la sind Seelen von neugeborenen Kindern, die ohne Taufe gestorben sind und deshalb nicht zur Ruhe kommen. Vor vielen Jahren, als die Wiesen auf den Seifen noch ein unwegsamer Sumpf war, wohnten dort die Lichtmänn'la-Seelen. Gelang es einem Lichtmänn'la, eine getaufte Seele in den Sumpf zu locken, von dem er nicht mehr lebend herauskam, so war die eigene Seele erlöst. Die Seele des Lichtmänn'la klammerte sich an die Seele des getauften Menschen und konnte so mit dessen Hilfe in den Himmel aufsteigen und in die ewige Ruhe eingehen. Aber auch mit Gebeten und geweihten Kerzen, die man am Allerseelentag anzündete, konnte man die armen Seelen der Lichtmänn'la erlösen. Das hat der gottselige Wetta Naaz erzählt. Der lag einmal beinahe die halbe Nacht im Sumpf und hat das Treiben dort belauscht. Er mußte nämlich einmal nachts nach Krickerhau in die Apotheke, um für sein krankes Kind Medizin zu holen. Als er auf dem Heimweg über die Bendias kam, war es so stockdunkel, daß man die eigene Hand vor den Augen nicht erkennen konnte. Er war schon sehr müde, denn der Weg nach Krickerhau war weit und von dem Remeta-Tal zur Bendias ging es stetig bergauf. Den Weg vor den eigenen Füßen konnte er nicht mehr sehen und vor seinen Augen tanzten helle Lichter. Ohne es zu merken, ging er auf die hellen Lichter zu und geriet so in den Sumpf. Obwohl er von den Strapazen des Weges erschöpft war, merkte er, wohin er geraten war. Um nicht noch tiefer in den Sumpf zu geraten, legte er sich dort, wo er war, flach auf den Boden. Seine Frau, die Miml Thekla, wartete zu Hause voll Ungeduld. „Der Naaz müßte eigentlich schon zurück sein", dachte sie bei sich selbst, denn sie kannte den Weg und wußte genau, wie lange man zu Fuß dafür brauchte. „Harr n' stell", dachte sie bei sich selbst, „der wird mir doch nicht n' Seifen droben in den Lichtmänn'la-Sumpf geraten sein." Sie hatte den Gedanken noch nich recht zu Ende gedacht, da war sie auch schon mit einer brennenden Laterne und einem Rosenkranz in der Hand unterwegs. Sie fand ihren Mann vollkommen erschöpft, aber

noch lebend drei Schritte weit im Sumpf drinnen liegen. Die Miml Thekla brauchte ihr ganze Kraft dazu, den Wetta Naaz aus dem Sumpf zu ziehen.
„Das müßt ihr Mädchen euch gut merken, — wenn ihr heiratet und Kinder bekommt, so laßt sie ja nicht ohne Taufe sterben", mahnte die Großmutter. Den jungen Mädchen lief es bei diesen Schauergeschichten ganz kalt den Rücken herunter. Die Mutter merkte es wohl — und um die Angst ein wenig zu bannen, erklärte sie, daß man sich sowohl gegen die Tieden als auch gegen die Lichtmänn'la schützen könne, indem man einen Rosenkranz bei sich trägt und betet.
Es war inzwischen wieder spät geworden, man füllte die geschlissenen Federn in das neue Inlett, räumte ein wenig auf und machte sich dann auf den Heimweg. Die Mädchen, noch sehr beeindruckt von den Gruselgeschichten, ließen sich gerne von den Burschen heimgeleiten. Man ging meistens in zwei Gruppen — die eine Gruppe ging die Dorfstraße hinauf, die andere hinunter. Auf dem Rückweg wurde die Gruppe immer kleiner, bis die Burschen allein übrig blieben und dann ihrerseits auch den Heimweg antraten.
Am nächsten Abend waren alle Schleißerinnen wieder vollzählig da. Hatte man in einer Familie mit dem Federnschleißen begonnen, so traf man sich jeden Abend, und zwar so lange, bis alle Federn geschlissen waren. Beendet wurde das Federnschleißen mit dem „Oldamasch". Anstelle des Federberges stand eine große Schüssel, gefüllt mit frisch gebackenen Krapfen, und eine recht ansehnliche Flasche Branntwein auf dem Tisch. Die Burschen saßen jetzt auch mit am Tisch, — an diesem Abend durfte man enger beieinander sitzen. Es wurde gesungen, gescherzt und auch getanzt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ausgemacht, in welchem Haus das nächste Federnschleißen beginnen soll.

Neubeginn

Ungefähr 60 % der Glaserhauer fand in der Bundesrepublik und der Rest in der DDR und in Österreich eine neue Heimat. Einige Familien wanderten zu Verwandten und Bekannten in die USA und nach Kanada aus. In Glaserhau blieb nur ein kleiner Rest von ungefähr 40 Personen zurück. Aber auch von diesen ist die Mehrzahl inzwischen als Spätaussiedler im Zuge der Familienzusammenführung in die Bundesrepublik gekommen.
Die ersten Jahre nach der Aussiedlung waren hart. Die Glaserhauer waren es gewohnt, ihren Lebensunterhalt in der Fremde zu verdienen und so faßten sie auch hier in den neuen Heimatgemeinden schnell Fuß. Der harte Lebenskampf daheim hat sie befähigt, auch hier zu bestehen. Tüchtigkeit, Zähigkeit und Fleiß waren ihr Vermögen, das sie nach Deutschland mitnehmen konnten und mit dem bauten sie sich hier bald eine Zukunft auf. Von Jahr zu Jahr vernarbten die

Kranzniederlegung am Kriegerdenkmal in Herlikofen

Wunden des fürchterlichen Schicksals immer mehr. Eine wertvolle Starthilfe für alle Flüchtlinge gewährte das Lastenausgleichsgesetz vom 1. September 1952 mit seinen verschiedenartigen Leistungen. Die Hauptleistungen waren die Hauptentschädigung, die Hausratsentschädigung und der Währungsausgleich für Sparguthaben. Daneben standen die Kriegsschadensrente, die Eingliederungsdarlehen, die Wohnraumhilfe, die Ausbildungsbeihilfe und die Leistungen aus dem Härtefond.
Die alte Generation hatte es anfangs nicht leicht. Sie verkraftete nur langsam den Verlust der Heimat. Am schwersten hatten es die Bauern. Die meisten mußten wegen Mangels an Boden Arbeiten in der Industrie oder im Gewerbe annehmen. Dazu wurden ihre Rentenansprüche erst nach der Währungsreform 1948 erträglich gestaltet. Die meisten beziehen heute eine Kriegsschadenrente (400—500 DM) und eine Sozialrente.

Die Karpatendeutsche Landsmannschaft in Österreich versuchte, für ihre Landsleute die gleichen sozialen und wirtschaftlichen Hilfen zu erreichen, wie sie die Landsleute in der Bundesrepublik haben, und zwar eine dem Lastenausgleich

Msgr. Dekan Poss bei der Festpredigt

ähnliche Entschädigung. Aufgrund des Bad Kreuznacher Abkommens konnte eine kleine Entschädigung für Hausrat und Berufsinventar erreicht werden. Erst nach dem deutsch-österreichischen Sozialabkommen von 1966, das 1969 in Kraft trat, konnte vielen Glaserhauern eine zusätzliche Altersrente aus der Bundesrepublik Deutschland ermöglicht werden.

Am schlechtesten geht es den Glaserhauer Landsleuten, die das Schicksal in die DDR verschlagen hat. Hier gibt es keinen Lastenausgleich. Die alten Menschen beziehen zwar eine Altersrente (Wohlfahrtsunterstützung), die aber nicht einmal die Hälfte der Kriegsschadenrente in der Bundesrepublik ausmacht.

Zum heutigen Lebensstandard unserer Glaserhauer Landsleute in der Bundesrepublik können wir mit Freude feststellen, daß sie, soweit sie in den Arbeitsprozeß eingegliedert werden konnten, die Schwierigkeiten gemeistert und sich ein neues Leben und eine neue Existenz aufgebaut haben. Die meisten besitzen ein eigenes Haus oder eine eigene Wohnung. Sie fahren wie die Einheimischen ein Auto. Viele eröffneten selbst Betriebe, andere sind in Geschäften und Unternehmungen in leitender Stellung tätig. Die „Eingliederung" dürfte, außer den Bauern, so ziemlich abgeschlossen sein.

Glaserhauer Heimattage in Herlikofen

Die Glaserhauer-Treffen in Herlikofen entwickelten sich aus einfachen Wiedersehensfeiern zu immer größeren Veranstaltungen. Die Orte Herlikofen und Hussenhofen bei Schwäbisch Gmünd wurden wegen ihrer Stadtnähe von vielen Glaserhauern zu ihrer zweiten Heimat gewählt, so daß sich hier im Laufe der Jahre eine „Glaserhauer Kolonie" bilden konnte. So verwundert es nicht, daß es den Glaserhauern bei der Stadtratswahl im Jahre 1960 gelang, einen der ihren, nämlich den Landsmann August Derer, in das Gremium zu wählen. Seiner Initiative ist es zu verdanken, daß heute in einem der Neubaugebiete Herlikofens eine Straße den Namen unserer leidgeprüften Gemeinde trägt.
Die offizielle Benennung der „Glaserhauer Straße" im Jahre 1967 war für die Glaserhauer Herlikofens Anlaß, die Landsleute aus nah und fern zu einem Heimattag nach Herlikofen zu laden.

Im Jahre 1969 wurde in Schwäbisch Gmünd-Helikofen, in Zusammenarbeit mit dem Landesverband und dem Kreisverband der Karpatendeutschen, der 25. Wiederkehr des schmerzlichsten Tages unserer Heimatgemeinde gedacht. Der Gedenkfeier am 20. und 21. September 1969 wohnte eine sehr große Zahl unserer Landsleute bei.
Diese große Anteilnahme unserer Glaserhauer und der Wunsch vieler, dieses Wiedersehen auch künftig zu ermöglichen, veranlaßte die Verantwortlichen in Herlikofen, an der Spitze Landsmann August Derer, diese Begegnung nicht abreißen zu lassen, sondern sie zu pflegen und weiterzuentwickeln.
Im Jahre 1972 wurden die Glaserhauer zu den zweiten Heimattagen nach Herlikofen geladen. Die Teilnahme war wieder sehr groß. Landsmann Derer konnte etwa 500 Glaserhauer aus allen Teilen der Bundesrepublik und Österreich begrüßen.

Ein voller Erfolg waren auch die dritten Glaserhauer Heimattage, veranstaltet am 2. und 3. Juni 1974.
Um Schwäbisch Gmünd — Herlikofen auch für die Zukunft als Ort der „Begegnung der Glaserhauer" zu erhalten, wurde im Jahre 1977 auf dem Friedhof in Herlikofen für unsere 189 von Partisanen ermordeten Männer ein Mahnmal errichtet. Mit diesem Denkmal soll auch der Nachwelt eine bleibende Gedenkstätte hinterlassen werden. Die feierliche Einweihung erfolgte am 29. Mai 1977 anläßlich der vierten Glaserhauer Heimattage.
An dieser Stelle gebührt zu danken dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Heckmann, als auch dem Kirchenstiftungsrat, an der Spitze Schulleiter Schiepek, für die wohlwollende und hochherzige Unterstützung.

Ehrenmal in Herlikofen

Vor der Ausweisung 1945 lebten unter den alten Hausnamen folgende Familien (nach einer Zusammenstellung von Johann Daubner):

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Latzko, August	Kubo	beim Sochl	1
Jantschik, Matthias	Matusch	„ „	1
Lehner, Josef	Pleifuß	„ „	1
Metzele, Matthias	Trsch	„ „	1
Reichl, Elias	Tschitschmar	„ „	2
Reichl, Josef	Tschitschmar	„ „	2
Tienes, Johann		„ „	3
Tienes, Josef		„ „	3
Bielesch, Matthias	Kißla	beim Heisl	4
Latzko, Josef	Heisljoosch	„ „	5
Kabas, Johann	Premanzos	„ „	6
Turzer, Ferdinand	Melna	„ „	7
Latzko, Johann	Heislhansl	„ „	8
Drexler, Johann	Paanl	„ „	9
Latzko, August	Kislis	beim Zuprenda	10
Hickl, Georg	Hoolig	„ „	11
Schmidt (Powaschan), Josef		beim Undreh	12
Schmidt (Powaschan), August		„ „	12
Macho, Ignaz	Undrehnaz	„ „	12
Bielesch, Johann	Undrehhansik	„ „	12
Reichl, Josef	Amerikaner	„ „	13
Schwarz, Josef	Krumplpallsefl	beim Meakn	14
Daubner, Matthias	Kardabona	„ „	14
Schwarz, Johann	Krumplpallhansik	„ „	15
Schwarz (Turek), Johann	Meschtjan	„ „	15
Wagner, Franz	Tschilka	„ „	16
Tienes, August	Schoba	„ „	17
Lichtner, Helene	Hänsl	beim Griaml	18
Latzko, Matthias	Nazala	„ „	19
Latzko, Josef	Nazala	„ „	19
Bielesch, Georg	Griamljiag	„ „	448
Grünärmel, Johann	Steffl	„ „	374
Schuler (Rusko), Elias	Schulahansl	„ „	374

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Hickl, Georg	Schniaris	beim Griaml	20
Perlak, Johann	Lokitsch	„ „	21
Perlak, Stefan	Lokitsch	„ „	21
Wagner, geb. Antoni, Elisabeth	Fizek	„ „	22
Schwarz, Josef	Keschpala	„ „	22
Jantschik, geb. Latzko, Elisabeth	Jusowaln	beim Bielischlanz	23
Lindenhof (Latzko), Elias	Fulek	„ „	24
Großmann, August	Schulahansl	„ „	24
Daubner, Josef	Kuckuck	„ „	24
Daubner, Johann	Kuckuck	„ „	24
Rusko, Johann	Meinzala	„ „	25
Wagner, August	Tippl	„ „	25
Bielesch, Johann	Kißla	„ „	25
Latzko, Johann	Nazala	b. Bahnh'viertel	404
Hickl, Johann	Hoolig	„ „	404
Reichl, Georg	Krestl	„ „	407
Latzko, Josef	Nazala	„ „	403
Michele, Johann	Posl	„ „	405
Perlak, Wendelin	Lokitsch	„ „	405
König, Ludwig		„ „	333
Priwitzer, Matthias		„ „	333
Tienes, Josef	Zimmerer	„ „	331
Macho, Johann	Paffka	„ „	330
Daubner, Arnold	Sägemeister	„ „	376
Lichtner, Leopold	Jiaglhonis	„ „	376
Tienes, Johann	Zimmerer	„ „	329
Reichl, Josef	Amerikaner	„ „	442
Gröbl, Emil		„ „	383
Macho, Johann	Schustisjani	„ „	383
Metzele, August	Metzn hinten	„ „	461
Daubner, Johann	Plaufuß/Bahnhof	„ „	388
Daubner, Georg	Spuala	„ „	393
Macho, Johann	Krauthansal	„ „	372
Antoni, Paul	Annalapall	„ „	394
Bielesch, Josef	Jiagala	„ „	498
Jantschik, Franz	Raaz	„ „	498
Drexler, Josef	Paanl	„ „	408

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Perlak, Elias	Bendischa	b. Bahnh'viertel	440
Kappl, Georg	Heachl	„ „	392
Michele, Ludwig	Posl	beim Heachl	26
Bielesch, Adolf	Schigala	„ „	27
Schnürer, Josef	Schniarajoschko	„ „	27
Jantschik, Valentin	Schestag	„ „	28
Bielesch, August	Trtnjeg	„ „	28
Kappl, Franz	Heachlferi	„ „	29
Lichtner, Johann	Jiaglhones	„ „	29
Bukowi, Karl	Bukowi	„ „	30
Derer, Matthias	Kafekmatthias	beim Stroona	31
Derer, Franz	Kafekfranz	„ „	31
Daubner, Johann	Wölsl	„ „	32
Daubner, Josef	Heidamo	„ „	33
Lehner, Andreas	Pruutjek	„ „	33
Latzko, Johann	Konitz	„ „	33
Straka, Johann	Peaga	„ „	33
Rusko, geb. Michele, Maria	Klarusch	beim Diarendis	34
Koretz, Emil		„ „	35
Medwed, August	Pea	„ „	35
Schwarz, Josef	Maurasefl	„ „	35
Derer, Elias	Mauralias	„ „	35
Kabas, Josef	Zeeomoz	„ „	366
Wagner, Franz	Krautsupn	„ „	37
Rusko, geb. Jantschik, Anna	Faschink	„ „	37
Bielesch, Johann	Trtnjek	beim Schusta	38
Metzele, Johann	Köbala	„ „	39
Hickl, Franz	Fudischfranz	„ „	40
Hickl, August	Fudischgustl	„ „	40
Paldauf, Johann		„ „	41
Jantschik, Johann	Faschink	„ „	41
Schnürer, Georg	Schniarajeg	„ „	41
Medwed, Martin	Schusta	„ „	476
Michele, Elias	Metalozka	„ „	476
Maier (Medwed), Josef	Pea	„ „	42
Medwed, Georg	Pea	„ „	42
Michele, Josef	Uamacha	beim Grega	43

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Michele, Johann	Krecknjirgal	beim Grega	44
Drexler, August	Moisigustl	„ „	339
Wagner, Franz	Hosn	„ „	340
Drexler, Josef	Moisisefl	„ „	45
Schnürer, Franz	Schusta	„ „	46
Kabas, Josef	Walachi	beim Diarijek	47
Schwarz, Bertalan	Poatl	„ „	48
Schwarz, August	Poatl	„ „	48
Kotjan, Johanna	Stukhankl	„ „	48
Daubner, Josef	Wetadries	„ „	49
Großmann, Elias	Paloaba	„ „	50
Lehner, geb. Kabas, Franziska	Wlaschis	„ „	51
Antoni, Elias	Kiachnwotta	beim Kobas	52
Kabas, Paul	Kobasnpal	„ „	52
Kabas, Johann	Jankala	„ „	52
Kabas, geb. Daubner, Anna	Tschorgei	beim Straka	53
Michele, Franz	Philipp	„ “	54
Michele, Leopold	Philipp	„ “	54
Kotjan, geb. Matschek, Barbara		„ „	55
Michele, Franz	Paputsch	„ „	56
Metzele, Josef	Köbala	beim Klapieta	57
Oswald, Johann	Honabielisch	„ „	57
Pisch, Matthias		„ „	58
Perlak, Josef	Lokitsch	„ „	59
Daubner, Josef	Lump	„ „	397
Bielesch, Elias	Plech	„ „	451
Lichtner, Matthias	Bupitz	„ „	60
Tonhäuser, Johann	Zeisal	„ „	60
Tonhäuser, Franz	Zeisal	„ „	60
Jantschik, August	Holzbogn	„ „	396
Metzele, August	Trsch	„ „	61
Antoni, Andreas	Schustis	„ „	61
Jantschik, Matthias		beim Raaz	62
Lehner, Johann	Lehnamichl	„ „	62
Großmann, geb. Lehner, Anna	Schoba	„ „	62
Großmann, Josef	Josch	beim Schulahansl	64
Rusko, geb. Großmann, Johanna		„ „	64

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Rusko, Karl	Karol	beim Schulahansl	64
Jantschik, Paul	Mäzl	beim Jantschik	65
Latzko, Johann	Hoolig	„ „	66
Latzko, August	Dropka	„ „	67
Jantschik, August	Stübls	„ „	67
Antoni, Matthias	Welsl	„ „	67
Bielesch, Johann	Maatschek	„ „	67
Bielesch, Josef	Olawrant	beim Mägit	68
Reichl, Elias	Tschitschmar	„ „	68
Drexler, Matthias	Paanl	„ „	69
Blinzer, Josef	Moojackl	„ „	69
Latzko, Johann	Kolmasala	beim Pletschiak	70
Medwed, August	Pabol	„ „	70
Lichtner, Johann	Hänseln	„ „	71
Matschek, Franz		„ „	72
Lichtner, Franz	Jackaln	„ „	73
Antoni, Josef	Baro	„ „	73
Michele, Georg	Posl	„ „	74
Schwarz, Georg	Hikapal	beim Ruskala	75
Schwarz, Johann	Kroma	„ „	75
Wolni, Daniel		„ „	76
Greisinger, Adalbert		„ „	76
Schwarz, August	Bika	„ „	77
Schnürer, Josef	Kunascheia	„ „	77
Franz, Ignaz	Lettna	„ „	77
Jantschik, Johann	Raaz	beim Windholz	326
Novotny, Julia	Lehrerin	„ „	326
Durkowitsch, August	Arbeiter	„ „	78
Maier, Ladislaus	Schmied	„ „	78
Raiffeisenkasse		„ „	79
Antoni, Josef	Bognasefl	„ „	398
Tänzer/Gemeindehaus	Deutschahaus	beim Hiatngattn	80
Spritzenhaus/Feuerwehr		„ „	81
Lichtner, Josef	Jiaglhones	„ „	327
Metzele, August	Bjeschtl	„ „	445
Metzele, Elias	Bjeschtl	„ „	445
Kasper, Josef	Petnapall	„ „	475

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Schwarz, Franz	Schlowek	beim Hiatngattn	499
Latzko, Josef	Morhext	„ „	503
Kolig, Josef		„ „	503
Michele, Josef	Hiatnsefl	„ „	373
Michele, Franz	Hiatnfranz	„ „	373
Pfeifermann	Lehrer	„ „	373
Hirschner, Ignaz		„ „	362
Hazei, Johann	Schreiner	„ „	328
Daubner, August	Toto	„ „	409
Lichtner, Daniel	Peppi	„ „	409
Jantschik, Ignaz	Hirtenstall	beim Schneida	82
Tonhäuser, Johann	Mrz	„ „	82
Medwed, Josef	Pabol	„ „	83
Antoni, August	Baro	„ „	494
Jantschik, Johann	Jusowal	„ „	494
Hickl, Johann	Hoolig	„ „	84
Perlak, Franz	Lokitsch	„ „	84
Daubner, Elias	Spuala	„ „	85
Latzko, Johann	Diedi	„ „	382
Antoni, Johann	Quakamo	„ „	382
Antoni, Johann	Beleschka	„ „	364
Antoni, Ludwig	Beleschka	„ „	364
Kappl, Josef	Brkala	„ „	86
Wagner, Josef	Krautsuppn	beim Hieklpal	433
Lichtner, Josefa	Seffi	„ „	433
Latzko, August	Buchhalta	„ „	386
Latzko, Johann	Metlstn Schmid	„ „	386
Hartmann/Kabas, Georg	Majoara	„ „	87
Daubner, Georg	Schreibajiag	„ „	88
Daubner, Josef	Schreibasefl	„ „	88
Schwarz, Ignaz	Isak	„ „	89
Rusko, August	Fajok	„ „	477
Macho, Johann	Hosn	beim Alnwlascha	90
Macho, Josef	Fritz	„ „	90
Großmann, Josef	Fias	„ „	90
Großmann, Franz	Peagafranz	„ „	90
Perlak, Johann	Kikala	beim Johann	91

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Michele, Anton	Hiatntonl	beim Johann	91
Antoni, August	Johann	„ „	91
Perlak, geb. Perlak, Elisabeth	Bendischa	„ „	91
Großmann, August	Fias	„ „	412
Daubner, Franz	Tumaln	beim Tepala	92
Lehner, geb. Wagner, Julia	Hebamme	„ „	92
Perlak, Franz	Tepala	„ „	93
Klein, geb. Metzele, Thekla	Greifl	beim Kromma	94
Jaklin, Josef	Kindergarten	„ „	95
Schwarz, Georg	Kroma	„ „	96
Michele, Josef	Krecknjirgal	„ „	96
Latzko, Ludwig	untere Stube	b. Metlstn Schmid	97
Latzko, Josef	obere Stube	„ „	97
Latzko, Franz	obere Stube	„ „	97
Jantschik, August	Guatngusti	beim Guat	98
Jantschik, Josef	Guatnsefl	„ „	98
Jantschik, Matthias	Guatnmatthias	„ „	98
Bielesch, Josef	Gastwirt	beim Hajan	395
Kamijan, geb. Schwarz, Johanna		„ „	99
Macho, Johann	Fritz	„ „	99
Hösl, Franz	Retich	„ „	100
Michele, August	Lichtna	„ „	100
Frindt, Ignaz		„ „	101
Jantschik, Josef	Schandor	beim Rußka	102
Jantschik, August	Schandor	„ „	102
Wagner, Franz	Talan	„ „	103
Bielesch, Johann	Stigar	„ „	104
Straka, Josef	Stigarsefl	„ „	104
Latzko, August	Eltschik	„ „	105
Daubner, Johann	Hanusch	„ „	106
Wagner, Johann	Urban	„ „	107
Macho, Josef	Machojosch	„ „	108
Lehner, Rudolf	Pleifuß	„ „	108
Straka, Eduard/Prahaus	Edo	„ „	110
Latzko, Paul/Prahaus	Tillen	„ „	110
Schwarz, Franz/Prahaus	Popalatsch	„ „	110
Pittner, Josef	Spuala	„ „	111

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Stritz-Rusnak, Josef	Krätschn	beim Rußka	112
Wagner, Paul	Malischken	beim Honaheibl	113
Schwarz, Franz	Pabol	„ „	114
Tonhäuser, Elias	Stroiko	„ „	114
Daubner, Elias	Strona	„ „	114
Bielesch, Matthias	Benkö	„ „	365
Bielesch, Rudolf	Klarechta	„ „	365
Koretz, Johann	Philipp	„ „	365
Metzele, Paula	Jantschikspaula	„ „	449
Wagner, Johann	Malischken	„ „	434
Latzko, Georg	Strona	„ „	419
Pittner, Johann	Penda	„ „	401
Bielesch, Elias	Neglesch	„ „	406
Drexler, August	Tadost	„ „	420
Latzko, Ludwig	Schropp	beim Mägit	115
Jantschik, Josef	Fasching	„ „	115
Megeth, Johann	Strban	„ „	116
Megeth, August	Hähl	„ „	116
Megeth, Johann	Hähl	„ „	116
Derer, Franz	Pjeschala	„ „	117
Bielesch, Johann	Neglesch	„ „	118
Derer, Josef	Pjeschala	„ „	119
Daubner, Elias	Hanusch	„ „	119
Großmann, Elias	Schmitzl	beim Teemala	120
Schwarz, Matthias	Stefl	„ „	121
Pittner, Johann	Jirgasch	„ „	121
Großmann, August	Schmitzl	„ „	121
Großmann, Franz	Schmitzl	„ „	121
Schwarz, Andreas	Ratzka	beim Tuumaln	122
Nikles, Ferdinand	Hiatn	„ „	123
Zeisl, Andreas		„ „	124
Bielesch, Franz	Wolkn	„ „	125
Daubner, Josef	Tummaln	„ „	126
Daubner, Johann	Posln	„ „	127
Kappl, Josef	Trn	auf der Scheib li.	334
Krohlas, Johann	Postlenka	„ „	335
Wagner, Josef	Kescha	„ „	337

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Bielesch, Elias	Mitzkei	auf der Scheib li.	338
Bielesch, Josef	Mitzkei	„ „	338
Pittner, Josef	Schimmala	„ „	336
Daubner, Josef	Kardabona	„ „	336
Perlak, Franz	Kappl	„ „	336
Bielesch, Johann	Kobala	„ „	128
Latzko, Johann	Drauschka	„ „	128
Rusko, Johann	Fajock	„ „	502
Rusko, Elias	Fajock	„ „	368
Kasper, Franz	Grez	„ „	368
Wollner, Johann	Bürgerschule	„ „	410
Bielesch, August	Brnzl	„ „	410
Macho, Josef	Maurerjoschko	„ „	130
Krohlas, Georg	Russn	„ „	480
Wagner, August	Pittfüruns	„ „	478
Michele, geb. Daubner, Johanna	Daumahanka	„ „	390
Daubner, Josef	Pischkosuska	„ „	421
Pischko, Stefan		„ „	422
Daubner, August	Daumagustl	„ „	391
Latzko, Ignaz	Strempala	„ „	402
Ferentschik, Josef		„ „	458
Daubner, August	Tuumaln	auf der Scheib re.	470
Schnürer, Andreas	Postlenka	„ „	481
Pittner, Matthias	Jirgasch	„ „	437
Michele, August	Posl	„ „	411
Neußer, Stefan	Jakala	„ „	424
Metzele, August	Mezn vorne	„ „	384
Wagner, August	Wolkn	„ „	377
Metzele, Franz	Mezn vorne	„ „	377
Turzer, Josef	Tschesch	beim Plinza	129
Turzer, Johann	Tschesch	„ „	129
Grelnet, Franz		„ „	131
Lichtner, Georg	Peppi	„ „	131
Metzele, Anton	Hiatnkobl	„ „	132
Koretz, Michael		„ „	133
Wagner, Franz	Tschetschala	„ „	133
Daubner, Elias	Häusls	„ „	134

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Martschek, Josef	Pafuk	beim Plinza	135
Perlak, Josef	Bendischa	„ „	135
Latzko. Elias	Dropka	beim Stutzl	136
Metzele, geb. Großmann, Paula		„ „	136
Derer, Daniel	Stutzl	„ „	137
Krohlas, Johann	Milnjek	„ „	138
David, Franz	Latzka	beim Latzken	140
Daubner, Alois	Abraham	„ „	140
Wagner, Georg	Pittfüruns	„ „	141
Latzko, Franz	Tinnifranz	beim Tschargan	142
Latzko, Josef	Schulmastala	„ „	143
Schwarz, Elias	Belan	„ „	144
Drexler, Josef	Tokar	„ „	501
Schwarz, Ignaz	Finko	beim Finko	145
Metzele, Johann	Hiatnkobl	beim Košpen	146
Kasper, Franz	Kospafrenzal	„ „	147
Fulek, Josef		„ „	147
Kasper, Josef	Speekjackl	„ „	148
Wagner, Johann	Pittfüruns	beim Keschajackl	149
Wagner, Ignaz	Pittfüruns	„ „	149
Tienes, Josef	Kislabeibl	„ „	150
Tienes Blinzer, August	Vrona	beim Jokldauma	151
Tienes, August	Kopsa	„ „	151
Kabas, Georg	Tschorgei	„ „	151
Kappl, Matthias	Trn	„ „	151
Latzko, Franz	Hinafranz	„ „	152
Latzko, Matthias	Schietheisl	„ „	153
Latzko, August	Majora	„ „	153
Blinzer, Josef	Schniaris	„ „	154
Michele, August	Plesl	beim Palesch	155
Palesch, Josef	Paleschsefl	„ „	156
Palesch, Karl	Paleschkarol	„ „	156
Krohlas, August	Rußn	„ „	157
Bielesch, Josef	Klarechta	beim Majroff	158
Bielesch, Anna	Stuchara	„ „	159
Nikles, Josef		„ „	160
Michele, Franz	Plesl	„ „	161

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Palesch, Matthias	Petschn	beim Majroff	162
Antoni, Josef	Petschn	„ „	162
Pischko, Josef	Schneckls	beim Bielisch	163
Kappl, Franz	Struhpatl	„ „	163
Michele, Josef	Promusch	„ „	164
Daubner, August	Turko	„ „	165
Michele, Josef	Dresn	„ „	515
Bielesch, Matthias	Kißla	„ „	166
Tienes, August	Kislabeibl	„ „	166
Daubner, Josef	Mechilis	„ „	167
Rusko, Thomas	Fajok	„ „	167
Latzko, Franz	Fintschala	„ „	168
Jantschik, Franz	Hommala	„ „	169
Jantschik, Josef	Hommala	„ „	169
Michele, August	Juusof	„ „	169
Drexler, August	Augustin	beim Siema	170
Bielesch, Anna	Leanzlen	„ „	171
Schwarz, Paul	Tokar	„ „	172
Jantschik, Johann	Holzbogn	„ „	172
Bielesch, Josef	Knot	„ „	173
Krohlas, Josef	Krohlassefl	beim Leanzl	174
Daubner, Matthias	Schwenzal	„ „	175
Daubner, August	Schwenzal	„ „	175
Krohlas, Elias	Leanzl	„ „	176
Drexler, Auugst	Paanl	„ „	176
Daubner, Josef	Schwenzal	„ „	511
Rusko, Ludwig	Fajock	beim Dauma	177
Daubner, Josef	Kokala	„ „	178
Daubner, Andreas	Writschan	„ „	179
Lichtner, Elias	Tittä	„ „	179
Schwarz, Erwin	Finko	beim Pietnapall	180
Kasper, Josef	Kasseisefl	„ „	181
Matschek, August	Lukatsch	„ „	182
Latzko, Elias	Schneckl	„ „	184
Latzko, August	Pumpa	„ „	387
Latzko, Andreas	Pumpa	„ „	387
Jantschik, Josef	Klinkhones	„ „	185

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Schwarz, Johann	Fuchs	beim Pietnapall	186
Bielesch, Johann	Brnzl	beim Maschka	187
Schwarz, August	Maschkagustl	„ „	188
Schwarz, Quido	Maschkaquido	„ „	188
Blinzer, Paul	Schnierapall	beim Pekl	189
Schwarz, Matthias	Schpeaba	„ „	190
Schnürer, August	Blinzer	„ „	191
Wagner, Johann	Tipl	„ „	192
Wagner, Josef	Tipl	„ „	192
David, Georg	Pendajegala	„ „	193
Tonhäuser, August	Mrz	„ „	193
Drexler, Georg	Augustin	„ „	194
Drexler, Josef	Augustin	„ „	194
Latzko, Franz	Morhext	„ „	194
Lindner/Latzko, Elias	Morhext	„ „	341
Jantschik, August	Feldhüter	„ „	342
Latzko, August	Schnakl	beim Lozka	195
Wagner, Franz	Gresa	„ „	196
Antoni, August	Baro	„ „	197
Antoni, Josef	Lozkasefl	„ „	452
Antoni, Stefan	Lozkastefan	„ „	453
Kasper, Georg	Staajirgal	„ „	198
Michele, Josef	Liasbuscht	beim Meattalozka	199
Michele, Josef	Gänsal	„ „	199
Latzko, Georg	Nenzala	„ „	199
Wagner, Georg	Foigo	beim Kappl	200
Latzko, Stefan	Dingl	„ „	201
Jantschik, Viktor	Hinanaz	„ „	201
Perlak, Andreas	Lokischdres	„ „	202
Bielesch, Johann	Jiagala	„ „	203
Kappl, Emil	Kapplemil	„ „	204
Kappl, Andreas	Kappldres	„ „	204
Kappl, Franz	Kapplfranz	„ „	204
Kruppa, Josef		„ „	205
Bielesch, Matthias	Harnakl	„ „	206
Tonhäuser, Johann	Valerie	„ „	206
Pittner, Johann	Schebala	b. Schwazmeakn	206

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Lauterbach/Latzko, August	Paffka	b. Schwazmeakn	207
Tomala, August	Kostra	„ „	208
Tomala, Johann	Kostra	„ „	208
Kappl, August	Trn	beim Wolkn	209
Pittner, August	Kobl	„ „	210
Hickl, Franz	Stropatl	„ „	210
Bielesch, August	Wolkngustl	„ „	211
Michele, Johann	Tokarjani	„ „	505
Wagner, August	Talan	beim Schwazendis	212
Latzko, Franz	Schnakl	„ „	213
Antoni, August	Kobas	„ „	454
Bielesch, August	Kissla	„ „	454
Latzko, Elias	Dropka	„ „	214
Latzko, Matthias	Dropka	„ „	214
Daubner, August	Kuckuck	„ „	214
Metzele, Franz	Mezn	„ „	214
Antoni, Josef	Plieml	beim David	215
Wagner, Josef	Talan	„ „	216
Bielesch, Georg	Kribs	„ „	216
Latzko, Josef	Prla	„ „	400
Latzko, Johann	Prla	„ „	217
Tienes, Johann	Korutz	„ „	217
Derer, Georg	Pjeschala	„ „	217
Hösl, Johann	Retich	„ „	217
Schnürer, Leopold	Schniarispoldi	„ „	218
Pittner, Rudolf	Fipp	„ „	219
Grosch, Josef	Buzka	beim Schwaziak	220
Lichtner, Josef	Plüml	„ „	220
Latzko, Johann	Majora	„ „	221
Latzko, Josef	Majora	„ „	221
Schwarz, Franz	Kitsch	„ „	221
Schwarz, August	Kitsch	„ „	221
Antoni, Franz	Annalafranz	„ „	222
Lichtner, Josef	Heisl	„ „	223
Lichtner, Josef	Peppi	b. Woltajantschik	224
Lichtner, Andreas	Peppi	„ „	224
Antoni, Franz	Kuckuck	„ „	389

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Latzko, Franz	Martscha	b. Woltajantschik	225
Latzko, Elias	Woltajantschik	„ „	226
Latzko, August	Stahäufl	„ „	226
Lichtner, geb. Schwarz, Anna	Franell	„ „	226
Bielesch, Josef	Kissla	beim Beibl	227
Schwarz, Elias	Kespala	„ „	228
Bielesch, Karl	Krohlaslisa	„ „	229
Lehner, Johann	Kassei	beim Landsdauma	230
Lehner, Georg	Kassei	„ „	230
Bielesch, Ludwig	Furzn	„ „	231
Tonhäuser, August	Nikn	„ „	231
Michele, Wendelin	Promusch	„ „	231
Latzko, Ignaz	Furzn	„ „	457
Jantschik, Elias	Holzbogn	b. Honnabielisch	232
Lichtner, Johann	Tittä	„ „	232
Latzko, Josef	Stroona	„ „	232
Latzko, Josef	Eltschik	„ „	233
Rusko, Josef	Maschka	„ „	233
Latzko, Georg	Hoolig	„ „	233
Oswald, Vinzenz		„ „	234
Drexler, Georg	Paanl	„ „	234
Latzko, Johann	Stomahansik	„ „	234
Daubner, Johann	Tschusch	„ „	235
Daubner, Josef	Tschusch	„ „	235
Macho, August	Teschik	„ „	496
Bielesch, Franz	Mitzkei	„ „	236
Bielesch, Georg	Schigala	„ „	237
Antoni, Georg	Ketta	beim Lehnamechl	238
Metzele, Johann	Mezn, hinten	„ „	238
Schalatek, geb. Michele, Anna	von Dresn	„ „	238
Metzele, Josef	Mezn, vorne	„ „	464
Latzko, August	Paffka	beim Lotzkajeg	239
Tonhäuser, Georg	Tschip, vorne	„ „	239
Nikles, Johann	Tschip, hinten	„ „	239
Jantschik, Johann	Stoplhap	„ „	240
Straka, Josef	Schwalenz	„ „	240
Tienes, Wendelin		„ „	371

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Örtl (Viertel)	Haus.-Nr.
Macho, Johann	Lukis	beim Balla	241
Macho, Franz	Teschik	„ „	242
Baller, Franz	Prza	„ „	465
Balla, Johann	Prza	„ „	465
Wagner, Johann	Tadost	beim Kescha	243
Latzko, August	Tillis	„ „	343
Lichtner, August	Peppi	„ „	343
Daubner, Franz	Schützl	„ „	344
Metzele, Josef	Zähreißer	„ „	345
Metzele, Johann	Zähreißer	„ „	345
Jantschik, Ignaz	Pruschka	beim Tschetschala	244
Reichl, Franz	Tribtschiak	„ „	244
Palesch, Johann	Tertschal	„ „	245
Wagner, Johann	Talan	„ „	245
Weiß, August	Susala	„ „	246
Weiß, Georg	Stoltschek	„ „	247
Krohlas, Petrus		„ „	249
Jantschik, August	Premas	„ „	474
Bukowi, Josef	Stroona	„ „	352
Lichtner, Franz	Tittä	„ „	354
Jantschik, Franz	Premas	beim Schwazpall	250
Jantschik, Josef	Premas	„ „	250
Medwed, Johann	Pabol	„ „	250
Schwarz, Josef	Kespala	„ „	251
Bielesch, Josef	Wolkn	„ „	252
Herchl, Johann	Paloschka	„ „	253
Bielesch, Franz	Ratzken	„ „	254
Jantschik, Matthias	Kirmalaschn	„ „	369
Jantschik, August	Kirmalaschn	„ „	369
Jantschik, Josef	Premas	„ „	370
Großmann, Andreas	Hansikl	beim Schmepal	255
Schwarz, Johann	Kespala	„ „	256
Schwarz, Johann	Tschiapl	„ „	353
Bielesch, geb. Lichtner, Elisabeth	Tittälisa	beim Petnjek	257
Pittner, Josef	Pendala	„ „	257
Pittner, Ignaz	Stützn	„ „	414
Pittner, Johann	Stützn	„ „	414

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Pittner, Johann	Draschl	beim Petnjek	415
Hösl, Josef		„ „	415
Herchl, Ignaz	Stattom	„ „	258
Herchl, Elias	Stattom	„ „	258
Straka, Ignaz	Schwalenz	„ „	259
Latzko, Georg	Glosa	„ „	260
Macho, Josef	Alnbiat	beim Alnbiat	261
Bielesch, Johann	Schreiba	beim Klajookl	262
Lichtner, Johann	Peppi	„ „	263
Lichtner, August	Peppi	„ „	263
Metzele, Johann	Trsch	„ „	467
Schwarz, August	Druschba	„ „	416
Schwarz, Ludwig	Druschba	„ „	416
Schwarz, Matthias	Druschba	„ „	416
Antoni, Johann	Veta Jiag	beim Lehnahones	346
Latzko, August	Glosa	„ „	346
Lang/Latzko, Johann	Hoolig	„ „	264
Tomala, Johann	Klahrechta	„ „	426
Tomala, Paul	Klahrechta	„ „	426
Schwarz, geb. Matschek, Johanna	Popalatsch	„ „	418
Michele, geb. Palesch, Maria	Pekl	„ „	265
Daubner, Johann	Toto	beim Schneaka	266
Daubner, Josef	Toto	„ „	266
Daubner, Ignaz	Hannusch	„ „	267
Schwarz, Maria	Bebala	„ „	267
Lehner, Josef	Tobias	„ „	267
Lehner, August	Tobias	„ „	267
Daubner, Johann	Schützl	„ „	423
Daubner, Paul	Schützl	„ „	468
Latzko, Josef	Diedi	„ „	268
Lehner, Johann	Hansulka	beim Moozmjekn	269
Großmann, Elias	Lukis	„ „	269
Michele, Franz	Poschik	„ „	270
Rusnak, Johann		„ „	271
Rusnak, Josef		„ „	271
Lenhardt/Latzko, Johann	Glosa	„ „	380
Metzele, Georg	Martin	„ „	381

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Großmann, Josef	Schoba	beim Tuul	272
Herchl, Josef	Tuulsefl	„ „	273
Antoni, Franz	Baran	„ „	427
Daubner, Franz	Hanel	„ „	428
Krohlas, Johann	Puskeil	„ „	429
Pittner, Ignaz	Penda	„ „	430
Latzko, Paul	Pomoti	„ „	274
Stanzel, Johann		b. Penaboognala	275
Stanzel, Josef		„ „	431
Kappl, Josef	Strupatl	„ „	276
Antoni, Franz	Thomas	„ „	276
Pittner, Franz	Kobl	„ „	441
Bielesch, Elias	Kissla	„ „	417
Bielesch, Ludwig	Teindala	„ „	277
Sonnenschein, David	Moischala	„ „	278
Deutelbaum, Moritz		„ „	279
Kabas, Josef	Talani	b. Schwatzmeakn	280
Pittner, Georg	Veta Jiag	„ „	435
Pittner, Franz	Hobafranz	„ „	435
Bielesch, Johann	Olawrand	„ „	281
Lehner, Elias	Ölschläger	„ „	282
Franz, August	Tschapen	„ „	282
Latzko, Josef	Buchhalter	„ „	282
Reichl, Georg	Kaschiag	„ „	439
Lehner, geb. Bielesch, Maria	Pepo	„ „	443
Bielesch, Franz	Zeis	„ „	283
Bielesch, Matthias	Zeis	„ „	283
Latzko, Matthias	Frühstück	„ „	283
Latzko, Paul	Frühstück	„ „	283
Pfr. Pöss, Josef	Pfarrhaus	„ „	284
Höfner, Johann	Schulhaus	„ „	285
Lichtner, Antoni	Rädlfiera	beim Jiaglhones	287
Lichtner, Elias	Pfeifl	„ „	287
Latzko, Johann	Buchhalter	„ „	287
Schwarz, Franz	Druschba	„ „	287
Lichtner, August	Tusch	„ „	378
Lichtner, Josef	Tusch	„ „	378

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Metzele, Johann	Linkatsch	beim Jiaglhones	379
Neußer, Johann	Jakala	„ „	379
Metzele, Franz	Mäzln	beim Gobahell	288
Wagner, Elias	Grez	„ „	289
Latzko, Adolf	Paffka	„ „	290
Hickl, Elisabeth	Nakaschliesl	„ „	291
Hickl, Johann	Kitsch	„ „	292
Schwarz, Josef	Belan	„ „	293
Antoni, Franz	Baro	„ „	294
Wagner, Elias	Haasn	„ „	295
Hickl, Ignaz	Fritz	„ „	296
Pittner, Johann	Bupitz	„ „	296
Weiß, geb. Jantschik, Theresia	Moz	beim Siemjek	347
Jantschik, Franz	Hinanaz	„ „	297
Kappl, August	Klahrechta	„ „	297
Kappl, Georg	Klahrechta	„ „	297
Michele, Josef	Poschik	„ „	298
Kappl, Johann	Fleekln	„ „	299
Powaschan, Johann	Kalei	beim Krestl	300
Latzko, Josef	Sochl	„ „	300
Antoni, Josef	Farofsefala	„ „	301
Wagner, Paul	Mintl	„ „	302
Wagner, Josef	Kobl	„ „	303
Antoni, Josef	Antschala	„ „	304
Reichl, Paul	Tschischmar	„ „	304
Bielesch, Johann	Zeis	„ „	304
David, Franz	Pukan	„ „	305
Jantschik, Josef	Raaz	„ „	305
Tonhäuser, Josef	Mrz	„ „	306
Hickl, Josef	Fudisch	beim Tschindaleng	307
Kasper, August	Kospa	„ „	308
Kasper, Josef	Kospa	„ „	308
Daubner, Georg	Bescheg	„ „	309
Bielesch, Paul	Krips	„ „	309
Bielesch, Georg	Pruutjek	„ „	310
Lichtner, Georg	Klapeta	„ „	310
Drexler, August	Abraham	beim Hiekl	311

Familienname, Vorname	Hausname od. Berufshinweis	Ortl (Viertel)	Haus.-Nr.
Drexler, Ignaz	Abraham	beim Hiekl	311
Daubner, Johann	Abraham	„ „	311
Schwarz, Johann	Schlowek	„ „	312
Schwarz, Elias	Schlowek	„ „	313
Daubner, Ignaz	Toto	„ „	314
Daubner, Johann	Toto	„ „	314
Schwarz, Matthias	Isak	„ „	314
Tomala, Elias	Schwazendis	„ „	314
Palesch, Johann	Larenzn	„ „	315
Hickl, Ignaz	Fudisch	„ „	315
Nepela, Ignaz		„ „	315
Kappl, Elias	Trn	beim Legendl	316
Lehner, August	Pleifuß	„ „	317
Latzko, Johann	Schropp	„ „	318
Latzko, Franz	Schropp	„ „	385
Reichl, geb. Antoni, Amalie	Tschitschmo	„ „	319
Kasper, Elias	Kospa	„ „	438
Latzko, Vinzenz	Kroma Ilona	„ „	320
Neußer, Alois	Tuumacha	„ „	321
Latzko, Vinzenz	Roschtiak	„ „	322
Bielesch, August	Zeis	„ „	322
Agrikola, Adolf	Grick	„ „	323
Agrikola, Ludwig	Grick	„ „	323
Latzko, Matthias	Schropp	„ „	436
Stefan, Ignaz	Zigeuner	„ „	348

Quellennachweis

1. Brosz, Paul: Die Karpatendeutschen in der Slowakei 1918—1945, Stuttgart 1972
2. Dr. Emeritzy, A. E.: Karpatenjahrbücher 1950—1981, Stuttgart
3. Jahn, Egbert: Die Deutschen in der Slowakei in den Jahren 1918—1929, München — Wien 1971
4. Hanika, Josef: Siedlungsgeschichte und Lautgeographie des deutschen Hauerlandes in der Mittelslowakei, München 1952
5. Dr. Hudak, Adalbert: Die Karpatendeutschen (Eckart-Schriften Heft 55), Wien 1975
6. Herget, Toni: Keine Heldensaga, Wochenblatt der Vertriebenen, München 1974
7. Kaindl, R. Fr.: Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern, Band 1—3, Gotha 1907—1911
8. Kasparek, M. U.: Als Säer wir kamen, Stuttgart 1959
9. Koppmann, Alexius: Die Deutschen in der Slowakei, Wien 1975
10. Krizko, Pavel: Schulwesen in den Jahren 1527—1674
11. Laßlop, Isidor: Deutsche Ortsnamen in der Slowakei, Stuttgart 1974
12. Misik, M.: Die Hussiten in der Slowakei, Neusohl 1928
13. Pöss, Josef: Opfertod unserer Väter, Stuttgart 1969
14. Probst, G. Freiherr von: Die niederungarischen Bergstädte, München 1966
15. Rudolf-Ulreich-Zimmermann: Hauerland — Bergstädterland, Wien 1979
16. Sikura, J. St.: Geschichte der Orte der Turzer Landschaft, Bratislava 1944
17. Schmidt, Fr.: Karpatendeutsche Wallfahrten, Stuttgart 1976
18. Schroer, Julius: Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes, Wien 1875
19. Steinacker, Ruprecht: Die mittelalterliche Siedlungsbewegung in der Slowakei und ihre Bedeutung für das slowakische Volk, SOD-Archiv, 12. Band, München 1969
20. Steinhübl, Josef: Mein Leben — Kampf eines katholischen Pfarrers für den Glauben und das Deutschtum in der Slowakei, Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken, Stuttgart 1975
21. Storzer, Mich.: Krickerhauer Liederbuch, Voerde 1976
22. Stric, Josef: Aus meinen Lebenserinnerungen
23. Tatarko, Ernst: Die Bistümer in der Slowakei, Stuttgart 1978
24. Wohland, Ludwig: Mein Hauerland — Leben und Schicksal einer deutschen Volksinsel im Südosten, Stuttgart 1953

Heimatbücher

Bestellungen direkt beim angegebenen Verlag

Deutsch-Mokra — Königsfeld. Eine deutsche Siedlung in den Waldkarpaten. Hans Schmid-Egger. Herausgeber: Collegium Carolinum München. Verlag Lerche, München, 1973 . . . . . DM 28,50

Kuneschhau. Erinnerungen an ein deutsches Dorf in der Slowakei. Herausgeber: Arbeitskreis der Kuneschhauer: Eduard Oswald, Johannesstr. 96, 7060 Schorndorf, 1974 . . . . . DM 20,—

Mein Leben. Kampf eines kath. Pfarrers für den Glauben und das Deutschtum in der Slowakei. Josef Steinhübl. Herausgeber: Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken in Baden-Württemberg, Stafflenbergstraße 44, 7000 Stuttgart 1, 1975 . . . . . DM 12,—

Krickerhauer Liederbuch. Michael Storzer
Herausgeber: Arbeitskreis der Krickerhauer, Herzogring 6, 4223 Voerde 1, 1976 . DM 10,—

Das Oberuferer Christgeburtspiel. Karl E. Fürst
Uni-Druck München, Amalienstraße 83, 8000 München 40, 1977 . . . . . DM 19,80

Das Oberuferer Paradeisspiel. Karl E. Fürst
Uni-Druck München, Amalienstraße 83, 8000 München 40, 1979 . . . . . DM 9,—

Die Bistümer in der Slowakei. Ernst Tatarko
Herausgeber: Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken, Stafflenbergstraße 44, 7000 Stuttgart 1, 1978 . . . . . DM 20,—

Heimatbuch Drexlerhau. Rudolf Schwarz
Herausgeber: Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken, Stafflenbergstraße 44, 7000 Stuttgart 1, 1978 . . . . . DM 30,—

Auf des Herzens heimlichen Altar. Helga Blaschke-Pál
Herausgeber: Karpatendeutsche Landsmannschaft in Österreich: Hermanngasse 30/8, A-1070 Wien, 1979 . . . . . DM 7,—

Deutsch-Proben. Richter-Schwertsik
Herausgeber: Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken in Baden-Württemberg, Stafflenbergstraße 44, 7000 Stuttgart 1, 1979 . . . . . DM 30,—

Krickerhau. Eine deutsche Siedlung in der Slowakei. R. Steinacker, Jos. Laslop u. a.
Herausgeber: Arbeitskreis der Krickerhauer, Herzogring 6, 4223 Voerde 1 . . . . DM 43,—

Schmiedshau. Ein deutsches Dorf in der Mittelslowakei, wie es entstand, war und verging. Rudolf Kurbel. Herausgeber: Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken, Arbeitskreis Schmiedshau, 7022 Leinfelden-Echterdingen 1, 1980 . . . . . DM 30,—

Neuhau. Eine ehemals deutsche Gemeinde in der Mittelslowakei. Johann Lasslob.
Zu bestellen bei Josef Gaal, Horber Weg 3, 7032 Sindelfingen . . . . . DM 45,—

Historisch-ethnographische Analyse der deutschen Siedlung im Preßburger Land
Fritz Zimmermann. Wilhelm Braumüller Verlag, Wien—Stuttgart, 1980 . . Schilling 590,—

Heimat Oberstuben. Hella Beck-Ertl
Zu bestellen bei Josef Rismann, Schießbergstraße 41, 7922 Herbrechtingen . . . . DM 35,—

Volkserzählung der Karpatendeutschen. Bd. 1
A. Cammann — A. Karasek. Elwert Verlag, Reitgasse 7, 3550 Marburg/Lahn . . . DM 36,—

Sankt Elisabeth, die Heilige aus Preßburg und Schutzfrau der Karpatendeutschen, Rudolf Hohmann. Zu beziehen in der Bundesrepublik Deutschland: Rektor Emil Lichmann, Hadamarstraße 1, 8400 Regensburg . . . . . DM 7,—
In Österreich: Karpatendeutsche Landsmannschaft Österreich, Hermanngasse 30/8, 1070 Wien . . . . . Schilling 50,—

Schriftenreihe

zu bestellen bei der Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei, Schloßstraße 92/II, 7000 Stuttgart 1

Ein Leben für Kirche und Volk
Roland Steinacker, Festschrift: Hrsg. Desider Alexy . . . . . DM 5,50

Die Kirche unserer Väter
Weg und Ende des deutschen Luthertums in der Slowakei, 1953, Adalbert Hudak . DM 3,—

Carl Eugen Schmidt. Adalbert Hudak, 1965 . . . . . DM 3,—

Aus der Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde A. B. in Preßburg
Steinacker und Alexy, 1956 . . . . . DM 2,50

Das deutsche evangelische Schulwesen in der Slowakei
Dr. Johann Liptak und Dr. Roland Steinacker, 1957 . . . . . DM 2,50

Die Theologie des Lebens und die Prager Friedenskonferenz
Adalbert Hudak, 1961 . . . . . DM 2,—

Mein Hauerland. Ludwig Wohland, 1953 . . . . . DM 4,—

Die Hohe Tatra. Geschichte des Karpatenvereins
Alfred Grosz, 1961 . . . . . DM 14,—

Karpatendeutsches Liederbuch. Karl Schwartz, 1964 . . . . . DM 10,—

Unvergessene Heimat. Gedichte aus dem Nachlaß von Friedrich Lám
Auswahl und Einteilung von Aurel Emeritzy, 1968 . . . . . DM 12,50

Deutsche Ortsnamen in der Slowakei. I. Lasslob, 1974 . . . . . DM 5,—

Die Karpatendeutschen (Eckartschriften, Heft 55
Lindengasse 42, A-1070 Wien). Adalbert Hudak, 1975 . . . . . DM 4,—

So haben wir gelebt. Meine Kindheits- und Jugenderinnerungen an Preßburg
(1923—1945), Josef H. Derx, 1976 . . . . . DM 5,—

Das Deutschtum in der Slowakei. Alexius Koppmann (Pseud.)
Hrsg.: Karpatendeutsche Landsmannschaft in Österreich, 1975 . . . . . DM 3,—

Preßburger Land und Leute. Rudolf, Ulreich, Zimmermann
Verlag: Karpatendeutsche Landsmannschaft Österreich, 1976 . . . . . DM 8,—

Die Hohe Tatra und die Gebirge der Nordslowakei. 2 Bde.
Offsetdruck, Eigenverlag, Ernst Hochberger, 1977 . . . . . DM 26,—

Altpreßburger Bilderchronik. Moick, Rudolf, Havel
Verlag: Karpatendeutsche Landsmannschaft Österreich, 1978 . . . . . DM 13,—

Meine ersten Nachkriegsbesuche in der alten Heimat
Josef Derx. Hrsg.: Karpatendeutsche Landsmannschaft in Österreich, 1979 . . . . DM 7,—

Hauerland — Bergstädterland. Rudolf, Ulreich, Zimmermann
Verlag: Karpatendeutsche Landsmannschaft in Österreich, 1979 . . . . . DM 13,—

Nordkarpatenland. Deutsches Leben in der Slowakei — eine Bilddokumentation.
Emeritzy/Sirchich, 1979 . . . . . DM 58,—

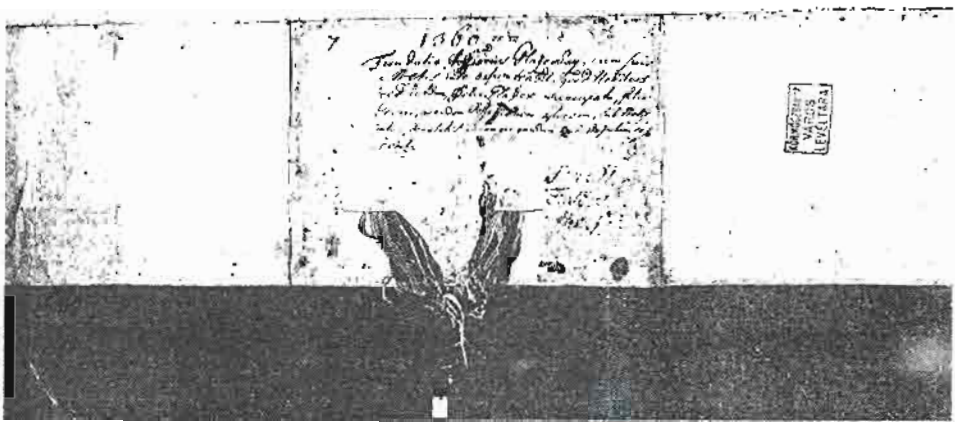
Die dazugehörige Landkarte kann auch einzeln bezogen werden.
(Maßstab 1:600 000), 1979 . . . . . DM 8,—

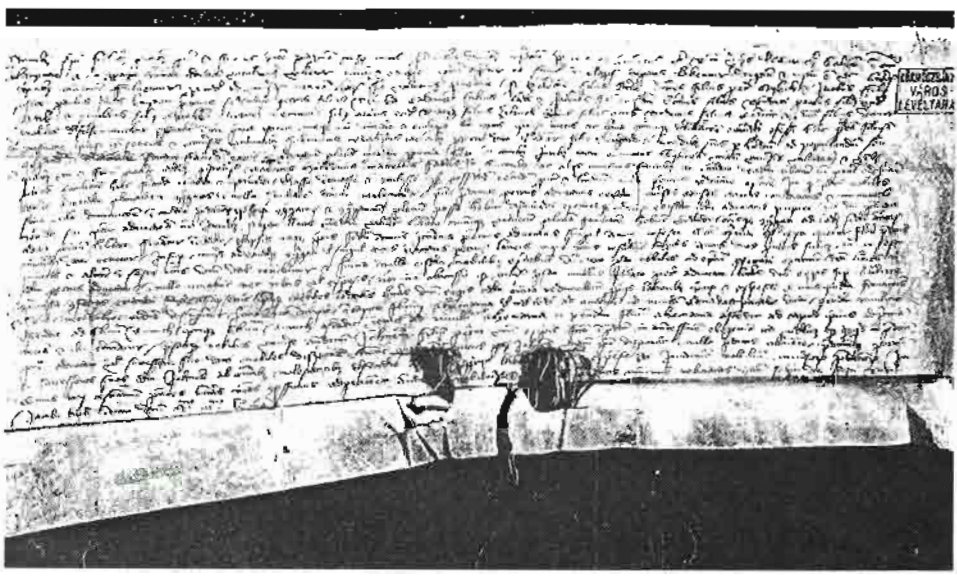
Hochwiesen am Fuße des Raichberg
Dipl.-Ing. Franz Kobes, Steffelhofstraße 7, 8000 München . . . . . DM 22,—

Anhang:

Gründungsurkunde von Glaserhau vom 25. Juli 1360

Allen an Christus Glaubenden, den Anwesenden wie denen, die in Zukunft vorliegendes Blatt einsehen werden, sagt Paul, durch göttliche Gnade Vorsteher und der Convent der Kirche der seligen Jungfrau von Turuch, im Namen des Allgewährenden seinen Gruß. Da die Nachkommenschaft des menschlichen Standes in schwankenden Zeitläuften umhergeworfen werden wird, und damit das, was zu Lebzeiten getan wird, nicht gleichzeitig mit dem Entgleiten der Lebenszeit entgleitet, ist es würdig und gerecht, daß es mit der Stütze der Buchstaben in Urkunden befestigt wird; wir wollen demnach zur Kenntnis dieser der Reihe nach gelangen, daß Kelemen, Sohn des Scenus, und Johannes, Bruder desselben, Scenus, Mark und Nikolaus, Söhne des Mochk, und Edle von Felseu Muthna, persönlich in unserer Anwesenheit festgesetzt und durch Dienst und Gabe der lebendigen Stimme, im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte und in guter und gemeinsamer Überlegung bekannt haben, daß sie einen gewissen Waldbesitz von ihnen mit Zinsen und allen Nutznießungen, die innerhalb der unten beschriebenen Grenzen liegen, dem Peter, genannt Glazer, Sohn des Gerhard, und seinen Erben, durch Erbfolge zum Bevölkern oder zum Ansiedeln und zum Verkünden von Wohnungen, in der Weise, daß er die volle Vogtei darauf für immer habe mit allen Rechten nach Art der Stadt Sillein . . . , und zusammen mit allen Nutznießungen und Nutzen, deren er sich wird bedienen und erfreuen können, also mit Bäckereien, Wirtshäusern, Mühlen, Fleischereien, Schmieden und Schustern und anderen dergleichen Erträgen, und wenn er eine freie Kirche darauf bauen könne, solle er volle Möglichkeit der Erhaltung, der Haltung und Einsetzung haben, gegeben, geschenkt und übereignet haben zum ewigen Besitz, Halten in gleicher Weise und Haben, wobei überhaupt kein Gegenredner auftrat, sodaß vorgenannte Edle in nichts Möglichkeit haben, zur



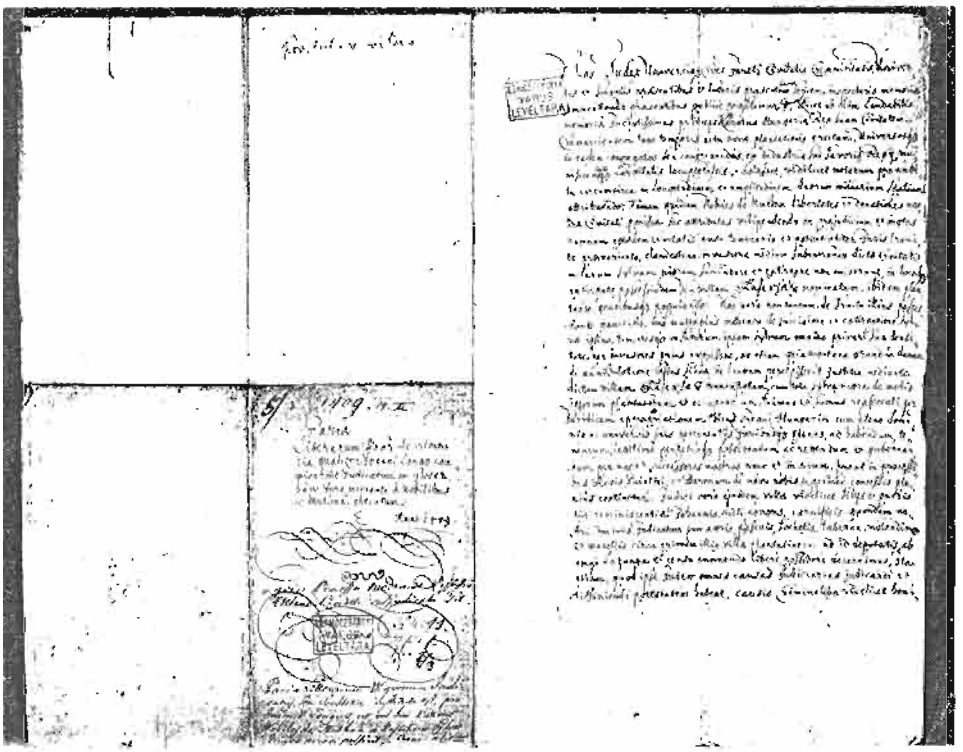


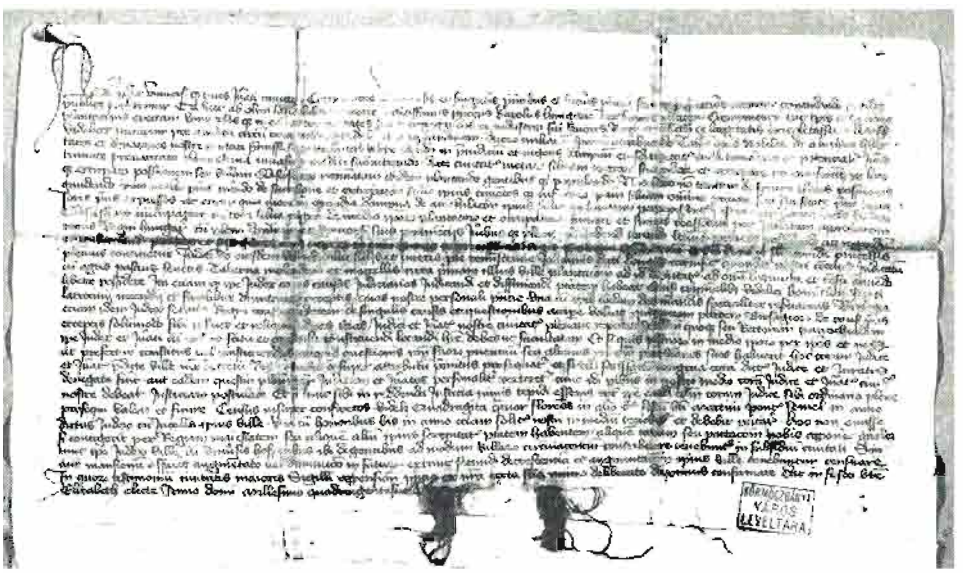
Besiedlung des nämlichen Besitzes versammelte Leute zu belästigen; dieser vorgenannte Peter, Vogt der nämlichen Leute, wird die volle Macht haben, alle Rechtsfälle, schwere, mittlere und leichtere, ohne irgend eine Einschränkung inmitten der vorgenannten versammelten und sich versammelnden Leute zu entscheiden und der gleiche Vogt wird die Ausführungen der nämlichen Verurteilungen vornehmen; auch wenn er selbst oder seine Erben die Vogtei mit den durch ihn dazugekommenen Rechten verkaufen wollen, werden sie die volle Möglichkeit haben, sie frei, wem immer sie wollen, zu verkaufen, und alle in derselben Versammelten mögen sechzehn Jahre von heute an der Freiheit in ihr genießen. Wenn demnach diese sechzehn Jahre verstrichen sind, ist vorgenannter Vogt Peter gehalten, in den einzelnen Jahren am Fest des Heiligen Martin des Bekenners 24 Gulden vorgenannten Edlen zu geben. Überdies werden alle in der Vogtei Versammelten gehalten werden, in den einzelnen Jahren zwei Hühner, nämlich eines am Pfingstfest und das andere am Fest der Geburt des Herrn zu geben, und sie sollen keine Dienste für die nämlichen Edlen verrichten. Wenn aber die erwähnten Edlen auftreten werden, um zum Heer zu ziehen, werden die genannten Leute und auch der nämliche Vogt Peter in nichts helfen, weder in Sachen noch in Aufwendungen, wobei dies nicht übersehen werden soll, daß alle erwähnten Edlen sich vorgenommen haben, für den vorher erwähnten Vogt Peter den Brief des Herrn Königs, der über die vorgenannte Freiheit ausgestellt wurde, nutzbar zu machen, und daß diese Edlen den schon genannten Brief des Herrn Königs für den nämlichen Vogt mit ihren eigenen Bemühungen und Aufwendungen gänzlich kaufen werden. Dieser Schenkung und des Waldes Grenzen werden in folgender Ordnung festgelegt: Die erste Grenze beginnt an der Quelle des Flusses Chemarna, dann erstreckt sie sich nach Westen zum Flüßchen namens Nadastpatak, durch das nämliche Flüßchen steigt sie hinab zum Fluß Turuch, und diesen Fluß Turuch steigt sie hinauf, gelangt zum Flüßchen Chemarna und durch den nämlichen Fluß Chemarna steigt sie zu dessen Quelle hinauf zur ersten Grenze und endet dort. Und die erwähnten Edlen alle wählten den genannten Johannes, Sohn des Peter, als einzigen von ihnen im vorgenannten Sachverhalt zum Vorgänger aus, so nämlich, daß, was auch immer mit dem genannten Vogt Peter oder seinem Nachfolger die genannten Edlen zu verhandeln hätten, ... der vorgenannte Johannes zusammen mit ihm verhandeln wird, wobei er in nichts den Genannten hinderlich ist, und den genannten Peter und seine Nachfolger hat der nämliche Johannes von allen Belästigern zu verteidigen übernommen, mit eigenen Bemühungen und Aufwendungen und mit Hilfe aller genannten Edlen. Zum Zeugnis dieser Sache haben wir unsere vorliegende Urkunde bestätigt, die auf Bitte der vorher genannten Edlen mit dem Schutz unseres anhängenden Siegels bekräftigt wurde. Gegeben am Tag nach dem Fest des seligen Jakob des Apostels, im Jahr des Herrn 1360.

Urkunde vom Jahre 1409
Glaserhau kam zur Stadt Kremnitz

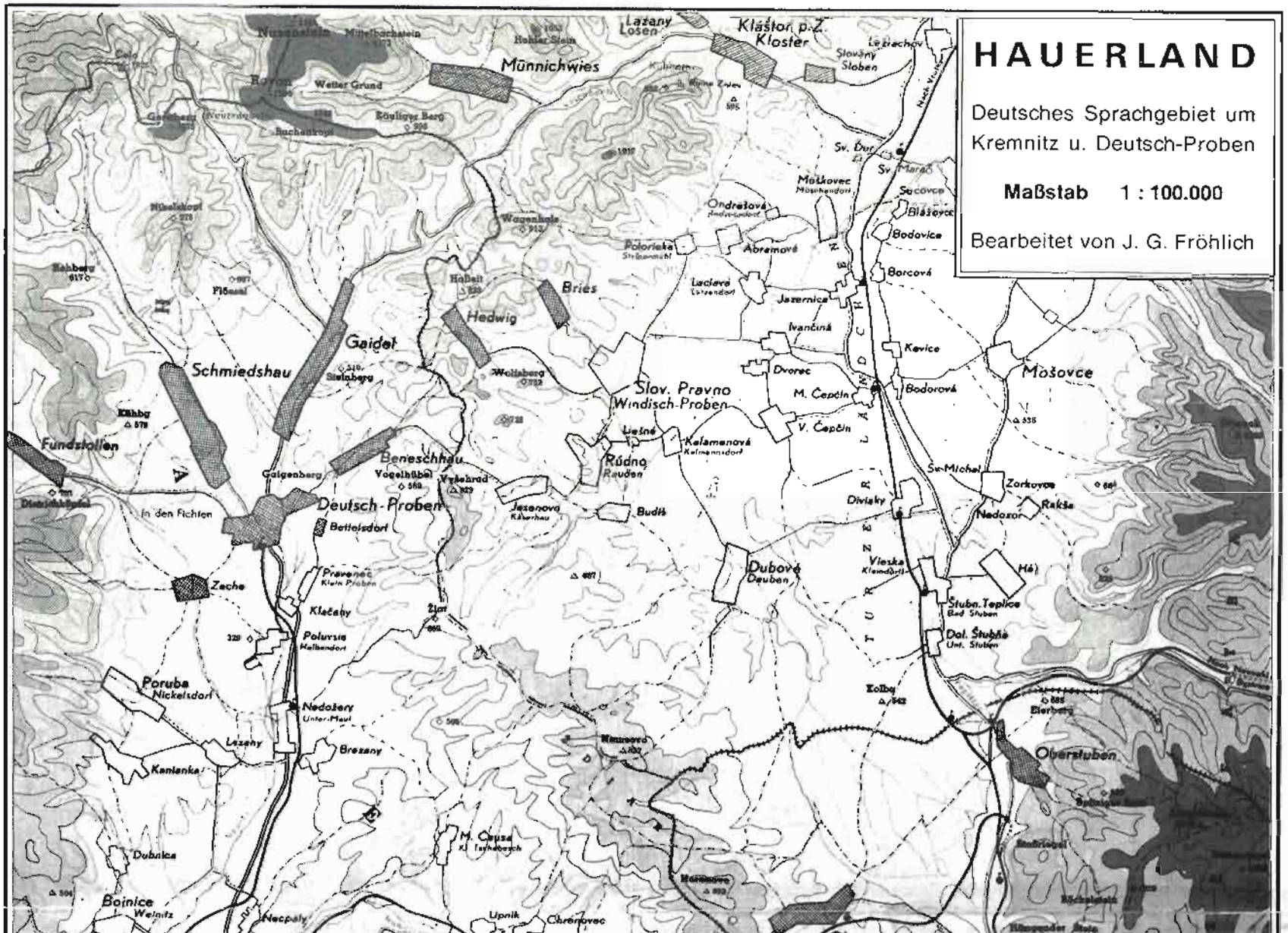
Wir, der Richter und die gesamten geschworenen Bürger der Stadt Crempniczie, erklären den gesamten wie den einzelnen Anwesenden und denjenigen, die in Zukunft den Lauf der Gegenwart in Augenschein nehmen werden, indem wir es den Anwesenden ins Gedächtnis legen, öffentlich, daß jedenfalls von altersher der erlauchteste Fürst ehrenvollen Angedenkens, Karl, König von Ungarn, seine Stadt Crempniczie, seinerzeit durch den Akt einer neuen Ansiedlung errichtet, und alle in ihr vereinigten und zu vereinigenden (Bewohner) durch tätige Auswirkung seiner königlichen Gunst und die Freigebigkeit seiner Schenkfreudigkeit bereichert und beschenkt hatte, und zwar durch Zuteilung eines Areals von zwei Meilen in die Breite und die Länge an den Umfang der Grenzen. Dennoch haben gewisse Edle von Muthna die Freiheiten und Schenkungen, die unserer oben genannten Stadt solchermaßen zugeteilt waren, mißachtet und sind zu vorgreifender Entscheidung und zu ungeheurem Schaden für eben diese Stadt in unbedachter Verwegenheitstat eigenmächtig unter Verletzung des Rechtsweges in heimlichem Eindringen mitten hineingeschlichen und haben es nicht unterlassen, den dunklen Wald der genannten Stadt niederzusägen und auszuroden, wobei sie dort am gerodeten Ort eine Besitzung oder ein Gehöft namens Glasershaw anlegten und es mit Bewohnern bevölkerten. Wir aber, die wir uns nicht so sehr über den Ertrag jener Besitzung freuten, als vielmehr Trauer empfanden über das Fällen und Roden jenes Waldes, und die wir fürchteten, daß eben dieser Wald in Zukunft durch die oben bezeichneten Eindringlinge zur Gänze seiner Dichte beraubt werde, zudem auch, weil die Berggegenden großen Schaden durch die Entwertung jenes Waldes auf Dauer erlitten hatten, (wir also) hatten und haben durch Vermittlung der Gerichtsbehörde das oben genannte Gut namens Glasershaw mitsamt dem gesamten dunklen Wald aus der Mitte dieser Bebauer und Okkupanten wiedererlangt durch gerichtliche Zueignung seitens des ganzen Königreichs Ungarn mit vollem Herrschaftsrecht und allen seinen Besitztümern und vollen Rechten, zur Benutzung, Behauptung und zu gesetzmäßigem und dauerndem Besitz, zum Beherrschen und Leiten durch uns und unsere Nachfolger jetzt und in Ewigkeit, so wie es in den Prozeßakten des Königs, des Pfalzgrafen und der Barone, die uns darüber zugestanden wurden, ausführlicher enthalten ist, für den Richter aber des nämlichen Gutes und seine Söhne und für die Knaben des Johannes, genannt Longus, des Henkers, ehrenvollen Angedenkens, unseres einstigen Mitbürgers, (haben wir erreicht), das Richteramt mit Äckern, Weiden, Erträgen, dem Wirtshaus, der Mühle und den bei der ersten Siedlung dieses Ortes dazu bestimmten Schlachtplätzen von

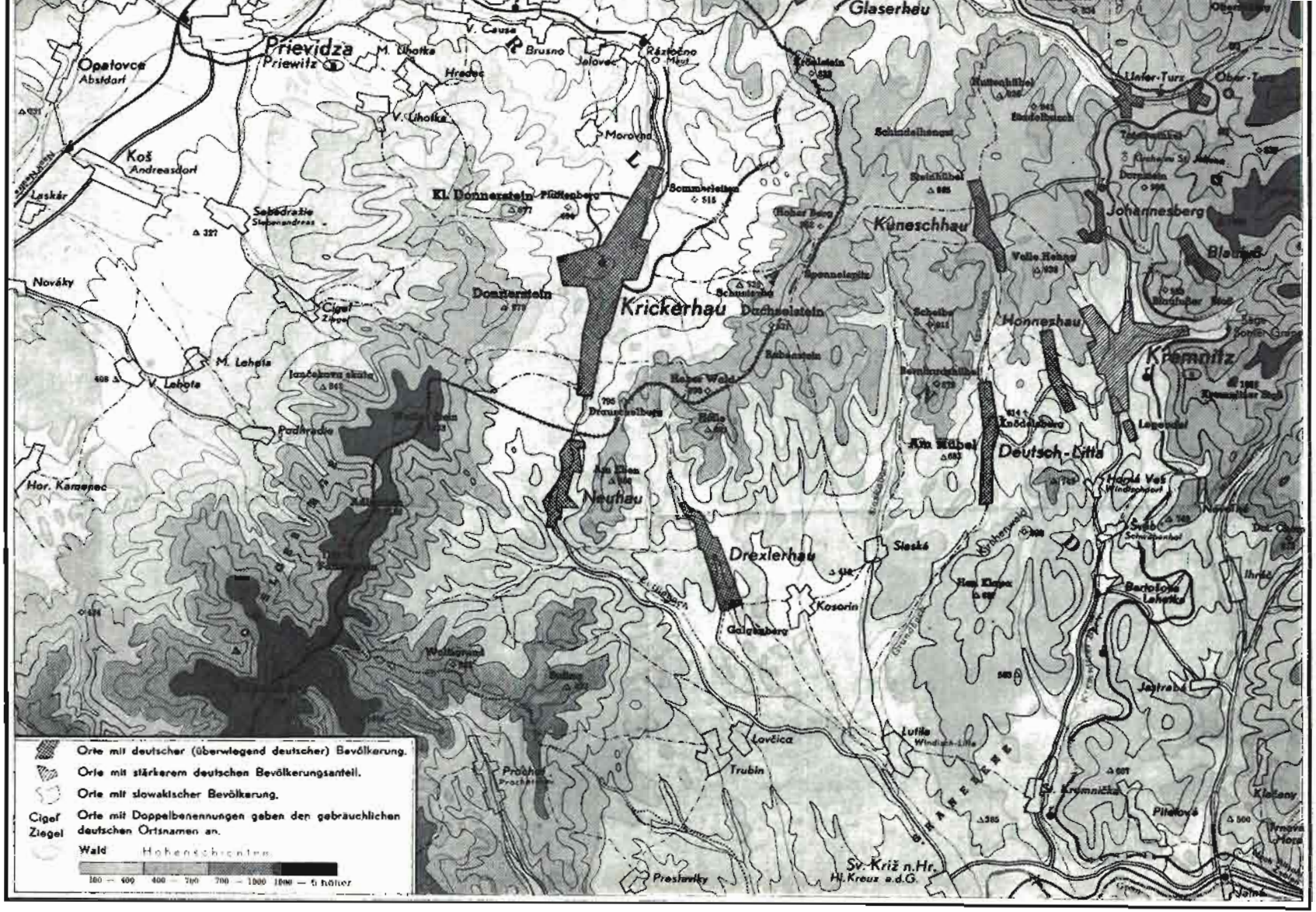
jeder Lozunga und Steuerzuteilung frei besitzen zu können, so auch, daß dieser Richter die Gewalt habe, alle Gerichtsfälle zu richten und zu entscheiden, mit Ausnahme natürlich von Kriminalfällen, als da wären Totschlag, Diebstahl, Raub, Brandstiftung und ähnliches, die wir unserer persönlichen Anwesenheit zusammen mit dem dort zu Beschließenden besonders vorbehalten. Auch Birsagia (Gerichtseinnahmen?) soll derselbe Richter nach der Gewohnheit des Reiches, was Einzelfälle und Klagen anbetrifft, annehmen können, er, der den dritten Teil der Birsagia wegen der vorhin ausgenommenen Fälle sich allein vorbehalten und die restlichen zwei Drittel dem Richter und den Geschworenen unserer Stadt vollständig auszahlen möge. Selbiger Richter und Geschworene sollen auch das Recht haben, einem Pfarrer oder Pfarrleiter mit unserem Wissen und unserer Zustimmung zu berufen und ins Amt zu setzen. Und wenn irgendeiner der Pfarrer in ihrer Mitte, der durch sie oder uns, wie es vorgezogen wird, eingesetzt oder einzusetzen ist, eine Klage durch die Art ihrer Entwicklung oder einer anderen Sache gegen seine Pfarrkinder hat, so soll er das vor dem Richter und den Geschworenen des oben genannten Gutes nach dem königlichen Dekret, das uns darüber verliehen wurde, zuerst verfolgen; und wenn ihm nun die geeignete Genugtuung vor genanntem Richter und Geschworenen verweigert worden ist, oder dieselbe Klage des Pfarrers gegen die Richter oder Geschworenen persönlich sich wendet, so muß derselbige Pfarrer in unserer Mitte vor Richter und Geschworenen unserer Stadt Gerechtigkeit fordern. Und wenn wir ihm dann beim Gewähren der Gerechtigkeit allzu nachlässig wären, dann muß er dieselbe Gerichtssache vor einem ihm entsprechenden Richter völlig verfolgen und beenden können. Darüber hinaus wird der genannte Richter zusammen mit den Einwohnern selbigen Dorfes gehalten werden und wird die gewohnten Steuern, nämlich 44 Gulden in Gold am Fest des seligen Papstes Martin, einmal im Jahr zusammen mit den auch zweimal im Jahr üblichen Ehrungen in unserer Mitte entrichten müssen. Um dies nicht zu übergehen: wenn es uns zuteil wird, uns durch die königliche Majestät oder irgendeinen anderen, der der Hoheit Machtbefugnisse hat, irgendeine allgemeine Steuer oder Verpflichtung aufzuerlegen, dann werden der Richter des Dorfes mit allen Fremden, die dort wohnen, im Maße der umliegenden Dörfer zur Steuerzahlung angehalten werden zur Unterstützung für die Stadt. Wird es aber in Zukunft eine Vermehrung oder Verminderung der Aufenthaltszahlen geben, so werden je nach Verlust oder Zuwachs dieses Dorfes (die Einwohner) angehalten werden, die Steuer zu entrichten. Zum Zeugnis für dies alles schien es uns gut, durch Anheften des größeren Stadtsiegels das Vorliegende mit sicherem Wissen wohlüberlegt zu bekräftigen. Gegeben am Fest der Erwählung der seligen Elizabeth, im Jahre des Herrn 1409.





Für persönliche Notizen!


HAUERLAND
Deutsches Sprachgebiet um Kremnitz u. Deutsch-Proben
Maßstab 1 : 100.000
Bearbeitet von J. G. Fröhlich
Münnichwies
Lazany Losen
Klášter p. Z. Kloster
Slovany Sloben
Lezrachov
Sv. Ďur
Sv. Marač
Moškovec
Sucovce
Blážovce
Bodovice
Borcová
Ondrešová
Abramová
Polorieka
Laclavá
Jazernica
Ivančiná
Kevice
Dvorec
M. Čepčín
Bodorová
V. Čepčín
Mošovce
Slov. Pravno
Windisch-Proben
Liešné
Kalamenová
Rúdno
Rauden
Budiš
Jesenovo
Beneschhau
Vogelhübel
Vyšehrad
Deutsch-Proben
Bettelsdorf
Gaidel
Steinberg
Schmiedshau
Fundstollen
Kühbg
Wagenhals
Halleit
Bries
Hedwig
Wolfsberg
Galgenberg
In den Fichten
Zeche
Pravenec
Klein Proben
Klačany
Poluvsie
Halbendorf
Poruba
Nickelsdorf
Nedožery
Unter-Maul
Lezany
Brezany
Kanianka
Dubnica
Boinice
Weinitz
Necpaly
M. Čausa
Upnik
Chrenovec
Dubové
Deuben
Vieska
Kleindorf
Divisky
Sv. Michal
Zorkovce
Rakša
Nedozor
Hé
Štubn. Teplice
Bad Stuben
Dol. Štubňa
Unt. Stuben
Kolbg
Eierberg
Oberstuben
Stoßriegel
Böckelstein
Hängender Stein
Nemsovo
Horonovo
Žlut
Wetter Grund
Königer Berg
Buchenkopf
Nuseneisen
Mittelbachstein
Hohler Stein
Royon
Niselskopf
Rehberg
Flössel
Gaisberg
Kühbg
Distrikthöpfel
TURZER LÄNDCHEN


Glaserhau
Prievidza
Priewitz
Opatovce
Abstdorf
Koš
Andreasdorf
Laskár
Nováky
Kl. Donnerstein
Donnerstein
Krickerhau
Dachselstein
Kuneschhau
Johannesberg
Honneshau
Kremnitz
Deutsch-Litta
Am Hübel
Neuhau
Drexlerhau
Kosorin
Galgenberg
Sieské
Lovčica
Trubín
Lutila
Sv. Križ n.Hr.
Hl. Kreuz a.d.G.
Prestavlky
Hor. Kamenec
Podhradie
M. Lehota
V. Lehota
Cigeľ
Ziegel
Orte mit deutscher (überwiegend deutscher) Bevölkerung.
Orte mit stärkerem deutschen Bevölkerungsanteil.
Orte mit slowakischer Bevölkerung.
Cigeľ Ziegel
Orte mit Doppelbenennungen geben den gebräuchlichen deutschen Ortsnamen an.
Wald
Hohenschichten
100 — 400
400 — 700
700 — 1000
1000 — 5 höher